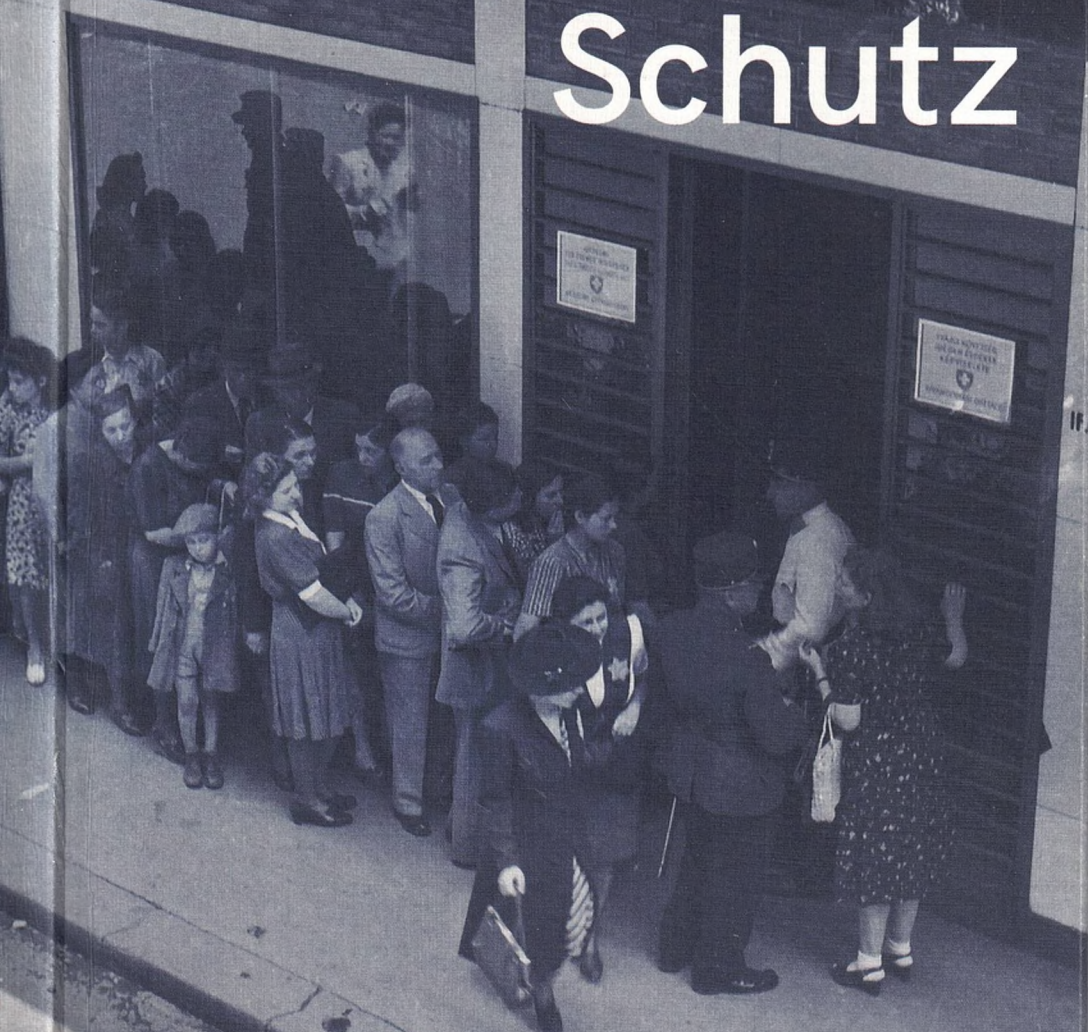


Agnes Hirschi
Charlotte Schallié

Unter Schweizer Schutz



Die Rettungsaktion von Carl Lutz
während des Zweiten Weltkriegs in Budapest
– Zeitzeugen berichten Limmat



«Unsere Kinder und Enkel sollen von uns erfahren, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind. Sie sollen dieses Wissen an ihre Kinder und Enkel weitergeben – zusammen mit dem Wichtigsten überhaupt: Stemm dich dagegen! Menschen wie Carl Lutz zeigen, dass das geht. Die Erinnerung an seine Menschlichkeit und Zivilcourage hilft, die Zukunft menschlicher zu machen.»

Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga

Zwischen März 1944 und Januar 1945 leitete der Schweizer Diplomat Carl Lutz (1895–1975) in Budapest eine umfangreiche Rettungsaktion. Lutz und sein Rettungsteam haben schätzungsweise mehr als 50 000 Schutzbriefe ausgestellt und verfolgte Jüdinnen und Juden in 76 sogenannten Schweizer Schutzhäusern untergebracht und damit Zehntausende vor Deportationen, Erschiessungen und Todesmärschen bewahrt.

«Unter Schweizer Schutz» enthält Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sowie Berichte, Briefe und Vorträge von Überlebenden in Israel, den Vereinigten Staaten, der Schweiz, Ungarn, Grossbritannien und Kanada. Das Buch zeigt die aussergewöhnliche Reichweite und das Ausmass der humanitären Hilfe von Carl Lutz und erinnert an seine selbstlose Grosstat.

Carl Lutz kämpfte sein Leben lang um die staatliche Anerkennung seines Einsatzes, der von der offiziellen Schweiz als «Kompetenzüberschreitung» gewertet wurde. Er wurde mehrfach ausgezeichnet, war dreimal für den Friedensnobelpreis nominiert und erhielt von Yad Vashem den Ehrentitel «Gerechter unter den Völkern». Im Jahr 2018 wurde im Bundeshaus in Bern ein «Carl Lutz Saal» eingeweiht.



Agnes Hirschi, geboren kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in London, Kindheit in Budapest. Die Belagerung der ungarischen Hauptstadt erlebte sie als sechs Jahre altes Mädchen, die letzten zwei Monate des Kriegs mit der Familie Lutz und dreissig weiteren Personen im Luftschutzkeller. Nach dem Krieg heiratete Carl Lutz ihre Mutter, so kam sie in die Schweiz, wo sie seit 1949 lebt. Bis zu ihrer Pensionierung war sie als Journalistin in Bern tätig. Sie ist Präsidentin der 2018 in Bern gegründeten Carl Lutz Gesellschaft und Mitglied des Kuratoriums der 2004 gegründeten Carl Lutz Stiftung, Budapest.



Foto Gerry Schallie

Charlotte Schallie, geboren 1965 in Toronto, aufgewachsen im Aargau. Studium der Geschichte und Germanistik an der University of British Columbia in Vancouver. Sie ist Professorin an der University of Victoria in Kanada für Germanistik und Holocaust Studies. Veröffentlichte u. a. «Heimdurchsuchungen. Deutschschweizer Literatur, Geschichtspolitik und Erinnerungskultur seit 1965».



Unter Schweizer Schutz

Die Rettungsaktion von Carl Lutz während des Zweiten Weltkriegs in Budapest – [Zeitzeugen berichten](#)

Herausgegeben von Agnes Hirschi und Charlotte Schallié

Unter Mitarbeit von Dahlia Beck, Daniel Teichman,
Daniel von Aarburg und Noga Yarmar

Mit einem Beitrag von François Wisard

Übersetzungen von Lis Künzli und Barbara Linner

Limmat Verlag
Zürich

- 7 «Doch die Gesetze des Lebens sind nun
einmal stärker als menschliche Paragraphen»
Charlotte Schallié und Agnes Hirschi
- 26 Kontext und Eckpunkte der Rettungsaktivitäten
von Carl Lutz und seinem Team
François Wisard

Erinnerungen aus der Widerstandsbewegung

- 48 Rafi Benshalom
59 Paul Fabry
77 Mordechai Fleischer
89 Jean Greenstein
100 David Gur
114 Mordechai László Kremer

Porträts von Überlebenden

- 132 Vera Bellák
139 Eva Bino
145 Agnes Heffner
151 Shaul Paul Ladany
160 Judith Miriam Meltzer Maté
167 Rabbiner Jozsef Schweitzer
171 André Sirtes
181 Eva Szirmai
187 Agnes Teichman
195 Klári Trebitsch
200 Ivan Gabor Wigdorovits

Gespräche mit Überlebenden

- 208 Zipporah Cohen
215 Agnes Heller
227 Idit Hirschfeld
235 Chedva Katz
248 Naomi Katz
260 Ester Kaufman
271 Agnes Misan
279 Mordechai Neumann
292 Miryam Palgi
299 Peter Pollak
307 Elizabeth Rieder
315 Mosche Schavit
320 Alexander Schlesinger
333 Rabbiner Arthur Schneier
343 Schulamit Stauber
349 Rabbiner Jakob Teichman

Schriftliche Selbstzeugnisse von Überlebenden

- 364 George Berci
- 374 Irena Braun Lefkovic
- 393 Agnes Hirschi
- 406 Shemuel Katz
- 414 Tom Keve
- 432 Andrew Simon
- 443 Peter Tarjan

Hommagen und Briefe von Überlebenden an Carl Lutz

- 450 Charles Gati
- 458 Steven Thomas Geiger
- 464 George Somogyi
- 469 Geoffrey Leonard Tier
- 473 Michael Vertes

Anhang

- 478 Zeittafel
- 480 Glossar
- 490 Herausforderungen beim Bearbeiten der Interviews
Daniel Teichman
- 494 Erfahrungen einer Forschungsassistentin
Noga Yarmar
- 498 Bearbeitung der Abschriften
Dahlia Beck
- 500 Zum Dokumentarfilm «Carl Lutz – Der vergessene Held»
Daniel von Aarburg
- 503 Literaturverzeichnis
- 504 Bildnachweis
- 506 Dank
- 507 Mitherausgeberinnen und Mitherausgeber
- 508 Übersetzerinnen

«Doch die Gesetze des Lebens sind nun einmal stärker als menschliche Paragraphen»¹

Charlotte Schallié und Agnes Hirschi

«Im Frühjahr 1944, während der unbarmherzigsten Schreckensherrschaft, fand sich ein Mensch, ein Schweizer Diplomat, der sich über alle Vorschriften (sowohl der Schweiz als auch Amerikas) hinwegsetzte, der seinen Diensteid verletzte, um einem Mitmenschen zu helfen.»²

Dieses Buch zeichnet aus der Sicht von Geretteten und Widerstandskämpfern die Rettungsaktivitäten des Schweizer Diplomaten Carl Lutz während des Zweiten Weltkriegs in Budapest nach.

Carl Robert Lutz (1895-1975) war von Januar 1942 bis März 1945 Vizekonsul und Leiter der Abteilung «Fremde Interessen der Schweizer Gesandtschaft» in Budapest. Zu seinen Aufgaben gehörte, die Schutzmacht-Interessen von vierzehn kriegführenden Staaten in Ungarn zu repräsentieren – unter anderem jene der USA und Grossbritanniens. In dieser Funktion führte Lutz bereits zu Beginn seiner Amtszeit Verhandlungen mit den ungarischen Behörden und erwirkte, dass 10 000 Palästina-Zertifikate³ für jüdische Kinder und Jugendliche ausgestellt wurden, womit er ihnen die Auswanderung in das britische Mandatsgebiet Palästina ermöglichte. Diese erfolgreichen Verhandlungserfahrungen in Budapest waren wegweisend für den Verlauf von Lutz' Rettungsaktion, die er nach dem Einmarsch

1 Lutz, Carl: Aufzeichnungen von Konsul C. Lutz über seine Rettungsaktion 1944/45 in Budapest. Bern 1946.

In: Nachlass Generalkonsul Carl Lutz/184; Archiv für Zeitgeschichte (Ass), S. 1.

2 Grossman 1986, S. 52.

3 Ausreisevisa.

der Wehrmacht am 19. März 1944 auf eigene Initiative in die Wege leitete. Im Anschluss an die Besetzung Ungarns wurde die jüdische Bevölkerung – mit Ausnahme der Juden und Jüdinnen in der Hauptstadt – in weniger als zwei Monaten in Ghettos verschleppt und von dort nach Auschwitz-Birkenau und in andere Vernichtungslager deportiert und ermordet. Obwohl die Deportationen im Juli 1944 weitgehend eingestellt wurden, waren die Jüdinnen und Juden in Budapest weiterhin der Gefahr von Angriffen, Erschiessungen und Todesmärschen ausgesetzt. Carl Lutz, der über den Verlauf der Deportationen informiert war, entschloss sich, umgehend zu handeln. Nach wochenlangen Verhandlungen mit dem Reichsbevollmächtigten für Ungarn, SS-Brigadeführer Edmund Veessenmayer, und SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann erreichte Lutz, dass er das, von Grossbritannien bereits bewilligte, Kontingent von 7800 Palästina-Zertifikaten an jüdische Schutzsuchende ausstellen durfte.⁴ Da eine Auswanderung zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich war, war Carl Lutz' Rettungscoup einzig darauf ausgerichtet, die jüdischen Verfolgten in Budapest vor den Erschiessungen, Todesmärschen und vorangetriebenen Abtransporten in die Sammellager zu bewahren. Zu diesem Zweck entwickelte er auf eigene Verantwortung eine Rettungsstrategie, die darauf abzielte, für alle Inhaber der Palästina-Zertifikate sogenannte «Schutzbriefe» auszustellen und sie gleichzeitig in einem kollektiven Auswanderungspass – dem «Kollektivpass» – namentlich zu erfassen. Sowohl die Schutzbriefe wie auch die zwei Kollektivpässe waren mit dem offiziellen Stempel der Schweizer Gesandtschaft versehen. Um sein Vorgehen zu erklären, vertrat Lutz gegenüber den deutschen und ungarischen Behörden den Standpunkt, dass die Inhaberinnen und Inhaber der Schutzbriefe als Schweizer Bürger unter Schweizer Schutz standen und von der Vernich-

4 Je nach Quelle wird die genehmigte Anzahl von Palästina-Zertifikaten zwischen 7000 und 8000 angegeben. Wir beziehen uns auf Grossman 1986, S. 57 und S. 74.



Der junge Carl Lutz auf
der Atlantik-Überfahrt 1913

tungspolitik in Ungarn ausgeschlossen waren. Carl Lutz organisierte diesen grossangelegten Rettungseinsatz, der die offizielle Schweiz als Schutzmacht für die jüdische Bevölkerung auftreten liess, ohne dass er dazu von der Schweizer Regierung bevollmächtigt gewesen wäre. Die humanitäre Schutzaktion war aus der Not geboren und konnte – wie die Zeitzeugenberichte in diesem Buch nahelegen – nur mit Hilfe eines Netzwerks von zahlreichen lokalen Helfern und Verbündeten durchgeführt werden. Es war ein gefährliches Unterfangen für alle Mitakteure. Carl Lutz beschreibt diese erste Phase seiner Rettungsaktivitäten wie folgt:

«Die Erstellung dieser Pässe, die ‚Schweizer Kollektivpässe‘ genannt wurden, bot erhebliche Schwierigkeiten, wenn sich auch zahlreiche Volontäre zur Verfügung stellten, um bei den Schreibarbeiten mitzuhelfen. Meine Idee war, Kollektivpässe von je 1000 Personen zu erstellen. Dazu brauchte es, nebst den Personalien, auch Fotos von den Personen, die aber in den Judenhäusern [Gelbsternhäusern] eingeschlossen waren. Eine Gruppe von 50 jungen jüdischen Volontären stellte sich zur Verfügung –

zum Teil in ungarischer Uniform –, um die Personalien und Photi zu beschaffen. In einigen Fällen wurde der Zutritt in die Häuser sogar erzwungen, indem die jungen Burschen sich als Pfeilkreuzler ausgaben. In mühsamer Nacharbeit wurden vier Pässe angefertigt, die heute wohl historische Dokumente sind.»⁵

Obwohl sich Carl Lutz nach aussen hin – und gegenüber den deutschen und ungarischen Behörden – an die Kontingent-Anweisungen hielt, setzte er sich in einem zweiten Schritt über sie hinweg, indem er eigenmächtig den Auftrag erteilte, die genehmigte Quote um ein Vielfaches zu überschreiten. Sein ausgeklügelter und erfinderischer Plan bestand darin, die begrenzten Mittel und Ressourcen des bürokratischen Apparats auszuschöpfen, um so viele Menschenleben wie nur möglich zu retten. Damit die waghalsige Strategie nicht aufflog, hielt er seine Mitarbeiter an, jede neue Serie von Einwanderungszertifikaten und Schutzbriefen jeweils von 1 bis 7800 zu nummerieren.⁶ Ein weiterer bürokratischer Kniff war, die 7800 Palästina-Zertifikate als «Familienzertifikate» zu interpretieren und für jedes Familienmitglied einen eigenen Schutzbrief auszugeben. Denn, so argumentierte der gewandte Verhandlungsführer Lutz, die ungarische Regierung habe doch schliesslich «Einheiten» genehmigt, die, nach seinen Vorstellungen, bis ca. zehn Familienmitglieder beinhalteten. Diese willkürliche Auslegung hatte zur Folge, dass Carl Lutz mit der von ihm ins Leben gerufenen Rettungsaktion und durch die Unterstützung seines Rettungsteams über 50000 lebensrettende Schutzbriefe und Schutzpässe ausstellen konnte.⁷

⁵ Lutz 1946, S. 4-5.

⁶ Grossman 1986, S. 138. Siehe auch: «Dass ich mich nun auf einem Vulkan bewegte, war mir jede Stunde des Tages bewusst, denn Obersturmbannführer Eichmann liess mir mündlich mitteilen, dass kein Jude lebend Budapest verlassen würde, sodass meine Liebesmüh umsonst sei.» Lutz 1946, S. 5.

⁷ Diese Zahl beruht auf Carl Lutz' persönlichen Aufzeichnungen, in denen er bestätigt, dass er die Verantwortung für die Ausgabe von 50 000 Schutzbriefen übernahm.

In Verhandlungen mit dem ungarischen Aussenminister Gabor Kemény erreichte Carl Lutz zudem, dass 76 Häuser in der Pozsonyi-Strasse und am Szent-István-Park laut geltendem Exterritorialitätsrecht unter Schweizer Obhut gestellt wurden. Dazu gehörte das Glashaus in der Vadász-Gasse 29, das als exterritoriales Gesandtschaftsgebäude von der ungarischen Regierung anerkannt war.⁸ In diesem Gebäude eröffnete die Abteilung «Fremde Interessen der Schweizer Gesandtschaft» am 24. Juli 1944 ihre Auswanderungsabteilung. Carl Lutz betraute zuerst den Leiter des Budapester Palästina-Amtes Mikios (Mosche) Krausz und danach auch Alexander Grossman damit, die Leitung zu übernehmen. Nach dem Staatsstreich der «Nyilas» (Pfeilkreuzler) am 15. Oktober 1944 war das Glashaus das grösste Gebäude unter Schweizer Schutz und beherbergte gemäss Zeitzeugenaussagen bis zu 3000 verfolgte jüdische Menschen. Nach Schätzungen von Mihály Salamon fanden in allen 76 von der Schweiz geschützten Häusern zirka 17000 Verfolgte einen Zufluchtsort.⁹

Aus Carl Lutz' Aufzeichnungen geht hervor, dass um die 150 Personen – Angestellte der Schweizer Gesandtschaft und Freiwillige – an dieser um-

Carl Lutz 1946, S. 5. Siehe auch: «Die Aktion hatte jedenfalls die Bedeutung, dass sie durch ihre gewaltige Ausdehnung das ganze Entjudungsprogramm der Nazis verwirrte. Ohne die schweizerische Aktion hätten die Leute Szälasis in wenigen Tagen die ungeschützten Männer und Frauen zusammenklauben und über Hegyeshalom deportieren können, so aber mussten sie auf den schweizerischen Schutz Rücksicht nehmen, mussten wochenlang die Pässe prüfen, ob diese echt oder falsch waren und so verspäteten sie sich mit der Deportierung, bis Budapest durch die Rote Armee umzingelt wurde und Zehntausende durch die schweizerischen Schutzpapiere die Rettung fanden.» Lévai, Jenó: Die erste diplomatische Aktion. Wie der schweizerische «Schutz» zustande kam? In: Die historische Artikelreihe von Jenó Lévai s.l.s.d. In: Nachlass Generalkonsul Carl Lutz/Carl Lutz 191; Archiv für Zeitgeschichte (AfZ), S. 3.

8 Grossman 1986, S. 54.

9 Brief vom 24. Dezember 1948. Nachlass Generalkonsul Carl Lutz/22; Archiv für Zeitgeschichte (AfZ).



Carl Lutz mit seiner geliebten Mutter Ursula, USA
1934

fangreichen Rettungsaktion mitbeteiligt waren.¹⁰ Zu ihnen gehörten Carl Lutz' engste Vertraute, seine Ehefrau Gertrud Lutz-Fankhauser (1911-1995), die Schweizer Landsleute Harald Feller (1913-2005), Ernst Vonrufs (1906-1972), Peter Zürcher (1914-1975) sowie Mikios Krausz (1908-1985) und Mitglieder der zionistischen Jugenduntergrundbewegungen. Andere Diplomaten wie Raoul Wallenberg oder der päpstliche Nuntius Angelo Rotta folgten seinem Beispiel und stellten ebenfalls zahlreiche Schutzbriefe, Pässe und Zertifikate für die Menschen in Not aus. Aufgrund ihres Umfangs und ihrer minutiösen Durchführung jedoch darf die risikoreiche Operation von Lutz, die er «ohne einen administrativen Apparat, ohne finanzielle Mittel und ohne amtlichen Auftrag»¹¹ ausführte, als die grösste und erfolgreichste zivile Rettungsmission des Zweiten Weltkriegs betrachtet werden.¹² Um das Überleben der jüdischen Bevölkerung, die in

¹⁰ Lutz 1946, S. 9.

¹¹ Lutz 1946, S. 3.

¹² Tschuy 1995.

akuter Lebensgefahr war, zu sichern, setzte sich Carl Lutz über Konventionen und Vorschriften hinweg, indem er die Menschenrechte und den Grundsatz der Unantastbarkeit des menschlichen Lebens über das damals geltende Unrecht stellte. Mehr als 70 Jahre später dient Carl Lutz' Rettungsaktion noch immer als musterhaftes Beispiel humanitärer Diplomatie in Konfliktgebieten.

Carl Lutz

Carl Lutz wurde am 30. März 1895 in Walzenhausen (Appenzell Ausser rhoden), einer hoch über dem Bodensee gelegenen Gemeinde, als zweitjüngstes von zehn Kindern geboren. Sein Vater, Johannes Lutz, betrieb einen Steinbruch, starb jedoch früh. Die tiefreligiöse Familie war arm. Seine Mutter, Ursula Lutz-Künzler, war Sonntagsschullehrerin in der Methodistentengemeinde und kümmerte sich um die Armen in der Gemeinde. Sie war eine warmherzige Frau und ein Vorbild für Carl Lutz, der seine Mutter liebte und verehrte. Da ein Studium in der Schweiz aus finanziellen Gründen nicht in Frage kam, wanderte er nach seiner kaufmännischen Lehre in St. Margrethen (St. Gallen) im Jahr 1913 nach St. Louis (Missouri), in die Vereinigten Staaten, aus. Er war gerade achtzehn Jahre alt geworden; ohne eigenes Vermögen und ohne Beziehungen dorthin. Um sein geplantes Studium zu finanzieren, arbeitete er fünf Jahre lang in einer Fabrik in Granite City (Illinois). Dann erst konnte er an der George Washington University sein Studium in Geschichte und Jura aufnehmen und drei Jahre später (1924) mit dem Bachelor of Arts abschliessen. In dieser Zeit begann auch seine diplomatische Karriere, zunächst mit einer Aushilfsstelle als Korrespondent und bald als Kanzlist in der Visa-Abteilung der Schweizer Gesandtschaft in Washington, D.C. Daraufhin folgten feste Anstellungen als Kanzleisekretär an den Schweizer Konsulaten in Philadelphia und St. Louis. Im Jahr 1935, nach seiner Heirat mit Gertrud Fankhauser, wurde Carl Lutz an das Schweizer Konsulat in Jaffa, das für das damalige Palästina und Transjordanien zuständig war, versetzt.



Carl Lutz und Gertrud Lutz-Fankhauser (2. Reihe rechts aussen) im Bus von Lissabon nach Genf 1945. Dazu schreibt Carl Lutz: «Endlich rückt die Heimat näher! Von Lissabon ging es Mitte Mai 1945 über Madrid nach Barcelona, wo wir von einem schweizerischen Autobus abgeholt und wohlbehalten nach Hause gebracht wurden.»

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs vertrat er auch die Interessen der deutschen Reichsangehörigen in Palästina. In diese Zeit fiel seine Ernennung als Vizekonsul. Die guten Kontakte zu Deutschland kamen ihm später in Budapest zugute. Wie bereits erwähnt war Carl Lutz nach seiner Tätigkeit in Palästina von Januar 1942 bis März 1945 Vizekonsul in Budapest.

Nach den Ereignissen in Budapest kehrte Carl Lutz im Mai 1945 gesundheitlich schwer angeschlagen über Bulgarien und die Türkei in die Schweiz zurück. In seinem unveröffentlichten Lebenslauf, den er 1968 verfasste, schildert er die Umstände dieser abenteuerlichen Reise:

«Nach einem einwöchigen Aufenthalt in der Türkei setzten wir die Reise auf dem Schutzmachtdampfer ‚Drottingholm‘, stets mit Schwimmgürtel durch das minenverseuchte Mittelmeer, nach Lissabon fort, von

dort über Spanien nach Genf, wo wir nach der sechs Wochen dauernden Reise um Mitternacht ankamen und den Dank und Gruss der Heimat entgegennahmen, der da lautete: ‚Haben Sie was zu verzollen?‘ »¹³

Carl Lutz arbeitete nach seiner Genesung von 1946 bis 1954 für das Politische Departement in Bern und Zürich. In dieser Zeit liess er sich von seiner Frau Gertrud scheiden und heiratete im Jahr 1949 Magda Grausz aus Budapest. Im Jahr 1951 war er in einer besonderen Mission für die Lutheran World Federation in Israel tätig. Von 1954 bis 1961 amtete er als Konsul in Bregenz (Österreich) – zuletzt als Titular-Generalkonsul. Nach seiner Pensionierung lebte Carl Lutz in Bern, wo er am 13. Februar 1975 im Alter von 80 Jahren verstarb. Seine erste Frau, Gertrud Lutz-Fankhauser schrieb über ihn: «Er gehörte zu den Stillen im Lande und war zeitlebens ein pflichtbewusster Beamter. Gleichzeitig war er von seinem tiefen christlichen Glauben stark geprägt, was ihn aus innerstem Bedürfnis immer wieder dazu verpflichtete, Menschen in Not beizustehen.»¹⁴

Nach der Zeit in Budapest war Carl Lutz für den Rest seines Lebens von einem grundlegenden Widerspruch gezeichnet. Obwohl er sich Vorwürfe machte, in Budapest nicht mehr «Schutzbefohlene» gerettet zu haben, tat er sich schwer damit zu akzeptieren, dass seine humanitäre Aktion in der Schweiz wenig Beachtung fand. Während ihm aus dem Ausland verschiedene Zeichen der Anerkennung zuteilwurden – unter anderem eine Strassennamensgebung in Haifa (1958), das Grosse Bundesverdienstkreuz der BRD (1962), und die Ehrung als «Gerechter unter den Völkern» von Yad Vashem (1964)¹⁵ – wurden seine Rettungsaktivitäten in seiner Heimat nur

13 Lutz, Carl: Curriculum vitae von Generalkonsul Carl Lutz, Bern 1968. In: Nachlass Generalkonsul Carl Lutz / 22; Archiv für Zeitgeschichte (AfZ), S. 6.

14 Lutz-Fankhauser, Gertrud: Carl Lutz – ein persönlicher Rückblick. In: Nachlass Generalkonsul Carl Lutz/233; Archiv für Zeitgeschichte (AfZ), S. 4.

15 Diese Ehrung wurde 1978 auch Gertrud Lutz-Fankhauser zuteil.

vereinzelt gewürdigt, er erhielt zum Beispiel das Ehrenbürgerrecht seiner Heimatgemeinde Walzenhausen (1963). Nach seiner Rückkehr aus Budapest nahmen sich seine Vorgesetzten im Bundeshaus kaum Zeit, ihn anzuhören; stattdessen prüfte man seine Spesenabrechnung. Auch wurde seiner beim Eidgenössischen Politischen Departement (EPD; heute EDA) vorgebrachten Bitte, ihm zwei Kollektivpässe für einige Zeit zur Verfügung zu stellen, nicht entsprochen. In einem Brief (5. Februar 1949) erhielt Carl Lutz den Bescheid, dass die Polizeiabteilung des Eidgenössischen Polizei- und Justizdepartements gegen ihn den Vorwurf der «Kompetenzüberschreitung» erhob, denn es sei in Budapest nicht gesetzmässig gewesen, Schweizerpässe an Ausländer zu verteilen:

«Die Polizeiabteilung des Eidgenössischen Polizei- und Justizdepartements macht uns [...] mit Schreiben vom 25. Januar 1949 darauf aufmerksam, dass die Bezeichnung der betreffenden Ausweispapiere als schweizerische Kollektivpässe nicht statthaft war; denn die Abteilung für fremde Interessen sei wohl ermächtigt gewesen, den ihrem Schutz unterstellten Ausländern Papiere abzugeben, habe aber diese nicht als Schweizerpässe bezeichnen dürfen.»¹⁶

Man muss sich vergegenwärtigen, dass Carl Lutz in einer höchst dramatischen Situation in Ungarn, wo Adolf Eichmann die Vernichtung der ungarischen Juden vorantrieb, sich eines raffinierten juristischen Manövers bediente, um Tausende von Menschenleben zu retten. Während er sich dazu entschied, Menschenleben höher zu gewichten als das buchstabengetreue Befolgen von Gesetzen, wurde ihm letztlich genau dies von seinen Vorgesetzten vorgehalten. Die oben zitierte schriftliche Rüge – auch wenn sie keine Bestrafung nach sich zog – empfand der gewissenhafte und verantwortungsbewusste Beamte, als würde man sein Handeln als schweres Vergehen werten. Es darf deshalb nicht verwundern, dass

16 Nachlass Generalkonsul Carl Lutz / 22; Archiv für Zeitgeschichte (AfZ), S.1.



Carl Lutz mit einer Kinderschar in Appenzell, Schweiz, undatiert

Carl Lutz bis zu seinem Lebensende darum kämpfte, sich in den Augen jener, die seine Vorgehensweise in Budapest legalistisch oder moralisch verurteilten, zu rehabilitieren.

Nach dieser schriftlichen Massregelung sollten noch neun Jahre verstreichen, bevor Carl Lutz' «unbefugtes» Vorgehen zum ersten Mal von offizieller Schweizer Seite als humanitäres Engagement gewürdigt wurde. Die Anerkennung von Bundesrat Markus Feldmann kam Lutz anlässlich der Debatte über den Ludwig-Bericht im Nationalrat zuteil. Die eigentliche offizielle Rehabilitierung erfolgte jedoch erst 1995 im Rahmen der Gedenkstunde zum 100. Geburtstag von Carl Lutz. Der damalige Aussenminister Flavio Cotti würdigte Carl Lutz als «stillen, aber grossen Helden». Es ist bezeichnend, dass Cotti in seiner Rede die Privatperson Lutz ehrte, indem er darauf hinwies, dass Lutz «als Mensch und verantwortliches Individuum gehandelt [habe], weil sein persönliches Gewissen ihm keine Ruhe liess». Dass die Rettungsaktion in Budapest nur möglich war, weil

Lutz in seiner Funktion als Amtsträger handelte, darauf verwies Cotti in diskret indirekter Weise. Cottis Rede war keine politische Entschuldigung, es war die Ehrung eines Aufrechten und Gerechten, der – hier zitierte Cotti das humanitäre Credo von Carl Lutz – sich das Recht herausnahm, die jüdischen Flüchtlinge unter den offiziellen Schutz der Schweizer Regierung zu stellen: «Wenn es so viele Länder gibt, welche die Gesetze verletzen, um zu töten, so dürfte es doch ein Land geben, dass die Gesetze verletzt, um zu retten.»¹⁷

Im Gegensatz zum politischen Erinnerungsdiskurs berichteten die Medien sporadisch über Carl Lutz' Rettungsaktivitäten im Zweiten Weltkrieg. Vier Monate nach Kriegsende – am 15. September 1945 – erschien in der «Schweizer Illustrierten» ein Beitrag unter dem Titel «Ein Schweizer Konsul und ein Konsul von Salvador verhinderten die Ausrottung des ungarischen Judentums». Anlässlich seiner Pensionierung im Jahre 1961 wurden Carl Lutz' persönliche Aufzeichnungen in gekürzter Form in der «Neuen Zürcher Zeitung» unter dem Titel «Die Judenverfolgung unter Hitler in Ungarn» zum ersten Mal veröffentlicht. Der einleitende Paragraph würdigte, «was Mannesmut, Unerschrockenheit und Unbeirrbarkeit im Dienste der Menschlichkeit auch in einer Zeit zu wirken vermögen, in der alle ethischen Wertmassstäbe mit Füßen getreten werden».¹⁸ Im selben Jahr erschien «Heute darf ich reden – Ich habe nicht umsonst gelebt» in der Zeitschrift «Sie und Er». In diesem Artikel kamen auch weitere an der Rettungsaktion beteiligte Personen wie Tibor Rosenbaum und Alexander Grossman zu Wort. Als zehn Jahre später Carl Lutz der «Schweizer Illustrierten» den Vorschlag unterbreitete, über die Rettungsaktion zu schreiben, erhielt er die Antwort «Nun verhält es sich leider so, dass sich – wie verlässliche Erhebungen ergeben haben – der Grossteil

¹⁷ Cotti 1995, s. 36.

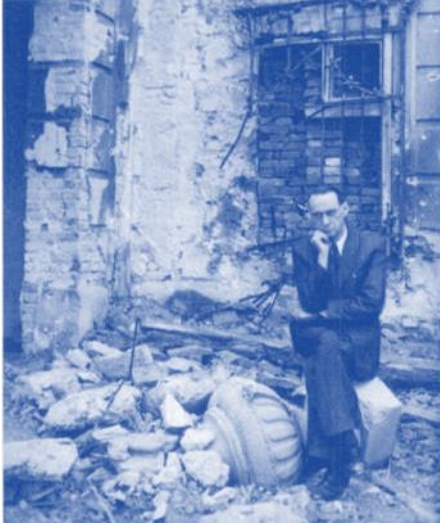
¹⁸ Lutz, Carl: Die Judenverfolgung unter Hitler in Ungarn. Das Rettungswerk eines Schweizer im Jahre 1944 in Budapest. Neue Zürcher Zeitung, 30. Juni 1961. Separatdruck.



Carl Lutz und Gertrud Lutz-Fankhauser sitzen mit dem Chauffeur Charles Szluha im Wrack ihres Autos, Budapest, Ungarn 1945

meiner Leser für die dramatischen Vorgänge, in deren Mittelpunkt Sie einstens gestanden haben, kaum mehr interessiert, sodass ich beim besten Willen keine Möglichkeit sehe, einen Bericht in der ‚Schweizer Illustrierten‘ zu publizieren, wie er Ihnen vorschwebt. Unterzeichnet von Dr. W. Meier – Chefredaktion.» Diesen ablehnenden Bescheid erhielt Carl Lutz vier Jahre vor seinem Tod.

Zwischen 1975 und 1995 finden sich in der medialen Aufarbeitung der Schweizer Erinnerungsgeschichte zum Zweiten Weltkrieg relativ wenige Hinweise auf Carl Lutz. Vereinzelt behandelten Alexander Grossmans Biografie «Nur das Gewissen. Carl Lutz und seine Budapester Aktion – Geschichte und Porträt» (1986) und berichteten über die Einweihungen der Ehrentafel in Walzenhausen (1975), des Carl-Lutz-Denkmals in Budapest (1990) und des Carl-Lutz-Weges in Bern (1995).



Carl Lutz in den Ruinen
der Britischen Gesandtschaft,
Budapest, Ungarn 1945

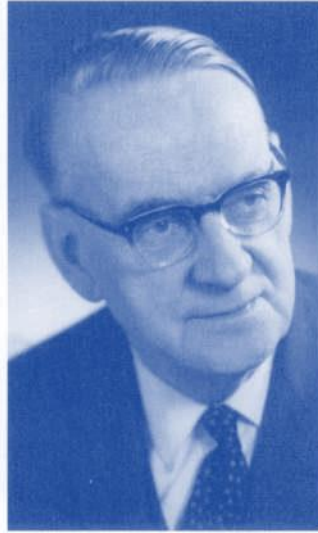
Erste Weihnachten in Bern,
Schweiz 1949

Porträtaufnahme von
Carl Lutz 1965

Obwohl die historische Figur Carl Lutz in der kollektiven Erinnerung der Schweiz auch heutzutage noch nicht fest verankert ist, wird seine Schutzbrief-Rettungsaktion im nationalen Gedächtnis der Schweiz seit zehn Jahren vermehrt gewürdigt. Eine bedeutende Ehrung von Seiten der Bundesregierung erfolgte anlässlich der Herbstsession des Nationalrats am 24. September 2018 im Nationalrat. Ein halbes Jahr zuvor wurde das grösste Sitzungszimmer im Westflügel des Bundeshauses als «Carl Lutz Saal» von Bundesrat Ignazio Cassis eingeweiht.

Oral History – Gespräche mit Geretteten und Zeitzeugen

Die in diesem Buch vorliegenden Berichte bzw. Zeugnisse von Holocaust-Überlebenden und Zeitzeugen sind über einen Zeitraum von 25 Jahren (1995-2020) in Israel, Ungarn, der Schweiz, Grossbritannien, Kanada und den Vereinigten Staaten erfasst und gesammelt worden. Den Begriff «Zeugnis» verwenden wir dabei nicht in seiner juristischen Bedeutung, sondern fassen ihn, um den multiplen methodologischen Ansätzen ge-



recht zu werden, in weitem Sinn als «Weitergabe von Informationen, für die sowohl ein innerer, unbeugsamer Druck sie mitzuteilen besteht als auch eine äussere Bereitschaft und ein Verlangen, diese zu empfangen»¹⁹.

Nachfolgend steckt François Wisard, Leiter des Historischen Dienstes beim EDA, den historischen Zeitrahmen ab, der die Rettungsmassnahmen von Carl Lutz in den Kontext anderer Rettungseinsätze durch Diplomaten und das Internationale Rote Kreuz in Budapest während des Kriegs stellt. Wisards Überlegungen zu den höchst komplizierten Rettungsmissionen unter Schweizer Leitung führen uns zum ersten Kapitel, das Zeugnisse ehemaliger Mitglieder von vier zionistischen Jugendbewegungen vorstellt: Bne Akiva, Hanoar Hazioni, Haschomer Hazair und Hechaluz. In

19 «[A] transmission of information, for which there is an internal, unrelenting pressure to convey as well as an external readiness and eagerness to receive it.» Greenspan et al. 2014, S. 199.

diesem Kapitel ist auch der Zeugenbericht eines Nichtjuden enthalten, Paul Fabry. Fabry, der zum militärischen Widerstand gehörte, stellte eine Truppe zusammen, die vorgeblich mit der Bewachung des Glashauses beauftragt war. Während die falsche Militäreinheit vortäuschte, die Insassen des Glashauses gefangen zu halten, schützten er und seine Soldaten in Wirklichkeit die jüdischen Bewohner vor Angriffen und Verhaftungen durch die Pfeilkreuzler. Sein Bericht erinnert uns daran, wie viele individuelle Widerstandsaktionen zu den von der Schweiz geführten Rettungsmissionen beigetragen haben: «Es gab keinen einzigen geretteten Juden, ohne dass nicht Dutzende andere daran beteiligt waren. Da war derjenige, der ihn ins Haus hereinliess, derjenige, der ihn zum Taxi brachte, derjenige, der ihm ein bisschen Kleingeld oder etwas zu essen gab, derjenige, der mit gefälschten Bescheinigungen von einem Ort zum andern rannte, derjenige, der den Telefonanruf machte, um ihm zu sagen, er soll fliehen. Es war eine Kette von Ereignissen, und eine einzige Sekunde konnte von Bedeutung sein. Wo konnte in dieser Sekunde jemand helfen? War jemand da, der einem zu Hilfe kam? War jemand da, der einem dieses Papier gab? Niemand konnte allein tausende Verfolgte retten. Und das trifft auch für Lutz zu. Lutz war ein Held, aber er brauchte Hunderte andere, die ihm halfen.»

Im zweiten Kapitel werden Lebensgeschichten nachgezeichnet, die auf Interviews mit Überlebenden und deren Nachkommen beruhen. Diese Porträts von Geretteten – die Gespräche, auf denen sie basieren, wurden mit einer Ausnahme alle von Agnes Hirschi geführt – sind weitgehend in der dritten Person gehalten um hervorzuheben, dass diese mündlich erfragten Lebensgeschichten durch die Augen der Gesprächspartnerinnen reflektiert werden. Diesem gemeinschaftlichen Ansatz zwischen Interviewern und Befragten liegt die Überzeugung zugrunde, dass die Erinnerungen der Zeugen nicht in einem abstrakten Vakuum existieren, sondern in einem dialogischen Rahmen gegenseitig konstituiert und vermittelt werden.²⁰



Carl Lutz in seinem Büro, Bregenz, Österreich 1960

Das dritte Kapitel enthält Zeitzeugengespräche, die von Noga Yarmar, Charlotte Schallié, Daniel von Aarburg und Daniel Teichman geführt wurden. Ein Grossteil der Gespräche sind «narrative Interviews», die auf Video aufgezeichnet wurden. Dies bedeutet konkret, dass wir zu Beginn des Gesprächs Leitfragen stellten, danach den Redefluss aber nicht mehr unterbrochen haben. Wenn noch zusätzliche Erklärungen vonnöten waren, haben wir diese gestellt, nachdem die Zeitzeugen ihre Lebensgeschichten zu Ende erzählt hatten. Im Rahmen seines Filmprojektes «Carl Lutz – Der vergessene Held» hat Daniel von Aarburg biografische Interviews geführt, das heisst, er hat sowohl Leitfragen als auch offene Fragen gestellt. Daniel Teichmans Beitrag gibt ein persönliches Gespräch zwischen Vater und Sohn wieder.

20 Greenspan und Bolkosky 2006, S. 432-433.

Wir befragten Überlebende, die im Jahr 1944 noch im Kleinkindalter waren; andere Überlebende, die uns ihre Erinnerungen anvertrauten, waren damals bereits erwachsen und an der Rettungsmission mitbeteiligt. Angesichts dieser grossen Altersspanne variieren die Erinnerungen stark: Einige reflektieren die Wahrnehmung eines Kindes, andere werden aus der Erwachsenenperspektive geschildert und dabei in Zusammenhänge eingebettet, die stark von nachfolgenden Ereignissen und «Folgeerfahrungen»²¹ geprägt sind.

Während der Gespräche mit den Zeitzeugen achteten wir darauf, aufmerksame und engagierte Zuhörerinnen zu sein und uns so wenig wie möglich einzumischen, um den Erinnerungsprozess zu respektieren, der sich oft als «Bewusstseinsstrom» vollzog. Wir orientierten uns an den vom US Shoah Foundation Institute for Visual History and Education entwickelten Leitfäden und den vom United States Holocaust Memorial Museum vorgeschlagenen Richtlinien für Interviews. Sämtliche Überlebende, die persönlich befragt wurden, zeigten ein dringendes Bedürfnis, Zeugnis abzulegen – und brachten dies oft schon bei der ersten, telefonischen Kontaktaufnahme deutlich zum Ausdruck. Wenn das Erinnern aufgrund des fortgeschrittenen Alters der Überlebenden schwieriger war, baten wir ihre Ehepartner und Kinder, beim Gespräch zu vermitteln. In solchen Situationen wurde das Format an die individuellen Bedürfnisse und Umstände angepasst, und es entwickelte sich ein gemeinschaftliches Erinnern von Überlebenden und ihren Familienmitgliedern.²²

21 «Zeitzeugen sind lebende Menschen. Sie haben nach dem Ereignis, über das sie berichten, weitergelebt. Der Zeitzeuge kann nicht verhindern, dass sich die ‚Folgeerfahrungen‘ auf die Erinnerung der damaligen Erfahrungen auswirken, vor allem auf deren Einbindung in die Erzählung.» Schreiber 2009, S. 21.

22 Wenn mehrere Befragte die Zeugenaussagen von Überlebenden gemeinsam wiedergaben, ähnelte der gemeinschaftliche Akt des Nacherzählens stark dem Prozess des «Mitwissens», wie ihn Henry Greenspan in seiner Arbeit mit Holocaust-Überlebenden beschreibt.

Das vierte Kapitel enthält schriftliche Selbstzeugnisse, die von Überlebenden oder deren Nachkommen verfasst und zum Teil durch Interviews ergänzt wurden. Sowohl in den mündlichen wie auch in den schriftlichen Selbstzeugnissen erinnern sich einige Überlebende lebhaft und detailliert an die Ereignisse von 1944 und 1945, während andere die Erinnerung mit philosophischen und historischen Reflexionen verweben, die auf jahrelangen Recherchen und der Beschäftigung mit der Vergangenheit beruhen.

Im fünften Kapitel versammeln wir Hommagen und Briefe an Carl Lutz, die Agnes Hirschi – Journalistin, Holocaust-Überlebende und Stieftochter von Carl Lutz – über viele Jahre hinweg von Überlebenden erhalten hat.

Die Transkripte der Gespräche, die auf Deutsch, Hebräisch, Ungarisch und Englisch geführt wurden, sind für die Buchausgabe bearbeitet und gekürzt worden. Die schwierige Aufgabe, einen mündlichen Bericht in ein schriftliches Dokument zu übertragen, erforderte weitere gemeinsame Anstrengungen von Überlebenden, Interviewerinnen, Übersetzerinnen, Redakteurinnen und Lektorinnen. Obwohl die Erinnerungsprozesse zyklischen und sich wiederholenden Mustern folgen, haben wir uns bei allen Berichten und Zeugnissen für eine lineare Erzählstruktur entschieden. Um ein teambasiertes Modell der Zusammenarbeit umsetzen zu können, haben wir alle einen Ansatz gewählt, der dem komplexen Zusammenspiel von Inhalt, Erinnerungsprozess und Formgebung grosse Aufmerksamkeit schenkt.

Die Arbeit unserer Mitherausgeberinnen (Daniel Teichman, Noga Yarmar, Dahlia Beck, Daniel von Aarburg) war ein integraler Bestandteil dieses Projekts. Aus diesem Grund haben wir am Schluss einen Anhang mit ihren Anmerkungen hinzugefügt, damit die Art unseres gemeinsamen Vorgehens so transparent wie möglich wird.

Juli 2020

Kontext und Eckpunkte der Rettungsaktivitäten von Carl Lutz und seinem Team

François Wisard²³

Die Rettungsaktivitäten von Carl Lutz und seinem Team können nur im Kontext der politischen Entwicklungen Ungarns in den Jahren 1944 und 1945 und der gleichzeitig von Repräsentanten anderer neutraler Länder unternommenen Rettungsmassnahmen verstanden werden (siehe 1 und 2).

Lutz' Rettungseinsatz kann auf keinen Fall als die heroische Tat eines Einzelnen betrachtet werden, sondern war Teil einer kollektiven Anstrengung unter seiner Leitung. Diese Rettungsbemühungen waren jedoch wegweisend: Sie gingen anderen nicht nur zeitlich voraus, sondern ermöglichten auch die Rettung der meisten Menschen (siehe Punkte 2 und 4).

Ungarn und die Judendeportation

Carl Lutz kam im Januar 1942 nach Budapest und kehrte im April 1945 gemeinsam mit seinen Mitarbeitenden in der schweizerischen diplomatischen Vertretung nach Bern zurück – mit Ausnahme seines Vorgesetzten und eines Kollegen, die beide von den Sowjets gefangengenommen und nach Moskau gebracht worden waren. Die Ereignisse in Ungarn zu jener Zeit können in drei verschiedene Phasen eingeteilt werden.

²³ Mit Dank an meine Kollegin Nathalie Bardill wie an Louise Fischer (Israel State Archive), Patrick Salmon und Luke Gibbon (Foreign and Commonwealth Office), László Csósz (National Archives of Hungary) und Alla Kucherenko (Yad Vashem) für ihre Unterstützung bei der Recherche, die ich im Hinblick auf diesen Text zusätzlich unternahm.

Die erste Phase umfasst die Zeit bis zur deutschen Besetzung am 19. März 1944. Nachdem sich Ungarn 1940 durch seinen formellen Beitritt zum Achsenbündnis gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland zu militärischem Beistand verpflichtet hatte, konnte es Teile der Tschechoslowakei, Rumäniens und Jugoslawiens annectieren und damit Gebiete zurückgewinnen, die es in der Folge des Ersten Weltkriegs verloren hatte. Zwischen 1938 und 1941 verabschiedete Ungarn drei antijüdische Gesetze, die sich weitgehend an den Nürnberger Gesetzen orientierten und die Juden faktisch von allen staatlichen und öffentlichen Ämtern ausschlossen. Darüber hinaus beteiligten sich ungarische Truppen an Massakern an Juden. Dennoch stellte Ungarn im Frühling 1944 das letzte Gebiet unter Kontrolle oder Einfluss der Achsenmächte dar, in dem die «Endlösung» noch nicht durchgeführt worden war. Es lebten um die 750 000 Juden innerhalb seiner Grenzen, darunter viele, die aus Polen, vor allem aber der Slowakei geflüchtet waren.

Mit dem 19. März 1944 änderte sich die Lage. Angesichts des Vorrückens der sowjetischen Armee und des sich zunehmend stärker manifestierenden Willens der ungarischen Regierung, ins Lager der Alliierten zu wechseln, marschierten die deutschen Truppen im Land ein. Nazideutschland verfügte jedoch nicht mehr über die Mittel für eine umfassende, dauerhafte Besetzung, und ein Grossteil der Truppen wurde bald wieder abgezogen. Es zwang dem Reichsverweser Miklos Horthy, der das Land seit 1920 regierte, zwei Reihen von Massnahmen auf: eine Kollaborationsregierung und eine Armada von Aufsehern und Beratern unter der Leitung von Edmund Veessenmayer, der sowohl Heinrich Himmler als auch Joachim von Ribbentrop vertrat. Adolf Eichmann stand an der Spitze eines Spezialkommandos zur Organisation der Deportationen. Es waren also die Deutschen, die die Strippen zogen. Um jedoch den Schein ungarischer Souveränität aufrechtzuerhalten, blieb der Regent Horthy Staatsoberhaupt.

Eichmann und seine Kommandotruppe machten sich umgehend an die Arbeit. Es wurde ein Zeitplan zur Konzentration der ungarischen Ju-

den erstellt, der bald die Deportation folgen sollte. Als erstes waren die Juden der Provinzen im Osten, Südosten und Norden betroffen – die Gebiete, die den heranrückenden sowjetischen Truppen am nächsten lagen und als letzte von Ungarn annektiert worden waren. Die Operation sollte spätestens nach drei Monaten mit den Juden der Hauptstadt abgeschlossen werden. Am 15. Mai 1944 fuhr der erste Zug nach Auschwitz-Birkenau, bis an die slowakische Grenze von Ungarn begleitet. Innerhalb weniger Wochen wurden über 430'000 Juden aus der Provinz deportiert, was eine Welle an Protesten auslöste. Papst Pius xn., der amerikanische Präsident Roosevelt und der schwedische König schickten Protestnoten an den Regenten Horthy. Anfang Juli wurde Budapest von der US-Luftwaffe bombardiert. Vor diesem Hintergrund ordnete Horthy am 6. Juli einen Deportationsstopp an. Bis dahin war die jüdische Bevölkerung aus der ungarischen Provinz verschwunden. Übrig blieb die jüdische Gemeinschaft der Hauptstadt Budapest.

Im Laufe des Sommers zeichneten sich zwei widersprüchliche Entwicklungen ab: Zum einen mussten die jüdischen Bürger der Hauptstadt sowie die Gebäude, in denen sie zu leben gezwungen waren, den gelben Stern tragen. Zum anderen wurden allzu deutschfreundliche Regierungsmitglieder entlassen.

Die dritte Phase begann mit dem 15. Oktober 1944. Nach der Ankündigung des Regenten Horthy, Ungarn werde sich aus dem Krieg gegen die Alliierten zurückziehen, wurde er gezwungen, die Macht an Ferenc Szälasi abzutreten, den Anführer der Nyilas, der nazistischen ungarischen Pfeilkreuzler-Partei. Der neue Innenminister gab auf der Stelle bekannt, die Regierung werde die von den neutralen Staaten ausgestellten und verteilten Schutzdokumente – wie wir noch sehen werden – nicht mehr anerkennen. In der Hoffnung, von diesen anerkannt zu werden, gab das neue Regime dem Druck jedoch schliesslich nach, und die Massnahme wurde nicht umgesetzt.

Diese letzte Phase kann durch drei Hauptmerkmale charakterisiert werden. Zunächst war diese Zeit von Chaos, Unsicherheit und – vor allem

– von Gewalt geprägt. Nyilas-Banden nahmen unaufhörlich Razzien und Übergriffe gegen Juden vor, die bis hin zu Exekutionen am Ufer der Donau reichten, bei denen die Leichen direkt ins Wasser geworfen wurden. Diese Angriffe machten auch vor den Diplomaten neutraler Länder nicht halt: Die schwedische Vertretung wurde am 24. Dezember angegriffen, der Leiter der Schweizer Vertretung am 29. Dezember entführt und gefoltert. Die Zahl der jüdischen Todesopfer durch die Nyilas wird auf über 60 000 geschätzt.²⁴ Im November wurden Zehntausende von Juden gezwungen, zur österreichischen Grenze zu marschieren. Während dieser «Todesmärsche» versuchten Vertreter der neutralen Länder und des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), den Deportierten Schutzdokumente zu überbringen.

Ausserdem wurden im November im Bezirk Pest zwei grosse Ghettos eingerichtet. Das «Internationale Ghetto» umfasste rund um die Pozsonyi-Strasse 122 Häuser, die unter dem Schutz neutraler Länder standen. Es waren moderne Wohnhäuser von vier bis sechs Stockwerken, in denen sich über 20 000 Juden befanden, Inhaber von durch neutrale Länder ausgestellten oder gefälschten Schutzdokumenten. Die meisten Häuser (76 insgesamt) standen unter schweizerischer Verantwortung, die anderen verteilten sich auf Schweden (33), Spanien, Portugal, das IKRK und das schwedische Rote Kreuz. Das sogenannte «Zentrale» oder «Grosse Ghetto» wurde neben der grossen Synagoge eingerichtet. Darin waren über 60 000 Juden eingeschlossen, darunter mehrere tausend, die durch die Nyilas gewaltsam aus dem «Internationalen Ghetto» geholt worden waren.

Und zu guter Letzt waren sich alle bewusst, dass das Vorrücken der Roten Armee und damit die Befreiung von Budapest unvermeidlich waren. General Malinovsky, der Ende Oktober ungarisches Gebiet betreten hatte, rechnete mit der Befreiung von Budapest Anfang November.²⁵ Der

²⁴ Tschuy 1995, S. 334.

erbitterte Widerstand der deutschen und ungarischen Truppen hatte jedoch zur Folge, dass Budapest erst an Weihnachten vollständig eingekesselt werden konnte. Die Befreiung von Pest am linken Donauufer erfolgte am 18. Januar, die von Buda auf der anderen Seite einen Monat später. Insgesamt forderte die Belagerung von Budapest um die 160 000 Menschenleben.

Die neutralen Staaten in Budapest²⁶

Die diplomatischen Vertretungen der neutralen Staaten spielten gemeinsam mit den jüdischen Organisationen eine zentrale Rolle bei den Rettungsbemühungen für die Juden von Budapest. Manche jüdischen Oberhäupter führten mit den Nazis Verhandlungen, die insbesondere die Ausreise von nahezu 1'700 Juden in die Schweiz ermöglichten.²⁷ Namentlich stehen hier die fünf neutralen Staaten, die über eine diplomatische Vertretung in Budapest verfügten, im Zentrum des Interesses: der Heilige Stuhl, Spanien, Portugal, Schweden und die Schweiz.²⁸

Die Neutralen haben für gewisse Juden Schutzdokumente ausgestellt oder ausstellen lassen. Die ungarischen Behörden hatten nur eine begrenzte Anzahl dieser Dokumente zugelassen. Es wurden Dokumente gefälscht, andere verkauft. Die genaue Anzahl dieser von den neutralen Staaten ausgestellten Schutzbriefe zu eruieren, ist nicht möglich, erst recht nicht, da die Zahlen je nach Quelle voneinander abweichen. Wir müssen uns mit ungefähren Grössenordnungen begnügen. Es muss dabei betont werden, dass diese Dokumente zwar einen gewissen Schutz, aber

²⁵ Levine 2010, S. 318.

²⁶ Es gibt keine umfangreiche Forschung zu diesem Thema. Der Abschnitt stützt sich vorwiegend auf: Braham 1994, Kapitel 31; Levine 2010; Tschuy 1995.

²⁷ Kasztner-Transport.

²⁸ Die Türkei, die in Budapest ebenfalls vertreten war, spielte nur eine minimale Rolle. Sie hatte beispielsweise keine Schutzhäuser.

auf keinen Fall absolute Sicherheit boten, besonders nach der Machtergreifung der Nyilas am 15. Oktober.

Der Apostolische Nuntius Angelo Rotta (1872-1965) spielte eine wichtige Rolle bei der Koordination der Bemühungen durch die Neutralen. Am 21. August wurde ein erster gemeinsamer Protest zu einer geplanten Judentransportation eingelegt. In einer zweiten Protestbotschaft, verfasst anlässlich eines Treffens beim Nuntius am 15. November 1944, wurde der sofortige Stopp der Judenverfolgungen verlangt. Während die neutralen Staaten ihre Koordination allgemein intensivierten, waren es gegen Ende vorwiegend die Schweizer und die Schweden, die sich mobilisierten, manchmal in Begleitung von Vertretern der Nuntiatur und des IKRK.

Die Nuntiatur stellte ebenfalls Schutzdokumente aus. Ihr wurden ungefähr 2500 bewilligt, hauptsächlich für zum Christentum konvertierte Juden, sie gab jedoch mindestens sechsmal so viele aus. Ungarn war das einzige Land, in dem Papst Pius xn. öffentlich für die Rettung verfolgter Juden intervenierte und in dem der Nuntius mit den anderen Diplomaten zusammenarbeitete.²⁹ Rotta wurde 1997 posthum als «Gerechter unter den Völkern» geehrt.

Die spanische Gesandtschaft wurde seit dem Sommer 1944 vom Geschäftsträger Ángel Sanz Briz (1910-1980) geleitet. Im Juli erhielt er die Anweisung, 500 Kindern die Emigration nach Tanger zu erlauben, das damals von Spanien besetzt war, darunter 200 aus Budapest. Er liess für diese 200 Kinder Schutzdokumente ausstellen. Nach dem Krieg berichtete er, er habe jedes dieser Kinder in administrativer Hinsicht als eine Familie behandelt und so die Schutzdokumente vervielfachen können. Anfang Dezember gab Spanien den Forderungen der Nyilas nach und versetzte seinen Geschäftsträger unter dem Vorwand der herannahenden Roten Armee von der ungarischen Hauptstadt nach Sopron an der österreichischen Grenze. Ein Italiener, Giorgio Perlasca (1910-1992), löste ihn ab und un-

²⁹ Levine 2010, S. 86.

terzeichnete die spanischen Schutzdokumente. Wie der Schwede Raoul Wallenberg und die Schweizer Peter Zürcher und Ernst Vonrufs blieb dieser bis zur Befreiung von Pest, des Stadtteils, in dem sich die jüdischen Ghettos befanden, in dieser Weise aktiv. Sanz Briz wurde 1966, Perlasca 1988 mit dem Titel «Gerechter unter den Völkern» geehrt.

Die portugiesische Gesandtschaft von Budapest war ermächtigt, provisorische Pässe an Juden mit Verbindungen zu Portugal oder Brasilien auszustellen – Länder, deren Interessen Lissabon in Deutschland vertrat. Sie stellte um die 800 Pässe aus. Es gab viele Wechsel an der Spitze der Gesandtschaft: Minister Carlos Sampaio Garrido (1883-1960) musste Budapest verlassen, nachdem er in seiner Residenz mit Juden zusammen verhaftet worden war. Er wurde bis Ende Oktober durch den Geschäftsträger Alberto Teixeira Branquinho (1902-1973) ersetzt, dieser bis Anfang Dezember durch einen Konsul. Sampaio Garrido wurde 2010 der Titel «Gerechter unter den Völkern» zuerkannt.

Im Gegensatz zu Spanien und Portugal, die Ende 1944 in Budapest keine eigentlichen Vertretungen mehr hatten, befanden sich Schweden und die Schweiz in diplomatischer Hinsicht gegenüber den Budapester Behörden in einer besonderen Situation. Schweden vertrat die Interessen Ungarns in Washington, London und Berlin sowie die Interessen der Sowjetunion in der ungarischen Hauptstadt. Die Schweiz vertrat in Budapest die Interessen von rund zehn Staaten, welche die diplomatischen Beziehungen mit Ungarn abgebrochen hatten, darunter die Vereinigten Staaten und Grossbritannien. Diese Situation verlangte von beiden Ländern nicht nur ein Mindestmass an diplomatischer Präsenz, sondern ermöglichte ihnen auch, ihren Aktionsspielraum je nach Bedarf einzuschränken oder zu erweitern, um den verfolgten Juden zu helfen.

Die Zusammensetzung des schwedischen diplomatischen Personals war bemerkenswert konstant. Die Gesandtschaft mit Sitz im Bezirk Buda wurde von Minister Carl Danielsson (1880-1963) geleitet, bis dieser am 25. Dezember 1944 in der Residenz der Schweizer Gesandtschaft Zuflucht

fand.³⁰ Danielsson wurde wirksam unterstützt von Per Anger (1913-2002), später ausserdem von Lars Berg. Mitte Juni bat er um die Erlaubnis, Notpässe [*emergency passports*] für Juden mit Verbindungen zu Schweden auszustellen, die von der Deportation bedroht waren. Einen Monat später hatte er etwa 450 davon ausgegeben.³¹ Die Gesandtschaft verhandelte mit ungarischen und deutschen Behörden, um den Juden, die in Besitz eines Notpasses waren, die Emigration zu ermöglichen. Dies geschah parallel zu den Verhandlungen, die Lutz und die Schweizer über die Auswanderung von rund 7000 Juden nach Palästina führten, die aber schliesslich erfolglos waren.³²

Am 9. Juli bekam die Gesandtschaft mit der Ankunft von Raoul Wallenberg (1912-?) Verstärkung. Dessen relativ vage gehaltenes Mandat war in Stockholm vom Aussenministerium in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Vertreter des *War Refugee Board* formuliert worden, der Anfang 1944 durch Roosevelt eingerichteten Agentur zur Hilfe für Juden. Wallenberg stand offiziell einer neuen Abteilung der Gesandtschaft vor (Sektion B) und mietete dafür eigene Lokale in Buda an. Sein Aufenthalt, ursprünglich für zwei Monate geplant, war in erster Linie dazu bestimmt, Stockholm über die Entwicklung der Lage der jüdischen Bevölkerung zu unterrichten.

Wallenberg setzte sich sehr rasch mit Lutz in Verbindung, um sich über die Schutzmassnahmen der Schweizer zu informieren. Er begann ebenfalls, Schutzdokumente auszustellen, die sogenannten Schutzpässe [*protective passports*]. Bis zum 10. September waren etwa 5'000 ausgestellt worden, von denen 2000 verteilt waren.³³ Er beklagte sich oft in Stockholm über fehlende finanzielle Mittel. Nach dem 15. Oktober intensivierte er seine Hilfsaktivitäten und verlegte die Büros nach Pest. Mehrere hun-

³⁰ Tschuy 1995, S. 302.

³¹ Levine 2010, S. 109, S. 120 und S. 131.

³² Levine 2010, S. 192-194.

³³ Levine 2010, S. 264.

dert Menschen, mehrheitlich Juden, arbeiteten für ihn. Er gab an, dass in seinen Büros 700 Leute lebten.³⁴ Wallenberg erwies sich in den Wochen, die seiner Verhaftung durch die Sowjets am 17. Januar vorangingen, als ausgesprochen aktiv vor Ort in Pest. Er kann jedoch nicht als derjenige angesehen werden, der durch Vereitelung des geplanten Angriffs der Nyilas im Januar 1945 die 60 000 oder 70 000 Gefangenen des «Grossen Ghettos» rettete.³⁵

Im Sommer 1944 trat in Budapest ein weiterer schwedischer Akteur in Erscheinung. Der ehemalige Journalist Waldemar Langlet, der in der ungarischen Hauptstadt lebte, drängte darauf, örtlicher Vertreter des schwedischen Roten Kreuzes zu werden. Als ihm dies im Juli gelang, hatte er bereits zwei Monate lang ohne Erlaubnis Schutzdokumente ausgestellt. Offiziell Danielsson unterstellt, führte er unabhängige Operationen durch, und die von ihm ausgestellten Schutzdokumente überstiegen die autorisierte Quote von 400 bei weitem. Carl Danielsson (1982), Per Anger (1980), Raoul Wallenberg (1963), Lars Berg (1982), Waldemar und Nina Langlet (1965) wurden mit dem Titel «Gerechte unter den Völkern» geehrt.

Die Schweiz und das Internationale Komitee des Roten Kreuzes

Vizekonsul Carl Lutz (1895-1975) leitete die Abteilung für fremde Interessen der Schweizer Gesandtschaft in Budapest ab Januar 1942.³⁶ Geboren 1895 in der Ostschweiz, wanderte er 1913 in die Vereinigten Staaten aus, wo er seine zukünftige Frau, die Schweizerin Gertrud Fankhauser (1911-1995), kennenlernte. Lutz hatte für mehrere Schweizer Vertretungen gearbeitet, darunter für die Gesandtschaft in Washington. 1935 wurde er ans Schweizer Konsulat in Jaffa versetzt, wo ihm unter Konsul Jonas Kübler die Leitung des Kanzleramts übertragen wurde. Im September 1939 wurde

³⁴ Levine 2010, S. 341.

³⁵ Siehe dazu Levine 2010, S. 365-368.

³⁶ Siehe dazu Levine 2010, S. 365-368.

Lutz mit der Schweizer Vertretung der deutschen Interessen in Palästina und Transjordanien betraut, insbesondere mit der Ausreise des deutschen diplomatischen und konsularischen Personals – eine Aufgabe, die nur von kurzer Dauer sein sollte, denn am 22. Oktober 1939 bestätigte Lutz, dass Spanien diese Aufgabe wahrnehmen werde.³⁷ Ein Jahr später kehrte Lutz in die Schweiz zurück.

In Budapest war Lutz für die Wahrnehmung der Interessen von rund zehn Staaten zuständig. Da es dabei auch um den Schutz diplomatischer Gebäude ging, verlegte er sein Büro in das Gebäude der ehemaligen amerikanischen Gesandtschaft und machte den Sitz der ehemaligen britischen Gesandtschaft zu seiner Residenz. Ersteres befand sich am Freiheitsplatz (Szabadság tér) in Pest, letzterer in Buda. Von 1942 an stellten Lutz und seine etwa 20 Mitarbeitenden 300 bis 400 Schutzpässe für US-amerikanische und britische Staatsbürger aus, sowohl an Juden als auch an Nichtjuden, und verteilten anschliessend 1000 solcher Dokumente an jugoslawische Staatsbürger. Diese Dokumente inspirierten die Schweden zur Ausstellung von Schutzpässen für Juden mit schwedischen Verbindungen.³⁸

Die Abteilung, auf deren Aktionen im nächsten Punkt näher eingegangen wird, vergrösserte sich kontinuierlich. Lutz führte sie bis Weihnachten 1944, als Budapest von der Roten Armee eingekesselt wurde und er in seiner Residenz in Buda von Pest, wo sich die bedrohten Juden befanden, abgeschnitten war. Er hatte für diesen Fall zwei Stellvertreter ernannt. Peter Zürcher (1914-1975) und Ernst Vonrufs (1906-1972), Schweizer, die früher in Budapest in der Textilindustrie tätig gewesen waren. Beide intervenierten bis zur Befreiung von Pest zugunsten der Juden.

Carl Lutz konnte stets auf die Unterstützung seiner wechselnden Vorgesetzten zählen. Die Schweizer Gesandtschaft selbst, von der Lutz' Abteilung abhing, befand sich in einem anderen Stadtteil von Pest, in der Stefa-

³⁷ Fardel 2006, S. 134-138.

³⁸ Kehrl 1945, S. 51.

nia-Strasse. Die Kanzlei der Gesandtschaft war Anfang Juli bombardiert und auf Initiative des Grafen Esterhazy in dessen Palast in Buda verlegt worden. Die Gesandtschaft stand seit 1938 unter der Leitung von Minister Maximilian Jaeger (1884-1958). Nach der Machtübernahme der Nyilas kehrte dieser jedoch aus Protest in die Schweiz zurück. Sein Nachfolger, Anton Kilchmann (1902-1961), bat aus gesundheitlichen Gründen um Rückkehr. Am 12. Dezember wurde der Berner Harald Feller (1913-2003) zum Leiter der Gesandtschaft ernannt; er versteckte in seiner Residenz etwa zehn Juden und musste vier Schweizerinnen jüdischer Herkunft, die nach ihrer Heirat mit Ungarn ihre Staatsbürgerschaft verloren hatten, evakuieren. Harald Feller wurde im Januar 1945 von den Sowjets verhaftet und in Moskau inhaftiert.

An dieser Stelle sollte kurz auf die Aktivität des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK) eingegangen werden. Nach der deutschen Besetzung wurde die Delegation in Budapest von Friedrich Born (1903-1963) geleitet. Die Aktivitäten der bis zu 250 Personen zählenden Delegation erstreckten sich über drei Bereiche: materielle Hilfe, Heime und Krankenhäuser, insbesondere für Kinder, sowie das Ausstellen von Schutzbriefen.

Nach hartnäckigen Verhandlungen erlaubte die ungarische Regierung Born und seinen Mitarbeitenden, Lebensmittelpakete in die Konzentrationslager und Ghettos Kistarcsa und Särvär zu liefern. Vor allem das Joint Distribution Committee, aber auch andere Hilfsorganisationen stellten die Mittel zum Kauf von Lebensmitteln, Kleidung und Medikamenten bereit, die dann verteilt werden mussten. Diese Aufgabe fiel insbesondere der «Sektion A» der im September 1944 geschaffenen IKRK-Delegation zu, deren Mandat darin bestand, verfolgte Juden zu schützen und zu unterstützen. Born ernannte Otto Komoly, den Präsidenten der Ungarischen Zionistischen Organisation, den die Nyilas Anfang 1945 ermorden sollten, zu ihrem Leiter.

Friedrich Born widmete sich mit seinem Team ganz besonders der Rettung von Kindern, deren Eltern deportiert worden oder vermisst waren.

Er konnte durchsetzen, dass die ungarischen Behörden den Institutionen, in denen diese Kinder Zuflucht fanden, extraterritorialen Status zuerkannten. Born erreichte die Zuerkennung dieses Status nicht nur für bestehende Einrichtungen, sondern auch für solche, die er und sein Team neu einrichteten. Insgesamt wurden mehr als 150 Institutionen (Heime, Krankenhäuser, Volksküchen, Lebensmittellager, Wohnungen für die mit der Delegation arbeitenden Juden) unter den Schutz des IKRK gestellt. 60 dieser Einrichtungen waren Kinderheime, die insgesamt 7'000 Kinder berherbergten. Die geschützten Krankenhäuser wurden regelmässig von Nyilas-Banden angegriffen. Born intervenierte persönlich, um ihren extraterritorialen Status durchzusetzen, konnte aber das Massaker an 130 Menschen – Patienten wie Pflegepersonal – im Krankenhaus in der Város-major-Strasse nicht verhindern.

Schliesslich stellte Born ab September 1944 ebenfalls Schutzbriefe des IKRK aus, laut seinem Tätigkeitsbericht insgesamt 30 000. Er verteilte sie an seine jüdischen Mitarbeitenden, aber auch an all jene, die irgendeine Verbindung zur IKRK-Delegation geltend machen konnten, und an Personen mit Auswanderungszertifikaten für Palästina.

Carl Lutz (1964), Gertrud Lutz-Fankhauser (1978), Friedrich Born (1987), Harald Feller (1999), Peter Zürcher (1998) und Ernst Vonrufs (2001) wurden mit dem Titel «Gerechte(r) unter den Völkern» geehrt. Yad Vashem ehrte noch drei weitere Schweizer Staatsangehörige für ihre Aktivitäten in Budapest, 1995 Schwester Hildegard Gutzwiller, die Mutter Oberin des Herz-Jesu-Klosters, das 250 Menschen Zuflucht geboten hatte; 2003 den Industriellen Otto Hagggenmacher, der sich bereit erklärt hatte, etwa 30 jüdische Kinder in seiner Villa unterzubringen und ihren Unterhalt zu finanzieren; 2007 Eduard Benedikt Brunschweiler, einen Mitarbeiter des IKRK, der eine Abtei in der Nähe von Budapest leitete, in der er Kinder aufgenommen und ein Heim für sie eingerichtet hatte.

Die Rettungsaktivitäten von Carl Lutz und seinen Mitarbeiter³⁹

Die Aktionen von Carl Lutz und seinem Team weisen im Vergleich zu denen der anderen neutralen Länder zwei Besonderheiten auf, die mit der Vertretung der britischen Interessen in Palästina durch die Schweiz zu tun haben. Dies hatte zur Folge, dass auch eine jüdische Organisation – die jüdische Palästina-Agentur (Jewish Agency for Palestine) – nicht nur unter Schweizer Schutz gestellt wurde, sondern bald darauf ihre eigenen Räumlichkeiten erhielt – das Glashaus. Mit diesen beiden Faktoren lässt sich erklären, warum die Aktionen von Lutz und seinem Team sowohl früher einsetzten als andere als auch weitreichender waren.

Bereits im März 1942 wurde eine hochkomplexe Operation in Gang gesetzt, um in Ungarn lebenden jüdischen Kindern die Auswanderung nach Palästina zu ermöglichen. Die Hauptakteure waren die Jewish Agency in Jerusalem und ihr Budapester Büro, die britische Diplomatie (das Foreign and Commonwealth Office und seine Vertretungen in Palästina und der Schweiz) sowie die Schweizer Diplomatie (das Politische Departement⁴⁰ und seine Budapester Vertretung). Diese mussten die Listen für die Kinder erstellen und die erforderlichen Ausreise- oder Transitgenehmigungen einholen. In Budapest führte die Operation zu einer engen, kontinuierlichen Zusammenarbeit zwischen Mosche Krausz, dem örtlichen Leiter der Jewish Agency, und Carl Lutz und ihren jeweiligen Mitarbeitenden. Laut Theo Tschuy konnten bis zum 19. März 1944 fast 10'000 Kinder,

³⁹ Die beste Publikation dazu bleibt Tschuy 1995. Carl Lutz hat keine Memoiren geschrieben, jedoch nach dem Krieg eine Art Tätigkeitsbericht verfasst, von dem in Archiven mehrere Versionen zu finden sind. Eine davon ist im Juni 1961 in der Neuen Zürcher Zeitung veröffentlicht worden (http://carl-lutz.ch/wp-content/uploads/2018/09/1961o63O_NZZ_CL.pdf). Die wichtigsten Dokumente sind im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern sowie im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich aufbewahrt.

⁴⁰ Heute Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA).



Hilfesuchende Juden und Jüdinnen vor der Auswanderungsabteilung der Schweizer Gesandtschaft im Glashaus. Carl Lutz hat dieses Foto im Herbst 1944 gemacht.

hauptsächlich ausländische, Budapest verlassen und in Palästina Zuflucht finden.

Die deutsche Besetzung Ungarns setzte dieser absolut legalen Auswanderung ein jähes Ende. Sie führte zu zwei konkreten Problemen. Erstens sahen Tausende Juden, die im Besitz eines Zertifikats zur Einwanderung nach Palästina waren (Palästina-Zertifikat), ihre Chancen auf ein Ausreisevisum zunichte gemacht. Zweitens waren Krausz und sein Team nun der direkten Bedrohung ausgesetzt. Anfang April gelang es Lutz, sie von der Zwangsarbeit zu befreien und in seinen Büros in der ehemaligen US-Gesandtschaft unterzubringen. Mit Unterstützung seines Vorgesetzten führte Lutz wochenlange Verhandlungen mit den Deutschen (erst mit Veessenmayer, später mit Eichmann) und den Ungarn, damit die Inhaber eines palästinensischen Zertifikats Ungarn verlassen konnten. Zwar wurde eine

grundsätzliche Vereinbarung getroffen, es kam jedoch nie zu einer tatsächlichen Ausreise. So genehmigte der ungarische Ministerrat am 26. Mai die Auswanderung von 7000 Juden nach Palästina unter Schweizer Verantwortung und von mehreren hundert Juden nach Schweden.

Auf dieser Grundlage leitete Carl Lutz eine Reihe von Massnahmen ein und wandte auch verschiedene Strategeme an. Diese Prozesse liefen meist parallel nebeneinanderher, was insbesondere im Hinblick auf die Anzahl der betroffenen Personen zu manchmal widersprüchlichen Angaben führte.

Er bat um die Erlaubnis, Schutzbriefe an Personen auszustellen, denen die Auswanderung nach Palästina bewilligt worden war. Diese Dokumente bescheinigten, dass der Inhaber zur Einwanderung berechtigt war und dass sein Name in einem Kollektivpass enthalten war – ein juristischer Trick, auf den nochmals eingegangen werden soll. Sie waren mit dem Schweizer Wappen, dem Namen der Abteilung fremder Interessen sowie einem Stempel versehen. Es ist nicht möglich, das genaue Datum zu bestimmen, ab dem diese Dokumente erstellt und, was noch wichtiger ist, verteilt wurden. Zwei Dinge sind sicher. Erstens löste die Machtergreifung der Nyilas eine fieberhafte Produktion dieser Dokumente aus. Zweitens begannen Fälschungen in grosser Zahl in Umlauf zu gelangen, von denen einige recht ungeschickt ausgeführt waren und typographische Fehler aufwiesen. Mit der Anzahl der Fälschungen bzw. der Herstellung von Briefen, die keinem palästinensischen Zertifikat entsprachen, stieg das Risiko, dass die Ungarn und die Deutschen die gesamte Operation in Frage stellen würden. Im November wurden Carl und Gertrud Lutz gezwungen, in einer Ziegelfabrik in Óbuda die Inhaber gefälschter Dokumente zu identifizieren, unter Androhung, dass sonst alle Inhaber von Schweizer Schutzdokumenten zu Zwangsmärschen verurteilt würden.

Wie bei den von anderen neutralen Ländern ausgestellten Dokumenten kann die Gesamtzahl der Schweizer Schutzbriefe nicht ermittelt werden. Die Zahlen von über 100'000, die in Umlauf waren, erscheinen nicht

sehr glaubwürdig, doch man kann realistischerweise von mehreren Zehntausend ausgehen. Sicher ist auf jeden Fall, dass Lutz die Herstellung von Schutzbriefen, die nicht durch Palästina-Zertifikate gedeckt waren, gestattet hatte. Da die Schutzbriefe nummeriert waren, musste darauf geachtet werden, dass die erlaubte Quote nie überschritten wurde, wobei natürlich mehrere Dokumente die gleiche Nummer bekamen.

Ab Sommer 1944 begann Lutz, die Quote der Personen (etwa 7000), für die er die Auswanderungsgenehmigung beantragt und die prinzipielle Zustimmung der ungarischen und deutschen Behörden erhalten hatte, so auszulegen, dass sie sich nicht auf Einzelpersonen, sondern auf Familien bezog. Später bestätigte er, dass er auf dieser Grundlage die Ausstellung von 50 000 Schutzbriefen genehmigt hatte.

Der Text der Schutzbriefe nahm Bezug auf sogenannte Kollektivpässe. Diese Pässe sollten die Ausreise und anschliessend den Transit durch Rumänien für Inhaber von Palästina-Zertifikaten administrativ erleichtern. Sie enthielten Namen und Fotos der betroffenen Personen. Die Herstellung wurde jungen Juden anvertraut, die unter diplomatischem Schutz der Schweiz standen. Die ersten Pässe wurden Ende Juli fertiggestellt. Natürlich war die Zahl der in den Pässen eingetragenen Personen viel geringer als die Zahl der Inhaber von Schutzbriefen.

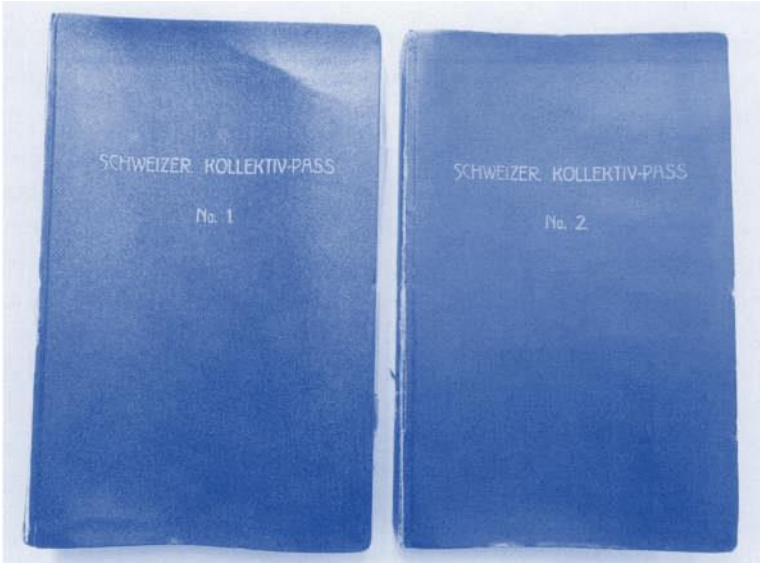
Im Juli gelang es Lutz, von den Ungarn die Bewilligung zu erhalten, dass sich Inhaber von Schutzbriefen in speziellen Gebäuden, sogenannten Schutzhäusern, mit diplomatischer Immunität aufhalten konnten. Diese bildeten zusammen mit den Häusern, die später anderen neutralen Ländern und dem IKRK gewährt wurden, den Kern des «Internationalen Ghettos». Am 10. November ordnete der Aussenminister des neuen Regimes an, dass alle Inhaber von Schutzdokumenten in diesem Ghetto konzentriert werden mussten. Insgesamt verfügte die Schweiz über 76 der insgesamt 122 von den neutralen Staaten geschützten Häusern, die rund 15'000 Menschen Unterschlupf boten. Der diplomatische Schutz dieser Häuser

wurde wiederholt verletzt oder bedroht. Lutz oder seine Stellvertreter mussten immer wieder eingreifen. Die Verpflegung wurde vorwiegend von jungen jüdischen Pionieren (Chaluzim) gewährleistet, wobei oft auch Gertrud Lutz mit Hand anlegte.

Die oben beschriebenen Massnahmen waren ausgehend von der bereits ab 1942 organisierten – legalen – Auswanderung jüdischer Kinder nach Palästina im Rahmen der britischen Interessenvertretung der Schweiz entwickelt worden. Die von Lutz und seinem Team durchgeführten Aktionen hatten, wie bereits erwähnt, noch eine zweite Besonderheit: Die Büros und Mitarbeitenden der Jewish Agency for Palestine standen unter Schweizer Schutz. So konnten Krausz und seine rund 30 Mitarbeiter unter Lutz' Verantwortung in den von ihm genutzten Räumlichkeiten im Gebäude der ehemaligen amerikanischen Gesandtschaft arbeiten. Die zunehmend grösseren Menschenmassen auf dem Szabadság tér (Freiheitsplatz), die auf der Suche nach Schutzdokumenten waren, brachten das Risiko von Repressalien – von deutscher und ungarischer Seite – für ein Gebäude mit sich, zu dessen Schutz sich die Schweiz verpflichtet hatte. Es musste eine Alternativlösung gefunden werden für das Büro, das bald als Auswanderungsabteilung bezeichnet werden sollte.

Diese Lösung bestand im sogenannten «Glashaus», dem leerstehenden Geschäftsgebäude einer Glasfabrik in der nahe gelegenen Vadász-Gasse 29, das Arthur Weiss gehörte. Lutz bot ihm an, in der Auswanderungsabteilung zu arbeiten und diese ins Glashaus zu verlegen, womit es zu einem Nebengebäude der schweizerischen Gesandtschaft erklärt und unter diplomatische Immunität gestellt werden konnte. Weiss war einverstanden, und die Ungarn gaben grünes Licht. So zog das Auswanderungsamt am 24. Juli ins Glashaus um.

Ab dem 15. Oktober wurden in dem dreistöckigen Gebäude mit Innenhof nicht nur Schutzbriefe zu Tausenden ausgestellt, es wurde auch zum Zufluchtsort für die Verfolgten. Ende des Monats drängten sich darin be-



Schweizer Kollektivpässe 1 und 2, Juli 1944

reits 800 Menschen. Lutz mietete ein angrenzendes Gebäude und ein drittes im gleichen Bezirk dazu. Insgesamt fanden dort mehr als 4000 Menschen Schutz. Das Glashaus wurde wiederholt von Nyilas-Banden bedroht oder angegriffen. Am Silvesterabend 1944 verlor Arthur Weiss bei einem solchen Überfall das Leben.

Die gefährlichste Zeit waren für die Budapester Juden, die vor allem in Pest im «Zentralen Ghetto», im «Internationalen Ghetto» oder im Glashaus und in seinen Nebengebäuden zusammengedrängt waren, zweifellos die Wochen unmittelbar vor der Befreiung durch die Rote Armee. Seit Weihnachten standen jedoch an vorderster Front Peter Zürcher und Ernst Vonrufs, die Lutz zu seinen Vertretern in Pest ernannt hatte – während er selbst im Gebäude der ehemaligen britischen Gesandtschaft eingeschlossen war, dessen Schutz er zu gewährleisten hatte.

Nach dem Krieg

Dieser Abschnitt beschränkt sich auf zwei oft diskutierte Fragen zu Lutz: Ist Carl Lutz Gegenstand einer disziplinarischen Untersuchung geworden? Wie viele Menschen hat er gerettet?

1945 ordnete das Eidgenössische Politische Departement (EPD) eine Untersuchung über die Tätigkeit des Personals der Schweizer Gesandtschaft in Budapest an. Auch Carl Lutz wurde in diesem Zusammenhang befragt. Der Gegenstand der Untersuchung hatte jedoch nichts mit seinen Aktivitäten zum Schutz der Juden zu tun. Das EPD wollte die Motive rekonstruieren, die die Sowjets dazu veranlasst hatten, den Leiter der diplomatischen Vertretung, Harald Feller, und einen seiner Kollegen gefangen zu nehmen, und zwar in äusserst heiklem Kontext: Die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern waren seit 1918 abgebrochen. Schliesslich wurde Harald Feller im Frühjahr 1946 repatriiert. Carl Lutz stand nie im Zentrum einer Untersuchung und wurde nie bestraft.

Interessiert man sich für die Zahl der von Lutz geretteten Menschen, so wird oft von 62 000 gesprochen. Tatsächlich stammt diese Zahl aus einem Brief des ehemaligen Präsidenten der Ungarischen Zionistischen Organisation, Michael Salamon, an Carl Lutz.⁴¹ Salamon kommt zu dieser Gesamtzahl, indem er fünf Kategorien von Menschen addiert, die von Lutz und seinem Team gerettet wurden – darunter die im Internationalen Ghetto und die im Glashaus. **Dabei wurden einige zwei- oder mehrmals gezählt.**

Vor allem Randolph Braham und Paul Levine haben einige interessante Fragen über die «Rettung der Juden von Budapest» aufgeworfen.⁴² Sie stellten insbesondere fest, dass die Summe aller (von neutralen Ländern und anderen) angegebenen geretteten Juden von Budapest die tatsächliche Zahl der Überlebenden deutlich übersteigt. Wir halten es für un-

⁴¹ Brief Salamon vom 24.12.1948, Archiv für Zeitgeschichte (Zürich), Nachlass Lutz.

⁴² Braham 2006, S. 15-40; Levine 2010.

möglich, die Anzahl der von Lutz, Wallenberg und anderen geretteten Menschen genau zu bestimmen. Hingegen scheint – wie es auch der Historiker Yehuda Bauer aufgezeigt hat⁴³ – gesichert, dass die kollektiven Anstrengungen des schweizerischen diplomatischen Schutzes sowohl in zeitlicher Hinsicht als auch in Bezug auf die Zahl der geretteten Personen Massstäbe setzten.

Aus dem Französischen von Lis Künzli

⁴³ Bauer 2019.

Erinnerungen aus der Widerstandsbewegung

Rafi Benschalom



Tamar und Rafi Benschalom, Kibbuz Ha'ogen, Israel 1994

Kibbuz Ha'ogen, Israel

Geboren als Richard Friedl am 6. Mai 1920 in Kolozsvár (Transsilvanien, Ungarn; heute Cluj-Napoca, Rumänien), gestorben am 5. September 1996 im Kibbuz Ha'ogen.

«Wir durften den Henkern keine helfende Hand reichen»

Richard Friedl (später Rafi Benshalom) wurde im Januar 1944 gemeinsam mit Mosche Alpan (PU) aus Nové Město (Tschechoslowakei) nach Budapest entsandt, um die von der Haschomer Hazair-Bewegung organisierten Rettungsaktionen für Flüchtlinge zu überwachen. Im Frühling 1944 trat Richard Friedl mit der Bitte an Carl Lutz heran, auf Basis eines Ausweises, der auf den Namen «János Sampias» ausgestellt war, seine amerikanische Staatsbürgerschaft zu bestätigen. Als Friedl Lutz später gestand, dass er nicht János Sampias war, versicherte dieser ihm, dass er ihn weiterhin schützen werde.⁴⁴

Der 19. März war ein Sonntag. Wie in einem Albtraum beobachtete ich [in Budapest] dasselbe schreckliche Schauspiel, das sich genau fünf Jahre zuvor auf den Strassen von Prag abgespielt hatte. Die endlosen Kolonnen grauer Panzer, die Motorräder, die militärisch getarnten Fahrzeuge, alles bewegte sich stumm mit der Präzision eines Uhrwerks vorwärts, Angst und Schrecken über der schneebedeckten Stadt verbreitend. Was wir so sehr gefürchtet und wovor wir so oft gewarnt hatten, war eingetroffen. Spontan trafen wir uns alle im Hauptquartier der Bewegung. Von dort machten wir uns auf den Weg zu den Büros des jüdischen Nationalfonds, da wir wussten, dass sich dort die gesamte zionistische Führung versammeln würde. Und tatsächlich, da saßen sie alle. Alle diese Herren, die sich stets so sicher gewesen waren – und sich ihre eigenen Stürme im Wasser-

⁴⁴ Alexander Grossman zitiert die Antwort von Carl Lutz folgendermassen: «Falls wir aber dieses Chaos überleben, bitte ich Sie, mir dann das Papier zurückzugeben, das ich Ihnen jetzt ausstelle – und von dieser Angelegenheit zu schweigen, solange ich im Amt bin.» Grossman 1986, S. 52.

glas zusammenbrauten –, warteten nun darauf, dass ihnen jemand Mut zusprach und Vorschläge für das weitere Vorgehen machte. Und zum ersten Mal waren diese erfahrenen Männer, die mehr Respekt einforderten, als ihnen zustand, in ihrer Autorität ratlos und baten uns um Hilfe. Jetzt erinnerten sie sich an unsere Warnungen und wollten wissen, wie es sich genau verhielt und was wir vorschlugen. Wir sahen einander an – Leon Blatt aus Polen, Ivo Davidovitch aus Jugoslawien, Eli Sajö und ich aus der Slowakei – und konnten uns ein bitteres Lächeln nicht verkneifen. Wir vier waren uns einig: Diese Zionisten durften für das, was nun bevorstand, nicht die Verantwortung übernehmen, sie durften die Führungsposition nicht einnehmen, denn das, was jetzt drohte, war die absolute Vernichtung, und wir durften den Henkern keine helfende Hand reichen. Es war unumgänglich, dass wir uns in den Schatten zurückzogen, die Dinge von dort aus lenkten und ruhig und ohne Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen, taten, was in unserer Macht stand.

Es sollte allerdings eingestanden werden, dass auch unsere Bewegung auf diesen plötzlichen Umschlag nicht vorbereitet war, so sehr sie auch mit ihm gerechnet hatte. Unsere erste Aufgabe bestand darin, für alle Mitglieder der Bewegung christliche Dokumente zu beschaffen. Das schien kein einfaches Unterfangen. In den ersten Tagen herrschte ein Gefühl der Hilflosigkeit. Bisher waren die Juden in Ungarn gesetzestreue Staatsbürger gewesen. Auch wir waren es gewohnt, uns in den «Kens» der Bewegung [Hebräisch für «Vogelnester»: Versammlungsorte, an denen die Aktivitäten der Bewegung stattfanden] und in verschiedenen zionistischen Büros zu treffen. Von nun an beschlossen wir, um alle diese Orte einen weiten Bogen zu machen. Die gesamte Bewegung musste dezentralisiert werden und wieder auf die Strasse zurückkehren. Das war natürlich keine leichte Sache, und auf der Strasse bestand ständig die Gefahr, überfallen zu werden. Wir suchten verschiedene Plätze der Stadt auf und hielten nach Menschen Ausschau, die jüdisch aussahen. Ausserdem war die Stadt zu einer betäubten Festung geworden. Die jüngsten Ereignisse wurden mehrere Tage lang nicht publik gemacht. Wir hatten keine Ahnung, was

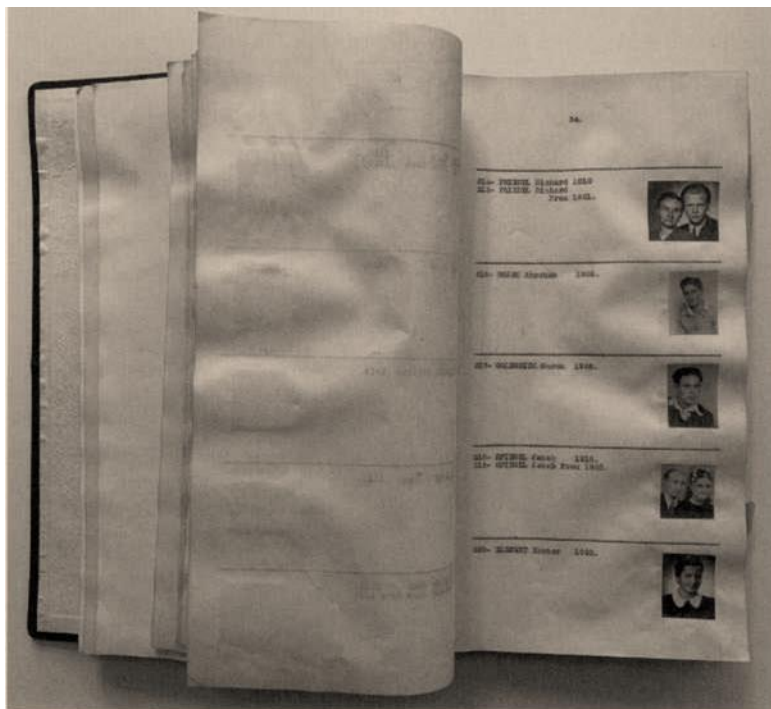
aus Horthy geworden war und welches Schicksal dem Land beschieden sein würde. Die Macht lag in den Händen der Gestapo. Führende Liberale waren gleich am ersten Tag verhaftet worden, darunter viele bekannte Juden – nach Listen.

Am 21. März wurden Vertreter der jüdischen Gemeinde zu einem Treffen einberufen, bei dem ihnen freundlich mitgeteilt wurde, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchten, es werde ihnen kein Schaden zugefügt. Sie sollten in Ruhe ihren Geschäften nachgehen. Zwar müssten die Juden einen Teil ihrer überschüssigen Energie eindämmen, aber niemand habe um sein Leben zu fürchten. Es war der Zeitpunkt, da der «Judenrat» oder «Jüdische Rat» ernannt wurde. Die weisen Budapester Juden fielen auf den primitiven Taschenspielertrick der Gestapo herein, und der Optimismus war gross. Bis dahin waren bereits mehrere Juden im wieder eingerichteten Konzentrationslager Kistarcsa verschwunden. Der Judenrat war darauf nicht vorbereitet und der neuen Situation hilflos ausgeliefert. Angesichts des Leids und der Unfähigkeit, dem jüdischen Normalbürger Antworten zu geben, beschlossen die Zionisten, im Ratsgebäude in der Sip-Gasse 12 eine Informationsstelle einzurichten. Die meisten altgedienten Zionisten arbeiteten in diesem Gebäude, aber es war eine Sisyphusarbeit. Also sind wir aktiv geworden. Zum Glück hatten wir nach langer Wartezeit gerade ein Kopiergerät [einen Schapirographen] aus der Slowakei erhalten. Da unsere slowakischen Freunde uns zusammen mit dem Schapirographen alle notwendigen Tintenarten geschickt hatten, waren wir in der Lage, alles herzustellen, was wir wollten [in verschiedenen Privatwohnungen und in einer Werkstatt in der Izabella-Gasse]. Es war eine gefährliche Angelegenheit, in irgendeiner Wohnung an der Herstellung von gefälschten Dokumenten beteiligt zu sein, vor allem in der Zeit, da Hausdurchsuchungen an der Tagesordnung standen. Damals bestand die Bewegung in Budapest aus fast 500 Mitgliedern. In der Anfangszeit mussten wir jeden Tag jedes einzelne Mitglied treffen, nur um sicherzugehen, dass niemand verhaftet worden war, aber den Leuten war auch sehr daran gele-

gen, uns ihre kleinsten Probleme mitzuteilen. Ich war für die Verbindung mit [Rezso] Kasztner und seinen Männern im Judenrat verantwortlich. Wie sehr ich mich auch bemühe, ich kann mich nicht an meinen Tagesablauf erinnern. Ich weiss nur, dass ich sehr spät nachts nach Hause kam, meine Nerven blank lagen und mir quälende Gedanken im Kopf herumgingen, sodass es mir unmöglich war, mehr als drei oder vier Stunden am Stück zu schlafen.

[Im Juli 1944] hatte uns die Schweizer Gesandtschaft die Möglichkeit gegeben, [im Glashaus in der Vadász-Gasse] halblegale «Sprechstunden» abzuhalten. Wir konnten hier Leute empfangen und in Ruhe ihre Probleme besprechen, ohne die Angst, von jemandem belauscht zu werden; was nicht so schlecht war, wenn in der Zwischenzeit andere warteten. Endlich hatten wir einen Ort gefunden – und das war vielleicht das Wichtigste dabei –, wo wir uns jederzeit aufhalten konnten. Hier konnte jeder, der wollte, vorbeikommen und uns darüber informieren, dass er oder sie noch am Leben war. Hier konnte jeder, der es brauchte, vorbeikommen und Ersatz für eine fehlende Meldebescheinigung oder die Geburtsurkunde seiner Grossmutter in Auftrag geben – wenn diese plötzlich benötigt wurden. Freunde, die aus Arbeitslagern geflohen waren, konnten uns hier finden.

Immer häufiger tauchten Detektive vor dem Glashaus auf. Wir wurden verfolgt, nicht zu auffällig, aber eindeutig. Um sicherzugehen, nahm ich im Gebäude und wenn ich ans Telefon gerufen wurde, den Namen Dr.Rafai anstelle von Rafi an. Viel gefährlicher als die Detektive war jedoch ein Haufen jüdischer Spitzel, angeführt von einem polnischen Juden namens Steiner, der auch Leute erpresste. Zu Beginn hielt er sich im Glashaus auf, später, als er keinen Zutritt mehr hatte, ging er stundenlang vor dem Gebäude auf und ab. Überraschenderweise waren wir Mitglieder vom Haschomer Hazair die Einzigen, die der Bande nicht zum Opfer fielen, vielleicht respektierten sie unsere Stärke. Eine ständige derartige Bedrohung war jedoch nicht besonders angenehm. Um die Situation ein wenig zu entschärfen, gründeten wir – wenn auch mit grosser Verspätung – in-



Schweizer Kollektivpass 1 (S. 34), Juli 1944

nerhalb der Auswanderungsabteilung eine Abteilung für die Auswanderung Jugendlicher. So ist es uns wenigstens gelungen, einen Raum für die Organisation Hechaluz zu bekommen. Dies gab unserer Arbeit eine Art Rahmen, den wir selbst mit der Zeit für notwendig erachteten, vor allem im Hinblick auf die bereits erwähnten Detektive und Informanten. Wir versprachen [Mosche] Krausz, dass wir uns nicht mit gefälschten Papieren und der Verteilung von Geld abgeben würden, ein Versprechen, das wir keine Sekunde lang einzuhalten gedachten.

Tag für Tag tauchten Tausende arme Seelen im Glashaus auf. Plötzlich sah sich das Konsulat mit unvorhergesehenen strategischen Problemen

konfrontiert. Hinzu kam die moralische Frage: Die Behörden hatten den Schweizern eine Quote von 7800 Schutzbriefen zugesagt, eine Zahl, die angesichts einer solchen Katastrophe nicht mehr als ein Tropfen auf den heissen Stein war. Wir, die Jugendbewegungen, forderten die Ausstellung von Schutzbriefen in unbegrenzter Zahl. Die sowjetische Armee stand vor Szolnok, und wir befanden uns in einem Wettlauf gegen die Zeit. Unsere Forderung wurde nicht akzeptiert und, so gut es ging, sabotiert. Dessen ungeachtet begannen wir mit der Herstellung von gefälschten Schutzbriefen. Das Konsulat hatte längst das gesamte Kontingent ausgeschöpft, aber als es 10000 zusätzliche Formulare bestellte, bestellten wir [mit Carl Lutz' Einwilligung] schnell dieselbe Anzahl. Später bestellten wir elf weitere Sätze dieser Dokumente, insgesamt 120 000 «Briefe», die die zionistische Jugendbewegung an Juden in ganz Budapest verteilte.

Unter einem Schild, das den Namen des Internationalen Roten Kreuzes trug, eröffneten wir ein Büro, von dem aus wir die Schutzbriefe des Schweizer Konsulats ausstellten. Natürlich hatten wir auch unsere eigenen Stempel. Noch pikanter war, dass das Büro in der Perczel-Mör-Gasse sich gegenüber der eigentlichen Schweizer Gesandtschaft befand. Die ganze List wurde vor der Nase des echten Schweizer Konsuls abgewickelt.⁴⁵

⁴⁵ Carl Lutz war über die Herstellung und Verbreitung der gefälschten Schutzbriefe wie auch über die Rettungsaktionen der Haschomer-Hazair-Bewegung im Bilde. In seinem Bericht (27. Juni 1945) an den Berner Obergericht Dr. Kehrlı schreibt er: «Da unsere Quote viel zu klein war, um dem Andrang gerecht zu werden, wurden diese Papiere zu Tausenden gefälscht und von jüdischen Bureaux für gutes Geld den Bedrängten verkauft.» (Lutz, Carl: «Bericht über die Geschehnisse bei der Schweizerischen Gesandtschaft in Budapest, der Schutzmachtabteilung und den unter ihrem Schutz stehenden Bureaux und Gebäuden.» Oktober 1944 – April 1945, Bern 1945, S. 3; NL Carl Lutz /183; ETH Archiv für Zeitgeschichte (AfZ)). Hierzu findet sich auch ein Eintrag in Jenó Lévaı's Bericht: «Konsul Lutz wurde dauernd um die Bewilligung neuer Schutzbriefe gebeten und von menschlichen Gefühlen geleitet, drückte er ange-

In dieser Phase spielte das Komitee des Internationalen Roten Kreuzes eine entscheidende Rolle. Wir hatten schon vor dem 15. Oktober mit der Planung mehrerer Jugendheime begonnen, die später als Grundlage für die Auswanderung dieser jungen Menschen nach Palästina (Erez Israel) dienen sollten. Nun war es unsere Aufgabe, eine grosse Zahl improvisierter Jugendheime zu errichten, um die Kinder zumindest vor der Deportation zu retten. Innerhalb kurzer Zeit wurden in diesen Häusern mehr als 5000 Kinder untergebracht [von Mitgliedern der Haschomer Hazair-Bewegung als «Beit Jeladim» bezeichnet], zusammen mit 1000 Mitarbeitern, was ein riesiges Operationssystem erforderte. Das Internationale Rote Kreuz war inzwischen zu einer wichtigen Institution geworden, und die Anfänge waren vielversprechend. Als das Führungsteam in die Baross-Gasse 52 verlegt wurde, zog auch ich zum Internationalen Roten Kreuz und richtete dort die «Politische Abteilung» ein. Die Abteilung wurde damit betraut, Verbindungen zu den Untergrundbewegungen herzustellen und Informationen politischer Ausrichtung zu sammeln, die an die entsprechenden jüdischen Organisationen weitergegeben werden konnten. Nach aussen wurde das Ganze als Forschungsabteilung des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes mit Sitz in Genf dargestellt, die Listen mit vermissten Verwandten in Ungarn erstellte.

Mitte November wurde allen Inhabern von Briefen befohlen, in die «geschützten Häuser» in und um die Pozsonyi-Strasse umzusiedeln. Der Befehl war nicht gerade willkommen, da die grosse List mit unseren Schutzbriefen nun aufzufliegen drohte. Das Chaos war unbeschreiblich, denn die Zahl der Personen, die tatsächlich im Besitz der Dokumente, war

sichts dieses ‚Missbrauchs‘ stets ein Auge zu.» (Lévai, Jenó: Die erste diplomatische Aktion. Wie der schweizerische «Schutz» zustande kam? In: Die historische Artikelreihe von Jenó Lévai s.l.s.d. In: Nachlass Generalkonsul Carl Lutz/Carl Lutz 191; Archiv für Zeitgeschichte (AfZ)). Wie aus Berichten von Mitgliedern der Haschomer-Hazair-Bewegung hervorgeht, wurden die gefälschten Papiere unentgeltlich ausgegeben.

viel grösser als die Zahl der offiziell ausgestellten Briefe. Bevor die Menschen anfangen, in die geschützten Häuser umzuziehen, wurden wir Zeugen einiger herzzerreissender Szenen. Dieses neue Problem führte zu einem weiteren Ansturm auf unser Konsulatsgebäude [das Glashaus], das mit über 2000 Menschen bereits aus allen Nähten platzte. Wir brauchten dringend ein weiteres Gebäude. So zogen mehrere Angestellte in die Wekerle-Sándor-Gasse 17. Wir kämpften natürlich und forderten, dass auch einige unserer eigenen Jugendlichen umsiedeln konnten. Die Beamten nahmen ihre Familien mit, und so lebten im neuen Büro bald etwa 120 Menschen. Während in der Vadász-Gasse weiterhin die «Baumfäller und Wasserschöpfer» ihrer Arbeit nachgingen, setzte sich die «diplomatische» Tätigkeit am neuen Standort fort, insbesondere die Verbindung zu den Behörden und die Erstellung von Listen.

Wir richteten in der Wekerle-Sándor-Gasse auch ein Vorratslager ein. Von hier aus wurden anschliessend die geschützten Häuser mit Lebensmitteln versorgt. Die Existenz des Vorratslagers war für uns auch ein Vorwand, noch ein paar Leute mehr im Gebäude unterzubringen. Das war dringend notwendig, da die Situation in der Vadász-Gasse zusehends gefährlicher wurde, denn es beschlossen immer mehr unserer Freunde, ins Glashaus zu ziehen. Eine gewisse Müdigkeit hatte zweifellos auch dazu beigetragen, die Menschen waren erschöpft vom ständigen Versteckspiel. Jetzt, da sie die Möglichkeit hatten, sich an einem extraterritorialen Ort zu verstecken, entschieden sich viele von ihnen für das Glashaus, was den einfacheren Weg bedeutete. Wir waren von dieser Lösung nicht übermässig begeistert und haben sie unseren Freunden nicht immer empfohlen. Zwar hatte sich die Vadász-Gasse bisher bewährt, aber es gab viele Zweifel, ob das Gebäude bis zum Ende durchhalten würde. Es war den Pfeilkreuzlern ein Stachel im Fleisch. Sie wussten sehr wohl, dass die Vadász-Gasse nichts anderes als ein riesiger Bunker war. Trotzdem hatte es grosse Vorteile, unsere Leute in der Vadász-Gasse zu konzentrieren. Zum ersten

Mal seit Monaten waren alle unsere Freunde zusammen und konnten ihre Probleme frei diskutieren. Wir nutzten unsere Situation, indem wir, so gut es ging, eine Haschomer Hazair-Gemeinschaft gründeten. Wir führten Seminare, Diskussionen und sogar Unterhaltungsabende durch.

Am 24. Dezember 1944 verschärfte sich die Belagerung um Budapest. Wir spürten eine gewisse Erleichterung; mit diesem Tag war die Gefahr der Deportation gebannt. Wir mussten zwar mit weiteren Ausschreitungen rechnen, schlimmer noch als zuvor, aber die grösste Angst war immer die Gefahr der Deportation gewesen. Mitten in der Stadt – vor den Augen der Zivilbevölkerung – wagten die Faschisten keine gross angelegten Morde. So waren wir uns auch der Gefahren im Zusammenhang mit der Zerstörung des Ghettos nicht bewusst.⁴⁶

Eines Tages [am 31. Dezember 1944] tauchte ein aufgeregter Polizist in der Wekerle-Sándor-Gasse auf und erzählte uns, eine bewaffnete Pfeilkreuzlertruppe habe das Konsulat in der Vadász-Gasse umzingelt. Mehrere Granaten wurden in das Gebäude geworfen und die Bewohner auf die Strasse getrieben. Wir hielten alle für eine Sekunde den Atem an; da war er, der Moment, den wir alle befürchtet hatten. Aber innerhalb einer Minute hatten wir zum Hörer gegriffen und alle zuständigen Behörden über den Vorfall informiert: das Auswärtige Amt, die Polizei, das Militärhauptquartier der Hauptstadt und alle möglichen Stellen. Glücklicherweise waren diese Interventionen erfolgreich, und fast augenblicklich trafen Polizei und städtische Beamte in der Vadász-Gasse ein. Bis heute weiss ich nicht mit Sicherheit, wem wir es zu verdanken haben, dass die Massendeportation von etwa 1500 Menschen, die bereits die Strasse füllten, verhindert wurde, aber eines war in diesem Moment sicher: Die grosse List des Konsulats hat wunderbar funktioniert. Die Behörden respektierten den exter-

⁴⁶ Es soll Pläne entweder der Pfeilkreuzler oder der ss gegeben haben, das Ghetto zu zerstören.

ritorialen Status des Gebäudes, und unser Volk war gerettet. Die Vadász-Gasse hatte einen grossen Sieg zu verzeichnen – und fünf Tote.

Richard Friedl emigrierte 1947 mit seiner Frau Katalin (1921-2003) und seinem kleinen Sohn Alfred ins damalige Palästina. Sie liessen sich im Kibbuz Ha ogen nieder, wo viele der Haschomer Hazair-Mitglieder aus Ungarn und der Tschechoslowakei lebten. 1951 wurde ihr zweiter Sohn, Alex, geboren. Richard Friedl, der seinen Namen in Rafael Benshalom änderte – und aus Katalin wurde Tamar und aus Alfred Dany –, arbeitete in der Folge für das israelische Aussenministerium als erster Konsul in der Tschechoslowakei und später als erster Botschafter in Mali, Kambodscha und Rumänien.

Rafi und Tamar haben acht Enkel- und zehn Urenkelkinder.

Ausschnitte aus Rafi Benshalom (Richard Friedl):

We Struggled For Life, Jerusalem 2001. Richard Friedl hatte seine Erinnerungen kurz nach der Befreiung aufgeschrieben. Sie wurden erstmals 1977 in hebräischer Sprache im Buch «D«nn ipnb npxj» (Tel Aviv 1977) veröffentlicht. Rafi Benshaloms Sohn Dany Benshalom gewährte uns ergänzend zum ursprünglichen Zeugenbericht für die vorliegende Publikation weitere Einsichten.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Paul Fabry



Paul Fabry, New Orleans, Louisiana, USA 2012

New Orleans, Louisiana, USA

Geboren als Pál Andras Fabry am 19. Juni 1919 in Budapest,
gestorben am 8. August 2018 in New Orleans.

«Carl Lutz stach heraus wie ein Denkmal – er war ein Beispiel dafür, was möglich ist»

Leutnant Pál András Fabry führte eine kleine Widerstandsgruppe junger (zum Teil jüdischer) Männer, die als uniformierte Wachen mit falschen Dokumenten das Glashaus in Budapest schützten. Er wechselte Rang und Namen, nannte sich «Hauptmann Gombos» und kämpfte als solcher bis zur Befreiung von Budapest im Januar 1945 in der Widerstandsbewegung gegen die Gestapo und die ungarischen Faschisten.

Der militärische Widerstand

Ich bin in einer Familie von Grundbesitzern und Offizieren der österreichisch-ungarischen Armee aufgewachsen. Mein Vater, Dr. András Fabry, war General und Richter, der oft nach Italien und in die Schweiz reiste. Er sprach zu Hause drei Sprachen: Deutsch, Französisch und Italienisch. Meine Mutter, Ilona Gombos, hatte in Deutschland Kunst studiert; sie waltete über unsere zentraleuropäische Lebensweise im Herzen von Budapest. Ich war ein Einzelkind und wurde in ein katholisches Internat geschickt, in dem französische Priester mir die moralischen und ethischen Werte des neunzehnten Jahrhunderts vermittelten. Mit diesen Werten im zwanzigsten Jahrhundert zu leben, war nicht einfach. Um zu überleben, musste ich später eine modernere Weitsicht entwickeln.

Ich selbst war Lutheraner, da die Familie meiner Mutter sich stark für diese Kirchenbewegung engagierte, wir hatten sogar einen lutherischen Bischof in der Familie. Ich wurde protestantisch erzogen und in eine katholische Schule gesteckt, in der es viele jüdische Kinder gab. Ich glaube, das hat mein Verständnis für andere Religionen, andere Weltanschauungen geschärft. Es hat mich offener gemacht – nicht zu einem engstirnigen

Kind mit einer einzigen, monopolistischen religiösen Prägung. Ich war immer ein frei denkender, frei handelnder Mensch, tolerant gegenüber Herkunft und Glaubensvorstellungen anderer.

Ich war als Reserveoffizier und Kriegskorrespondent der ungarischen Armee in Russland, der Ukraine, Polen und am Don. Als mir bewusst wurde, dass der Krieg in einem Desaster enden würde – als schrecklicher Zusammenbruch der gesamten Zivilisation, in der ich gross geworden war –, kehrte ich nach Budapest zurück und wartete, dass ich einberufen würde. Dies geschah im März 1944, als Deutschland einmarschierte. In diesem historischen Augenblick spürte ich, dass es keine andere Wahl gab, als zu desertieren und in den Widerstand abzutauchen. Selbst die Familie des Reichsverwesers und einige der besten Generäle schlossen sich dem Widerstand an. Es war keine offiziell organisierte, eindeutige Bewegung wie in Frankreich; es war kein aktiver Widerstand wie in Polen. So weit kam es nie – fragen Sie mich nicht warum –, es ist zu komplex, aber es kam nicht dazu. Die Untergrundbewegung konnte still und geräuschlos agieren, mit falschen Dokumenten. An der Seite von vertrauenswürdigen Freunden konnten wir sichere Verstecke finden, um Verfolgte unterzubringen, ohne geschnappt zu werden.

Den Führern der ungarischen Armee und der pro-nazistischen ungarischen Regierung war nach der deutschen Besetzung im März 1944 nicht zu trauen. Damals haben sich alle, die an eine Zukunft ohne Deutschland glaubten, dem Untergrund angeschlossen oder sind weggegangen. Ich musste mir einen anderen Personalausweis, eine andere Uniform und für jeden Anlass die richtigen Dokumente besorgen. Wir mussten improvisieren, aber wir waren vorbereitet. Innerhalb von zwei Monaten hatten wir sämtliche Dokumente zusammen. Unsere Freunde stahlen Originaldokumente, um sie zu kopieren. Wir hatten auch eine Druckerei. Zum Glück kannte ich von früher einige Drucker, die in einem der grossen Budapester Verlagshäuser, dem Athenaeum, arbeiteten. Sie verfügten über moderne Druckeinrichtungen, in denen die von Lutz ausgestellten Papiere vervielfältigt werden konnten. Die Drucker waren alle gewerkschaftlich organi-

siert, sozialistisch oder kommunistisch orientiert, und sie kannten mich. Sie waren es, die uns geholfen haben. Auch Mitglieder der zionistischen Jugendbewegung stiessen zu uns. David Gur schickte uns – sehr clever – zwei wunderschöne Frauen, um Kopien der falschen Dokumente zu bekommen. Ich konnte nicht widerstehen.

Im Oktober 1944 übernahm ein ungebildeter Schurke, Ferenc Szalasi, über Nacht mit einer Bande von Pfeilkreuzlern die Macht. Sie waren die allerschlimmsten Faschisten. Da war selbst die Gestapo noch gnädiger, die logischer vorging als diese Truppen, die Szalasi mit den Pfeilkreuzlern aufbaute. Ihr Ziel war es, jeden noch verbliebenen Rest jüdischen Lebens auszulöschen. Das war der Moment, da es mit Ungarn als einer Nation, die ein Gewissen hatte, als einer Nation, die Gesetze und eine Geschichte hatte, vorbei war. Die Pfeilkreuzler übernahmen die Macht mit Hilfe von Gendarmerie-Militäreinheiten und den verbliebenen Militäreinheiten, die noch unter dem Kommando der Szälasi-Regierung standen. Ab dem 15. Oktober bestand das Leben in Ungarn einzig aus dem Terror der Pfeilkreuzler. Es war das Ende dieser Nation mit einer solch schönen Geschichte und einer solch freiheitlichen Gesinnung. Budapest war so lange Zeit einer der klassisch schönen Orte gewesen. Jetzt brach alles zusammen.

«Hauptmann Gombos»

Es war im Grunde ein grosses Glück für die ganze Bewegung, dass Lutz nur wenig bekannt war. Ich stand nicht in direktem Kontakt mit ihm, weil ich nur der Verbindungsmann zwischen seinen Leuten und dem militärischen Widerstand war, wo man mich als «Hauptmann Gombos» kannte. Ich stand in Verbindung mit Mikios Krausz, dem Vertreter der Jewish Agency, einem Freund von Carl Lutz. Mikios Krausz kannte mich, weil ich der zionistischen Jugendbewegung mit der Druckerei und anderem geholfen hatte. Ich arbeitete auch mit zwei oder drei jungen Diplomaten zusammen. Krausz wusste, dass wir fingierte Militäreinheiten hatten, dass

wir für manche Menschen oder Plätze Wachen stellten, so wie für einige von Wallenbergs Schutzhäusern. Er fragte: «Können Sie ein Kommando an die Vadász-Gasse 29 schicken, damit die Räuber und Terroristen der Pfeilkreuzler dort nicht das Essen stehlen?»

Ich nahm den Namen meiner Mutter an und änderte auch meinen Rang. Ich war nur Leutnant und ernannte mich selbst zum Hauptmann. Ich hatte eine Uniform mit gefälschten Orden und gefälschte Papiere. So konnte ich überleben und anderen helfen. An Uniformen für unser Kommando zu kommen, war einfach; es lagen überall Leichen auf der Strasse. Die Papiere waren schwieriger zu beschaffen und wichtiger; sie mussten zur Person passen. Wir dachten uns Dokumente aus, die so unwirklich und so falsch waren, dass niemand es überhaupt für möglich hielt, damit durchzukommen. Wir waren eine nichtexistierende militärische Einheit, mit falschen Nummern, wunderschönen Stempeln, gedruckten Dokumenten des militärischen Oberkommandos, die bestätigten, dass unsere Einheit zur Bewachung eines Hauses da war. Wir hatten die Verantwortung. Wir gaben vor, wir seien dort, um die Juden an der Flucht aus ihrem «Gefängnis» zu hindern. Wir sorgten dafür, dass die Vadász-Gasse wie ein Gefängnis wirkte, in dem wir Juden gefangen hielten. Wir gaben vor, wir seien aus einem einzigen Grund dort – um sicherzustellen, dass die Juden in Auschwitz enden würden, dass sie ihrem Schicksal nicht entkämen. Wenn wir einem Pfeilkreuzler unsere Papiere zeigten, sagte er: «Das ist ein höherer Befehl, sie werden diese Leute in die Donau schmeissen oder nach Auschwitz schicken. Das erledigen die, das ist nicht unsere Arbeit.»

Es war äusserst wichtig, unsere Einheit sorgfältig zusammenzustellen. Ich hatte zum Beispiel einen Fahrer, der Jude war, und der fragte mich dreissig Jahre später: «Warum hast du eigentlich gerade mich aus dem Arbeitslager geholt?» Ich sagte: «Weil du nicht jüdisch ausgesehen hast.» Man konnte keine Leute in Uniformen stecken, die jüdisch aussahen und sie zur Rettung anderer Juden schicken, die Einheit wäre aufgefliegen. Das ganze Widerstandssystem wäre zusammengebrochen. Das traf auch auf

die Schutzhäuser von Carl Lutz zu. Einige der Wächter waren Juden, aber man musste aufpassen, dass ihre Identität nicht aufgedeckt wurde. Die Wächter vor dem Glashaus bestanden meist aus geflüchteten Offizieren, ein paar jungen Männern und mehreren jüdischen Jugendlichen aus Arbeitslagern, alle in falschen Uniformen. Wir stahlen die Lebensmittel von den Deutschen, die Uniformen von der ungarischen Armee, und die Dokumente wurden in der Athenaeum-Druckerei angefertigt. Das System war hervorragend aufgebaut.

Die zionistische Jugendbewegung half Hunderten von Menschen, sich in der Stadt zu bewegen, von einem Schutzhaus zu einem anderen zu gelangen. Wie viele Menschen in jener schrecklichen Zeit in die Rettung der Juden involviert waren, lässt sich nicht sagen. Auch nicht, wie viele Menschen das faschistische Regime unterstützten, wie viele in der Pfeilkreuzlerpartei waren. Auch kann das Volk nicht verurteilt werden. Wer half, wer war ein Held, wer war keiner? Einige aber stachen heraus.

Carl Lutz stach heraus wie ein Denkmal, denn er war nicht nur ein Mensch mit grossem Gewissen und grossen Fähigkeiten, er war auch ein Schweizer Patriot, der beweisen wollte, dass die Schweiz für Freiheit stand, für Meinungs- und Religionsfreiheit, dass es ihrer freiheitlichen Gesinnung entsprach, Menschen zu helfen. Er war ein Beispiel dafür, was möglich ist. Aber jene, die ihm halfen, wussten auch, dass einer allein keinen einzigen Menschen retten konnte. Es gab keinen einzigen geretteten Juden, ohne dass nicht Dutzende andere daran beteiligt waren. Da war derjenige, der ihn ins Haus hereinliess, derjenige, der ihn zum Taxi brachte, derjenige, der ihm ein bisschen Kleingeld oder etwas zu essen gab, derjenige, der mit gefälschten Bescheinigungen von einem Ort zum andern rannte, derjenige, der den Telefonanruf machte, um ihm zu sagen, er soll fliehen. Es war eine Kette von Ereignissen, und eine einzige Sekunde konnte von Bedeutung sein. Wo konnte in dieser Sekunde jemand helfen? War jemand da, der einem zu Hilfe kam? War jemand da, der einem dieses Papier gab? Niemand konnte allein tausende Verfolgte retten.

Und das trifft auch für Lutz zu. Lutz war ein Held, aber er brauchte Hunderte andere, die ihm halfen.

«Operation Glashaus»

Es gab zum Beispiel Leute vom Auswärtigen Amt, die Lutz besser kannten als ich. Sie waren meine Freunde. Ein ganz wunderbarer Mann, Zoltan Keresztes, arbeitete eng mit Lutz zusammen. Er war der Verbindungsmann zwischen unserer Gruppe und Raoul Wallenberg. Wir brachten Papiere zur zionistischen Jugendbewegung, damit sie sie in ihren Druckanlagen reproduzieren konnten. Dann gingen sie zurück zu Arthur Weiss oder Miklós Krausz, einem der wichtigsten Männer im Büro von Carl Lutz. Weiss und Krausz entschieden, wie die Papiere verteilt werden sollten. Irgendwann wurden sie wie eine Gratiszeitung verteilt. Es gab so viele gedruckte Dokumente, dass man nicht mehr zählen konnte, wie viele ausgegeben wurden, wie viele benutzt wurden oder wie viele Menschen keine bekommen hatten.

Wir waren etwa zwanzig Mann in unserer Einheit. Und es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Einmal waren wir fünfzehn. Ein anderes Mal fünfundzwanzig. Mein Cousin, Dezsö Molnar, hatte den Rang eines Leutnants und trug eine ungarische Armeeuniform, er war der Kommandant der Einheit. Grösstenteils bestand die Einheit aus Leuten, die aus den verschiedenen Arbeitslagern geflohen waren, inzwischen mit falschen Uniformen, falschen Papieren und möglicherweise falschem Namen ausgestattet.

Ich betrat das Glashaus nur, um nachzusehen, ob das Essen ordnungsgemäss eingetroffen war. Ich hatte einen Fahrer, Zoltan Uly, der mit seiner Einheit einzig damit beschäftigt war, die deutschen Züge auszurauben, die Käse für die Armee lieferten. An Käse hat es also nicht gefehlt. Aber Armeekäse war schreckliches Zeug. Ein bisschen wie Zahnpasta. Jedenfalls lieferten wir dieses Zeug waggonweise, denn im Glashaus gab es nur sehr wenig zu essen. An guten Tagen hatten wir auch Gemüse und Obst, was

eben gerade von den Bauern zu bekommen war. Es war schwierig, zu überleben, denn es gab dort 2000 Leute; zu einem bestimmten Zeitpunkt, sagen einige, befanden sich sogar bis zu 3000 Menschen im Glashaus. Ich glaube es nicht, aber möglich wäre es. Ich meine, es sah dort aus wie in einem heutigen Flüchtlingslager. Die Leute kamen und gingen zu Hunderten, um Dokumente zu bekommen. Hatten sie das Dokument, machten sie sich rasch davon, um irgendwo jemand anderen zu retten.

Die Leute im Glashaus wussten nicht, dass wir eine falsche Militäreinheit waren. Nur Arthur Weiss, Carl Lutz und das Erez-Israel-Büro wussten Bescheid. Auch Krausz wusste, dass wir eine Widerstandsgruppe waren; er wusste, dass wir nicht zur Pfeilkreuzler-Armee gehörten. Aber die Menschen drinnen, die kamen und gingen, wussten nicht, auf welcher Seite wir standen. Sie hatten keine Ahnung, aber das war Teil des Plans. Erstens hatten die Pfeilkreuzler überall Spione, ich bin mir ziemlich sicher, dass sie auch im Glashaus welche hatten. Woher konnten sie zum Beispiel wissen, dass Weiss dort war? Woher konnten sie wissen, wann sie kommen sollten, um zu plündern? Sie wussten, was vor sich ging und wo die Schutzhäuser waren. Und zu unserer Sicherheit und zur Sicherheit der ganzen Organisation – des ganzen Widerstandsnetzes – war es sehr wichtig, dass wir anonym blieben. Wir mussten die Leute im Glashaus im Glauben lassen, unsere Truppe sei da, um sie gefangen zu halten.

Niemand verstand, wie wir mit dieser List drei oder vier Monate lang durchhalten konnten. Und die Nazis griffen auch tatsächlich an, sie kamen. Ich erinnere mich an den 4. Dezember; um die zwanzig, dreissig Pfeilkreuzler rückten mit Maschinengewehren an. Sie töteten zwei der Wächter. Später, ich glaube, es war an Silvester, holten sie Arthur Weiss zu einer Untersuchung. Sie behaupteten, seine Papiere überprüfen zu müssen. Wir hatten Angst, sie könnten entdecken, dass unser Kommando eine Fälschung war, dass die Leute im Glashaus Geld hatten, dass dort Wertsachen versteckt waren. So schickte ich einen meiner Männer mit Weiss zum Verhör. Weiss verschwand. Es war eine Offenbarung für mich:

Da war eine Person, der ich zu helfen versuchte, und ich habe es nicht geschafft, und wahrscheinlich hatte ich die falsche Entscheidung getroffen. Aber hätte ich Arthur Weiss nicht gehen lassen, hätten wir hundert Pfeilkreuzler dort gehabt, die der ganzen Sache ein Ende gesetzt hätten.

Wir waren nicht stark genug, um einem Angriff der Gendarmen und Pfeilkreuzlern mit ihren Waffen und Tanks standzuhalten. Arthur Weiss war das Opferlamm. Unser Blendwerk hat überlebt.

Die Bewegung

Ein Handschlag, rasch, rasch etwas übergeben, «vergiss nicht, dass ich die Papiere brauche», oder, «vergiss nicht, mit dem und dem zu sprechen». Jede Minute konnte entscheidend sein für das Schicksal eines Menschen, und das Leben Tausender Menschen hing davon ab, was hinter unseren Türen geschah.

Ich musste unerschütterlich und entschlossen sein. Ich durfte nicht zögern und nicht wanken. Es war auch sehr wichtig, mit den Deutschen zu sprechen. Es war entscheidend, mit den Deutschen sprechen zu können, wenn sie die Identität prüften oder nach irgendwelchen Verbindungen fragten. Ich war derjenige, der zu ihnen ging, weil mein Deutsch gut war, und ich hatte Erfahrung im Umgang mit ihnen.

Man musste Selbstschutz entwickeln. Wenn man in den Augen der Deutschen einigermaßen arisch und deutsch aussah, gut gekleidet war, konnte man sich einigermaßen in Sicherheit wiegen. Ich hatte viele jüdische Freunde unter meinen Schulkameraden, Universitätskommilitonen, in der Familie und bei nahen Verwandten. Ich habe ihnen beigebracht, wie man auf der Strasse gehen musste, wenn einer von der Gestapo oder ein Pfeilkreuzler im Anmarsch war. Dieselbe Methode funktionierte auch 1945, als die Russen kamen. Wie vermeidet man, dass man verhaftet wird? Was sagt man, wenn man verhaftet wird? Die Juden hatten dieses Know-how nicht. Es fehlte ihnen die Angst; sie waren gute, zuverlässige Bürger Ungarns gewesen. Halb Budapest war mit Juden verheiratet. Ich meine,

irgendwann hat es in Budapest eine Viertelmillion Juden gegeben, wissen Sie. Die Leute hatten deutsche oder jüdische Namen. Wenn man vor hundert Jahren ins Budapester Telefonbuch schaute, standen da lauter deutsche oder jüdische Namen. Und so hatten die Budapester Juden keine Verteidigungsstrategien entwickelt, aber genau das war damals nötig, um Mauthausen oder Bergen-Belsen zu entkommen.

So sagte ich beispielsweise den Wächtern des Glashauses: «Lasst die Leute nicht mit dem gelben Stern rausgehen. Sie müssen sie an ihren Kleidern haben; wenn sie kontrolliert werden, ist es Vorschrift. Wenn sie hinausgehen, sollen sie einen Regenmantel oder etwas drüberziehen. Wenn sie hinausmüssen, will ich nicht, dass die Leute sehen, dass dort ein Nest mit Hunderten von Juden ist.» Es gibt Mittel und Wege, wie ein Freund auszusehen, nicht wie ein Feind. Und keine Angst zu haben. Und Augenkontakt zu vermeiden. Anders ging es nicht. Es gab keine Wahl. Ich fragte mich nie: «Was soll ich tun?» Es kam automatisch und es war das Richtige. Einmal hatte ich einer Leiche einen Orden abgenommen und steckte ihn an, als ich mit den Deutschen sprechen musste, einen Kriegsorden. Und ich kam mit einem «Heil Hitler!» an. Man musste die Rolle spielen. Wenn man zu einem deutschen Kommando ging und nach Lebensmitteln, Treibstoff oder einem Wagen verlangte, musste man glaubwürdig sein. «Ich bin einer von euch, ich bin euer ungarischer Verbündeter.»

Man musste gewieft sein, aber man brauchte auch Freunde, die einem halfen; ich bekam Hilfe von ein paar wunderbaren Freunden, grossartigen, mutigen Menschen. Die meisten Offiziere des militärischen Widerstands endeten im Gefängnis oder wurden zum Tod verurteilt, nur zwei oder drei überlebten. Einer, Hauptmann József Kóvágó, wurde später Bürgermeister von Budapest. George Rakovszky, der mir mit den illegalen Dokumenten half, nahm wieder seine frühere wichtige Stellung als Diplomat ein. Ivan Boldizsár überlebte mehrere Gefängnisse und wurde in Budapest ein bekannter Schriftsteller.

Viele junge Diplomaten und andere, die sich unserem Widerstandskreis angeschlossen hatten, überlebten durch ihre Gewieftheit und weil sie verdeckt agierten. Diese Menschen wollten andere retten, und so setzten sie sich mit Raoul Wallenberg oder Carl Lutz in Verbindung; sie spürten, dass unsere Freunde in Gefahr waren, unsere Lebensweise war in Gefahr, jeder war in Gefahr. Man musste etwas tun. Es ist entsetzlich, was die Deutschen unserem Volk antaten.

«Wir befanden uns in einem Theater»

Es herrschte eine solch spezielle Atmosphäre, ein solches Chaos, dass man sich wie in einem Theaterstück vorkam, in dem man eine Rolle zu spielen hatte. In einem Stück, das irgendwann zu Ende wäre. Und dann würdest du deine Uniform ablegen können, deinen Namen zurückbekommen, deine Persönlichkeit, und wieder du selbst sein. Bis dahin spielte ich mit. Wie viele andere.

Aber viele taten auch gar nichts. Sehen Sie, es gab drei Sorten von Menschen in der Bevölkerung. Die erste: sich den Pfeilkreuzler-Faschisten anschliessen, ungarischer Soldat werden und mit den Deutschen zusammenarbeiten. Die zweite: nichts tun und sich verstecken. Die dritte: sich dem Widerstand anschliessen.

Auch Carl Lutz spielte mit. Er hatte etwas Hypnotisches. Wir lebten alle in einem Vakuum, Zeit zählte nicht. Die Tage zählten nicht. Man wusste nicht, wo man war, was man tat. Man liess sich einfach von der Bewegung mitreissen, wie unter einem Opiat, wissen Sie. Und ich glaube, Lutz war ebenfalls in Trance, in Trance, zu helfen: immer arbeiten, nicht aufhören, weitermachen, von einem Büro zum nächsten, von einer Person zur nächsten, umgeben von verzweifelten jüdischen Menschen wie Krausz und anderen. Sie drängten ihn täglich, noch mehr zu tun: noch ein Schutzhaus eröffnen, die rumänischen Juden retten, dann die slowakischen. Der Druck war enorm. Gefahr gehörte zum Leben – vielleicht kommen sie mich heute Nacht holen, vielleicht werden sie mich an der nächsten Ecke erschiessen. Man war entweder ständig voller Angst und zitterte oder man

hypnotisierte sich selbst, damit es zu einem vorübergehenden Zustand wurde; du musstest weiter zum nächsten Akt und es würde höchstens noch eine Woche oder einen Monat dauern. Der mentale Prozess der Angst war nicht so, dass ich sagen könnte, ich hatte am Mittwoch Angst und nicht am Donnerstag. Es war eine ständige Unsicherheit, versteckt hinter einer mentalen Haltung, die wir *selbst* zu unserem Schutz entwickelt hatten.

Carl Lutz war genauso in Trance wie wir alle. Es war eine chaotische Zeit, in der Übertretungen, Entscheidungen, Handlungen nicht wie üblich bewertet werden konnten, wie in der Vergangenheit, als man sich hinsetzen und sich fragen konnte: «Na, was mache ich denn nächste Woche? Wie soll ich diese Rechnung bezahlen? Wie werde ich meine Kinder unterstützen, sie erziehen?» Es war alles abstrakt. Es war alles wie in einer unwirklichen Wolke, wir arbeiteten mit einer Einstellung, die wir zu normalen Zeiten nicht für möglich gehalten hätten.

Wer nach dem 19. März 1944 in Aktion trat, wusste, dass der Krieg vorbei war. Was folgte, war eine Übergangszeit, die nur noch wenige Monate dauern konnte. Die Nazis hatten den Krieg verloren. Jeder, der eine Zeitung las oder BBC hörte – unsere Informationsquelle – wusste, dass es vorbei war. Es war nach Stalingrad; es war nach der Invasion in Frankreich; es war nach Italien; es war nach Mussolini. Jeder wusste, dass es vorbei war; die Russen waren bereits über die Karpaten und rückten nach Budapest vor. Ein neues Kapitel begann. Wir hörten die Geschütze östlich des Stadtzentrums, und wenn Bomben explodierten, wussten wir, dass die Russen anrückten. Wir hörten BBC; wir wussten, dass sie die Aussenbezirke unseres Wohnviertels besetzten. Wir zogen die Uniformen aus, verbrannten sie, und holten unsere in russischer Sprache gedruckten Schutzbriefe aus der Schublade.

Wir waren so gut vorbereitet, dass wir Dokumente hatten, auf denen stand, dass wir in der Widerstandsbewegung waren, um Ungarn zu retten – in Russisch, russische Dokumente – und dass wir auf der Seite der sowjetischen Besatzungsarmee standen. Dass wir die einmarschierenden sow-

jetische Armee unterstützen würden. Als die Russen in dieser Nacht kamen, zogen wir Zivilkleidung an und steckten unsere russischen Dokumente in die Tasche. Aber wir konnten sie nicht davon abhalten, die Bediensteten, die sich im Haus befanden, in unserem provisorischen Hauptquartier, zu vergewaltigen, die schönen ungarischen Frauen. Wir konnten sie nicht retten und auch nicht die Autos und ihre Fahrer im Hof; sie verprügelten die Chauffeure, setzten den Motor in Gang, stiegen ein, fuhren weg, kamen zurück, nahmen eine Frau, nahmen ein anderes Auto, verprügelten den Chauffeur, nahmen unsere Uhren – das war die «Befreiung».

Die sowjetische Armee war eine unaufhaltsame Welle menschlicher Gewalt ohne jedes Gewissen. Sie kamen nach Budapest und befanden sich plötzlich in einer grossen Stadt, wo es Essen gab. Dort gab es zivilisierte Menschen, einst gab es zivilisiertes Leben russische Soldaten vom Land hatten so etwas noch nie gesehen, wissen Sie. Aber inzwischen war die ganze Stadt ein einziges Chaos. Die Bomben fielen, die Brücken stürzten ein und die halbe Stadt stand in Flammen.

Ich wurde kurz darauf von den Sowjets verhaftet. Hauptsächlich wegen des Funkgeräts, das wir von Lutz hatten; er hatte ein Kurzwellenfunkgerät angeschafft, das wir für die Kommunikation benutzten, das Erez-Israel-Büro hatte es von ihm erhalten und an uns weitergegeben; dann haben es die Russen gefunden. Sie wussten nicht, woher es kam oder wozu es gut war. Sie dachten, es sei ein Funkgerät, mit dem die Faschisten mit Deutschland kommunizierten. Das Ding legte mich und meine Leute herein, und sie verhafteten mich. Ich war mehrere Wochen im Gefängnis, zusammen mit meinem Gefährten, dem Kriegskorrespondenten Géza Saly, der für ein Jahrzehnt in einem sibirischen Lager landete.

Irgendwie bekam ich genug Zeugen, genug Geschichten und genug Lügen zusammen, um die Sache der «russischen Gestapo», damals GPO genannt, mit ihren eher primitiven Inquisitionsmethoden glaubhaft zu machen. Ich habe es geschafft rauszukommen.

Aber es war nicht das erste Mal, dass mir das passierte. Ich war zweimal von den Russen verhaftet worden, und ich hatte wegen meiner Arbeit für den polnischen Widerstand auch in einem deutschen Gefängnis gesessen. Die Arbeit in Warschau als Kriegskorrespondent der ungarischen Armee unter britischen Agenten stellte ein Abenteuer dar, war aber auch eine gute Übung für die Zeit der Besetzung von Budapest durch die Nazis im Jahr darauf. So durchlief ich, wie viele andere meiner Generation, mehrere Gefängnisse. Auf welcher Seite auch immer, mit Glück gelang es mir zu überleben.

Wäre Lutz genauso bekannt gewesen wie der schwedische Diplomat Wallenberg, wäre er auf die gleiche Weise verhaftet und verschleppt worden, denn er war ohne jeden Schutz. Wallenberg wurde aus zwei Gründen verschleppt. Erstens, weil er Geld und Gold bei sich hatte. Zweitens, weil er bekannt war und jeder sah, dass er wichtige Verbindungen und einen Namen hatte. Er hatte zu vielen Menschen geholfen, und wahrscheinlich hätte er sich gegen die Sowjetunion und den Kommunismus engagiert, wenn er dortgeblieben wäre. Lutz war aufgrund seines ruhigen Auftretens, weil er hinter den Kulissen agierte, nicht bekannt. Die Russen mussten über die Schutzhäuser Bescheid gewusst haben, aber es war ihnen völlig egal. Lutz überlebte einzig, weil er sich auf der Buda-Seite der Stadt befunden hatte. Bis sie dort waren, hatten die Russen ihre Raubzüge und ihren Terror, ihr Vergewaltigen und Morden auf der Pest-Seite bereits beendet. Sie konnten sich frei bewegen und die Stadt blindlings ausrauben.

Mein Cousin, Dezsö Molnar, und einige seiner Leute wurden von der Sowjetarmee erbarmungslos verschleppt. Ich weiss nicht, wie und wohin sie verschwanden, niemand von der Familie weiss es. Aber sie holten Dezsö am 16. oder 17. Januar aus dem Glashaus. Ich stelle mir vor, dass er einige Tage später während des Marsches im Schnee gestorben ist. Und von den anderen beiden, die geholt wurden, wurde einer erschossen und der andere ist in der Nähe erfroren, sagte mir die Familie. Es wurden ver-



Oberleutnant Pál
András Fabry 1944

mutlich noch andere verhaftet, aber ich weiss nicht, wie sie verschwunden sind. Für die Russen bedeuteten die Schutzhäuser gar nichts. Das Schweizer Kreuz bedeutete nichts. Lutz bedeutete nichts. Juden zu retten bedeutete nichts. Zur selben Zeit wurde auch Wallenberg verschleppt, und sein Schicksal gibt noch immer Rätsel auf.

Nach 1945

Im letzten Teil des Interviews erinnert sich Paul Fabry an sein Leben in der Nachkriegszeit, an jene, die im Untergrund an seiner Seite gearbeitet haben, und an Carl Lutz.

Wie haben wir all das durchgestanden? Wie haben wir es geschafft? Wie haben wir überlebt? Und warum wurde dieser gute Mann, Arthur Weiss, verhaftet? Und warum wurden jene hundert Menschen *nicht* verhaftet?

Und warum endeten diese tausend Menschen in Bergen-Belsen, ohne zu wissen, wohin es ging? Warum wussten sie nicht, dass der andere Zug nach Auschwitz fuhr? Sie hatten keine Angst, sie glaubten, dass es mit dieser Welt bald zu Ende sei – *vielleicht werde ich einfach gehen, irgendwo wird eine Tür offen sein*. Aber die Tür war nicht offen, sie führte geradewegs in die Gaskammer; es war zu spät. Da war weder Logik noch Gerechtigkeit oder irgendeine göttliche Antwort oder eine prophetische Stimme, die einen rettete. Meistens war es Glück, oder ein mutiger Akt, oder ein dummes Risiko im richtigen Moment. Wir wurden uns der Gefahr erst richtig bewusst, als sie vorbei war.

Seit 1949 bin ich in Amerika mehrfach angesprochen worden, um über den Holocaust, das Glashaus und die anderen Schutzhäuser zu erzählen. Einmal wurde ich gebeten, am Holocaust-Gedenktag in der grössten Synagoge von New Orleans über den Terror dieser Jahre zu sprechen. Es war eine grosse Menschenmenge da, Leute aus dem ganzen Süden [der USA]. Ich erklärte, wie die Schutzhäuser funktionierten, wie Carl Lutz Tausende und Abertausende von Dokumenten anfertigen liess, wie Tausende und Abertausende von Menschen mit der Identität und Staatsbürgerschaft von Ländern umherliefen, in denen sie nie gewesen sind – und wie das Glashaus um die 2000 oder 3000 Menschen rettete. Am Ende meiner Rede kam eine elegant gekleidete Dame in den Sechzigern oder frühen Siebziger zu mir und sagte: «Herr Fabry, wissen Sie was, ich war als kleines Mädchen im Glashaus im Budapest. So habe ich mit meiner Familie überlebt. Und ich wusste nie, wem ich dafür danken konnte. Jetzt weiss ich es. Und jetzt weiss ich auch, dass ich vor diesen Offizieren in den eigenartigen Uniformen, die an der Tür standen, keine Angst zu haben brauchte. Ich dachte, sie seien dort, um uns einzusperren, und dass es für uns dort zu Ende sei, weil sie uns nicht rausliessen.» Es war Dr. Judy Roheim, eine hochangesehene Psychiaterin aus Baton Rouge, Louisiana. Und es passierte auch mehrmals bei meinen Besuchen in Budapest. Einmal sprach ich bei einem meiner Besuche in einer Radiosendung. Danach rief jemand

im Hotel an und sagte: «Ich wusste nicht, dass Sie noch am Leben sind. Ich war während des Kriegs in der Ukraine Ihr Fahrer.» Ich hatte ihn angestellt, als er in einem jüdischen Arbeitslager war, ich steckte ihn in eine Uniform ohne Rangabzeichen und fuhr mit ihm bis nach Berlin. Kornai András ist heute ein erfolgreicher Geschäftsmann in Kanada. Seine Schwester in Ungarn dankte mir, dass ich ihm das Leben gerettet habe – aber eigentlich wurde er zu einem richtigen Freund und half uns beiden, an der Front zu überleben.

Von denjenigen, die zur «Operation Glashaus» gehörten, starb einer in Lima, Peru. Ein anderer starb in Australien. Ein dritter war in Paris gelandet. Ein Einziger ist in Budapest geblieben, derjenige, der das Rundfunkgerät brachte, das über das Erez-Israel-Büro von Carl Lutz kam. Er war der ruhigste, der verschlossenste von allen; ein wahrer Aristokrat mit einem starken Standesbewusstsein, und er lebte in ständiger Angst. Er änderte zweimal seinen aristokratischen Namen, weil er Angst hatte, sie könnten entdecken, dass sein Grossvater Graf war und seine Grossmutter Baronin und dass sie ein paar Generationen zuvor in der Regierung waren. Sogar seine Kinder trugen andere Namen. Er war der Einzige, der die ganze Zeit pessimistisch war. Er ist dort gestorben, arm und ohne Unterstützung. Ja, da waren auch jene, die das Ende des Kriegs nicht erlebten und sich nicht sagen konnten: «Zum Teufel, das ist vorbei, jetzt muss ich das vergessen und weiterleben.» Es gab welche, die das nicht konnten.

Ich habe einen Dokortitel von der Budapester Rechtsfakultät, habe aber nie als Anwalt praktiziert, ich wurde Diplomat. Nach dem Krieg stand ich in Ungarn im diplomatischen Dienst. Irgendwann war ich der ungarische Geschäftsträger in Ankara, Türkei. 1947, als die Kommunisten die Macht übernahmen, trat ich von meiner Stelle zurück. Schliesslich emigrierte ich in die USA, wo ich mich als liberaler Europäer in amerikanischem Umfeld betrachte. Die jüngeren Mitglieder meiner Familie sind tief im konservativen Leben verwurzelt, sie leben von Texas über New Mexico bis nach Kalifornien verstreut. Sie sind in einer anderen Welt gross ge-

worden, einer sicheren Welt des Wohlstands. Für sie bin ich ein archaisches Überbleibsel der Viktorianischen Ära, zu der Budapest bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs gehörte. Die Geschichte von Vizekonsul Lutz in Budapest gehört für sie in die Geschichtsbücher.

Der gute Bürokrat

Ich würde sagen, Carl Lutz ist ein Vorbild menschlicher Güte aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Er war ein grundgütiger Mann. Es gibt grosse politische Helden, es gibt grosse Staatsmänner; doch eine solche humanistische Persönlichkeit, die so vielen Menschen half, bleibt so einzigartig, dass ich nicht glaube, dass es dazu irgendwo auf der Welt ein Pendant gibt.

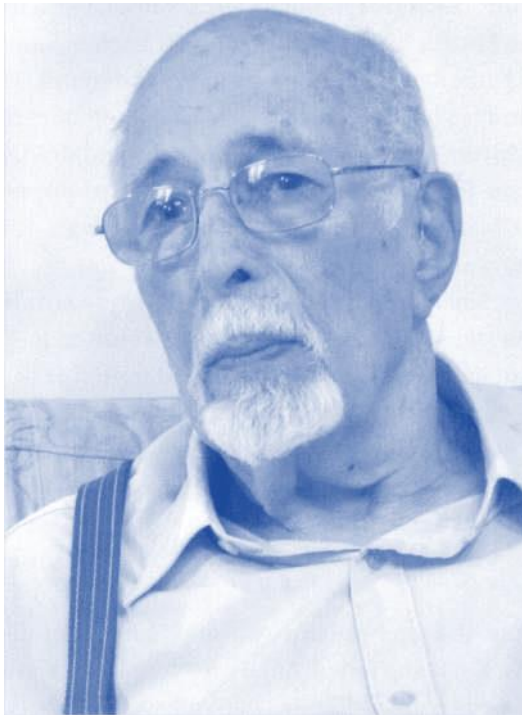
Es war wirklich ein grosses Glück für uns, in Budapest einen Mann wie Carl Lutz zu haben. Er war im Kern ein guter Bürokrat. Sein Leben entsprach dem Schweizer System, zuverlässig, pünktlich. Bürokratische Regeln bestimmten sein Leben. Und als plötzlich die tragischen Zeiten ausbrachen, tat er genau das Richtige.

Carl Lutz wurde später vorgeworfen, es sei falsch gewesen, was er getan hatte. Er wurde beschuldigt, gut gewesen zu sein, dem Ruf seines Gewissens gefolgt zu sein, im Geist eines freien Schweizer Denkers, die Freiheit von Tausenden Menschen gerettet zu haben. Es muss eine sehr schmerzvolle Erfahrung für ihn gewesen sein.

Ausschnitte aus der gekürzten und leicht überarbeiteten Interview-Abschrift zum Dokumentarfilm «Carl Lutz – Der vergessene Held» (2014) von Daniel von Aarburg. Das Interview wurde am 19. Juni 2012 von Daniel von Aarburg in New Orleans geführt.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Mordechai Fleischer



Mordechai Fleischer, Giv'atajim, Israel 2017

Giv'atajim, Israel

Geboren als Paul György Fleischer am 29. Juni 1926 in Bratislava (Tschechoslowakei; heute Slowakei), gestorben am 7. April 2019 in Petach Tikwa (Israel).

«Am 19. März 1944 gingen wir alle in den Untergrund»

Meine Kindheit habe ich in Bratislava verbracht. Wir waren eine assimilierte Familie. Der Name meines Vaters war Karl – Chaim auf Hebräisch. Meine Mutter hiess Regine, ihr hebräischer Name war Rivka. Mein Vater arbeitete in einer Druckerei, und meine Mutter war Hausfrau. Um 1942 herum, als es schon Einschränkungen gab, begann meine Mutter, für verschiedene Leute Handarbeiten zu machen, um unser Einkommen zu vergrössern und etwas zum Familienunterhalt beizusteuern. Ich hatte eine Schwester, Elisabeth, die drei Jahre älter war als ich.

Mein Vater war Sozialdemokrat und in der Partei aktiv. Er war auch Vorsitzender der Druckarbeitergilde. Wir wohnten in einem Gebäude der Druckarbeiter, das «Haus Gutenberg» hiess, nach Johannes Gutenberg, der die Druckpresse erfunden hatte. Unsere Bewohnerschaft war gemischt; ein grosser Teil waren Juden, aber ca. 50 % waren Gojim. Unsere Beziehungen zu den meisten Hausbewohnern waren sehr herzlich, da der Grossteil den gleichen Beruf hatte, und sonntags machten wir oft zusammen Ausflüge in die Umgebung.

Die erste Schule, die ich besuchte, war die Slowak-Schule. Die meisten Schüler waren keine Juden. Auch im Gymnasium waren wir nur zwei Juden in der ganzen Klasse. Die Volksschule hiess nach einem der slowakischen Helden, Milan Rastislav Stefanik, und das Gymnasium nach dem beliebtesten Präsidenten, Tomas Garrigue Masaryk, nach dem viele Plätze und Strassen in Israel benannt sind.

Als ich vierzehn war, wurden wir alle, alle jüdischen Schüler, aus der Schule verwiesen. Meine Eltern wollten nicht, dass ich untätig zu Hause sass, und schickten mich zu einem Zimmermann in die Lehre. Ich verbrachte dort ungefähr zwei Jahre. Bratislava war schon unter faschistischer Herrschaft, und unsere Beziehungen mit der nicht-jüdischen Bevöl-

kerung begannen darunter zu leiden; zweifellos waren Antisemiten unter unseren – angeblichen – Freunden. Ich schloss mich der zionistischen Jugendbewegung an und wurde Mitglied beim Haschomer Hazair.

Als sich die Verfolgungen und verschiedenen Verbote für Juden verschärften – wie zum Beispiel das Verbot, nach bestimmten Uhrzeiten auf die Strasse zu gehen, und der Zwang, einen gelben Stern zu tragen –, begriffen meine Eltern, dass wir uns in unmittelbarer Gefahr befanden. Mein Vater erhielt staatlichen Schutz als von der Regierung benötigter «lebenswichtiger Arbeiter». Auch meiner Mutter wurde Schutz gewährt. Die Gefahr bestand für meine Schwester und mich. Das war 1942, als die ersten Deportationen angingen. Sie holten Frauen aus Bratislava im Alter zwischen achtzehn und dreissig ab und brachten sie nach Polen, wo sie spurlos verschwanden. Als ein nichtjüdischer Bekannter von den Razzien hörte, bot er uns seine Hilfe an und versteckte meine Schwester in einem Dorf bei seinen Eltern. Bei einer grossen Versammlung der zionistischen Bewegungen beschloss die Führung, dass jeder, der Ungarisch sprach oder familiäre Beziehungen in Ungarn hatte, von Bratislava nach Ungarn fliehen sollte. Ich hatte Grosseltern und einen Onkel, die in Ungarn wohnten. Ein Freund von mir, der mit der kommunistischen Jugendbewegung verbunden war, kannte die Grenze. Er hatte sie in der Vergangenheit etliche Male überquert und schlug vor, dass ich ihn begleitete und wir zusammen hinübergehen würden. Ich war damals fast fünfzehn. Meine Eltern sahen ein, dass sie keine andere Wahl hatten, als unseren Plan zu akzeptieren. Sie, sowie mein zweiter Onkel, zogen es vor, in Bratislava zu bleiben; sie vertrauten den Slowaken mehr als den Ungarn. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass das ein fataler Irrtum war.

Nachdem mein Freund und ich die Grenze nach Ungarn passiert hatten, stiegen wir in einen Autobus mit dem Ziel, nach Budapest zu fahren. Die Absicht dabei war, in die grösste Stadt zu gelangen, da es dort leichter war, sich unter die übrige Bevölkerung zu mischen. Das war in den Pro-

vinzstädten und kleineren Städten, in denen sich die meisten Einwohner kannten, schwierig zu bewerkstelligen. Mein Freund und ich hatten kein Glück, und man erwischte uns zusammen im Autobus. Die Gendarmen verhafteten uns und warfen uns ins Gefängnis. Wir waren ungefähr einen Monat dort. Man verhörte uns nicht, sie wussten ja, warum wir geflohen waren. Eines Tages weckten sie uns in der Frühe auf und brachten uns an die ungarisch-slowakische Grenze zurück. Dort verpassten sie uns mörderische Prügel, um uns Angst einzujagen, damit wir es nicht mehr wagen würden, nach Ungarn herüberzukommen. Aber wir waren beide erfahren, umgingen ihre Posten und kehrten zu meinen Eltern in Bratislava zurück – ein ziemlich langer Fussmarsch von etwa dreissig Kilometern.

Wir trafen spät in der Nacht ein, lädiert und mit geschwellenen Gesichtern. Nun hatten wir ein weiteres Problem: Wie sollten wir ins Haus, in die Wohnung hineinkommen? Das Gebäude – mehrstöckig mit vielen Bewohnern – war abgesperrt, und es war bekannt, dass der Hauswart ein deutscher Faschist war. Wie also hineinkommen? Über unserer Wohnung, im oberen Stockwerk, wohnte seit Kurzem eine Familie, von der ich wusste, dass sie nicht so extrem war. Ich warf einen Stein an ihr Fenster. Sie kamen ans Fenster und fragten zornig: «Wer wirft hier Steine?» Ich sagte leise: «Ich bin's, Paulko.» Die Frau, die keine Jüdin war, kam herunter und machte mir die Tür auf, und so kam ich in mein Elternhaus hinein [auf der Rückseite des Gebäudes]. Bis heute habe ich ein Foto, das viele Tage nach diesem Vorfall mit den Schlägen aufgenommen wurde, das uns beide immer noch mit Schwellungen zeigt. Meine Eltern riefen einen jüdischen Arzt, der unsere Verletzungen behandelte, und wir erholten uns wieder.

Einige Monate später überquerte ich die Grenze ein weiteres Mal, diesmal jedoch mit einem professionellen jüdischen Fluchthelfer. Es war zu Anfang des Winters 1942. Ich erinnere mich noch an den Schnee, durch den wir stapften. Nachdem wir die Grenze erfolgreich passiert hatten, verlangten die Ungarn im Zug unsere Papiere zu sehen. Ich hatte keine Pa-

piere. Alle übrigen geflüchteten Juden hatten sich im Zug zerstreut. Nur ich und mein Fluchthelfer wurden gefasst und nach Budapest gebracht. Wieder steckten sie mich ins Gefängnis. Es war ein berüchtigtes Gefängnis, in dem furchtbare Bedingungen herrschten. Als wir im Gefängnis ankamen, brachten sie uns in eine grosse Halle mit vielen Verbrechern, wenige davon Juden. Ein jüdischer Gefangener, ein Invalide mit Krücken, kam zu mir und fing mit mir zu reden an. Er fragte, ob ich einer zionistischen Jugendbewegung angehörte, und ich sagte ihm, dass ich beim Haschomer Hazair war. In dem Moment trennte man uns, doch nicht, ehe er mir seine Visitenkarte gegeben hatte. Er war einer von der zionistischen Führungsriege in Budapest. Sein Name war Dr. Béla Dénes. Da er wusste, dass ich Zimmermannlehrling war, waren seine Abschiedsworte: «Wenn du entlassen wirst, geh zur Möbelfabrik Kürtös. Sag ihnen, dass ich dich geschickt habe, und ich hoffe, sie können dir helfen.»

Ich wurde drei Monate später entlassen und in ein Internierungslager geschickt, in dem sich viele illegale jüdische Flüchtlinge befanden, die aus Polen, Russland und der Slowakei geflohen waren. Dort nahm ich Verbindung mit Mitgliedern der Jugendbewegung Haschomer Hazair auf, und sie fingen an, uns zu besuchen. Etliche Monate danach, als es meinem Onkel gelungen war, mich aus dem Gefängnislager zu befreien, machte ich mich auf den Weg zur Möbelfabrik. Es war ein riesiges Geschäft. Sie nahmen mich, interviewten mich und stellten mich sofort zur Arbeit ein. Der Besitzer von Kürtös war ein Jude namens Kurz. Am Anfang arbeitete ich in der Schreinerei, doch als sie hörten, dass ich auch zeichnen konnte und Erfahrung in der Planung hatte, versetzten sie mich in die Planungsabteilung des Betriebs.

Mein gesellschaftlicher Kreis zu der Zeit bestand aus Kameraden aus den Jugendbewegungen in Budapest sowie illegalen Flüchtlingen aus der Slowakei. Sonntags gingen wir zusammen weg, tauschten Botschaften und Informationen aus, um uns gegenseitig zu helfen. Am 19. März 1944 marschierten die Deutschen in Ungarn ein, und wir gingen alle in den Untergrund.

Da ich auf eine Bürgschaft meines Onkels hin entlassen worden war, musste ich einmal im Monat bei der «Fremdenpolizei» erscheinen. Zu meinem Pech erkannte mich einmal, als ich auf der Strasse auf dem Weg dorthin war, einer der Geheimpolizisten vom vorherigen Internierungslager, und er befahl mir, ihn zu begleiten. Kurze Zeit danach wurde ich auf die Insel Csepel bei Budapest gebracht, wo wir in einem Zwangsarbeitslager bei einem grossen Schmelzofen unter dem Befehl der ss arbeiteten. Die Deutschen übergaben uns den Ungarn, und da gelang es mir, zu fliehen und zu meinen Verwandten [in Budapest] zurückzukehren. Dann kam der Wendepunkt. Die Faschisten gingen von Haus zu Haus auf der Jagd nach Juden, und so wurden mein Onkel und ich gefasst und an die russische Front geschickt, um Gräben gegen Panzer auszuheben.

Während des grossen Rückzugs, auf meinem Weg zurück nach Budapest, zwangen sie mich, den Todesmarsch in Richtung Österreich mitzumachen. Alle gefangenen Juden aus Budapest waren dabei. In der Nacht hielten wir bei einer Ziegelfabrik an. Mein Onkel hatte schon davor von jemandem einen Schutzpass der schweizerischen Gesandtschaft beschafft, der zu meinem Alter passte. Sie trennten uns – die ohne Zertifikat, wie mein Onkel, marschierten weiter. Dem Rest wurde gesagt, vor Ort zu warten. Am nächsten Tag, gegen Morgen, versammelten sie uns und verlangten, unsere Dokumente zu sehen. Der Offizier, der an mir vorbeiging, nahm meine Papiere und die einiger anderer an sich und sagte, ohne sie zu kontrollieren, sie seien gefälscht, und zerriss sie in Fetzen. Und wieder wurde uns befohlen, den Marsch mitzumachen. Hier möchte ich näher auf meine Flucht eingehen, denn sie war von Bedeutung. Als wir an eine Strassenkurve kamen, liess man uns eine Pause machen, um unsere Bedürfnisse zu verrichten. Ich ging hinter einen Busch in einem riesigen gepflügten Feld. Überall waren Posten mit Maschinengewehren. Es hatte keinen Sinn zu fliehen, denn die Strasse war voller Trupps von Marschierenden in Begleitung von deutschen und ungarischen Patrouillen. Ich überholte einen Trupp, und als ich an dessen Ende kam, ging ich hinauf in Richtung Strasse.

Der ungarische Soldat am Ende des Trupps sah mich und fragte, wohin ich gehe. Ich antwortete: «Nach Budapest.» Er fragte: «Gehörst du nicht hier dazu?» Ich sagte: «Nein.»

Auf der anderen Strassenseite standen ungarische Arbeiter, die auf eine Mitfahrgelegenheit warteten. Öffentlichen Verkehr gab es nicht mehr. Ich bin sicher, der ungarische Soldat wusste, dass ich Jude bin und fliehe; er beschloss, mich mein Glück versuchen zu lassen. Ich ging auf die andere Strassenseite und stellte mich zwischen die Gojim, die ungarischen Arbeiter. Ein deutscher Militärlaster kam vorbei, und alle sprangen auf und ich mit ihnen – in den Rachen des Löwen. Da ich Angst hatte, dass ich wegen meines jüdischen Aussehens auffliegen würde, schaute ich die ganze Zeit gerade vor mich hin, zum Ende des Lastwagens.

Die Fahrt endete an der Margaretenbrücke in Budapest. Ich ging auf die Brücke und sah, dass unten eine kleine Fähre Leute ans andere Ufer beförderte. Auf der Brücke bemerkte ich plötzlich, dass Leute [am Ende der Brücke in der Richtung, in die ich ging] stehen blieben und sich zusammendrängten. Ich war sicher, dass Papiere kontrolliert wurden. Ich hatte keine. Und wenn jemand verdächtig schien, zogen sie ihm ohnehin die Hosen runter, um nachzuschauen, ob er Jude war oder nicht. Ich wechselte auf die andere Seite, drehte um in Richtung Buda und ging dort zur Fähre hinunter.

Die Soldaten, die die Fähre bewachten, sagten zu mir, dass nur Verletzte berechtigt seien einzusteigen. Ich entfernte mich, fand eine Glasscherbe und benutzte sie, um mir die Hand aufzuschneiden. Dann umwickelte ich die blutende Hand mit dem Hemd und kehrte als «Verletzter» zurück, mit deutlichen Blutflecken. So gelangte ich auf die andere Seite.

Ich wusste durch meine Kameraden in der ungarischen Bewegung, dass sich jemand von unserer Führung im Hauptquartier des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz befand, in der Mérleg-Gasse. Das war Mimisch Herbst [Jizchak Herbst]. Ebenso wusste ich, dass es die einzige Adresse war, die ich hatte; ich musste dort hinkommen. Während ich die

Strasse entlangrannte, gab es einen Luftangriff, und ich ging in einen Schutzraum hinunter. Dort lachten Leute über Juden, die mit erhobenen Händen auf der Strasse vorbeigeführt wurden. Ich erkannte, dass es zu gefährlich war, im Luftschutzkeller zu bleiben, und als der nächste Alarm kam, ging ich hinaus und suchte weiter nach der Mérleg-Gasse. Ich wusste nicht, wo sie war, nur, dass sie in der Umgebung war und im rechten Winkel zur Donau verlief. Also ging ich die Donau entlang, bis ich die Strasse ausfindig gemacht hatte.

Ich kam zu dem Haus. Ich sah Hunderte Menschen mit kleinen Kindern vor der Eingangstür stehen. Es waren Eltern, die ihre Kinder in die Obhut des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz übergaben, und von dort wurden die Kinder in jüdische Kinderheime gebracht. Als ich Männer in Uniformen der ungarischen Faschisten [Pfeilkreuzler] am Eingang stehen sah, entfernte ich mich.

Ich hatte Hunger. Es war etliche Tage her, dass ich etwas gegessen hatte. Ich ging in ein bombardiertes Haus hinein. Es war verboten, das zu machen; es war auch gefährlich, denn man konnte dafür hingerichtet werden. Aber für Juden machte das keinen Unterschied, man brachte sie aus irgendeinem Grund um. Ich fand nichts in dem zerstörten Haus, und ich kehrte zum Gebäude des Roten Kreuzes zurück. Die Faschisten hatten den Ort inzwischen verlassen, und ich kämpfte mit der Menge, um in das Gebäude hineinzukommen. Alle wollten mit ihren Kindern hinein. Sie sagten zu mir: «Du bist kein Kind. Warum drängst du dich durch?» Ich wusste, meine einzige Chance war dann, wenn sie zwei, drei Leute mit ihren Kindern hineinliessen, und da drängte ich mich hinein. Sie wollten mich hinauswerfen, sie zogen mich regelrecht aus, und ich fing an zu schreien: «Mimisch! Mimisch!», in der Hoffnung, er würde kommen und mich retten. Ein anderer aus der Leitung, Mosche Alpan – er wurde «Pil» [«Elefant» auf Hebräisch] genannt – kam mir zu Hilfe und befreite mich aus der Menge.

Später an diesem Abend ging Kläri Alper [eines der weiblichen Mitglieder] mit mir hinaus. Wir gaben vor, ein Liebespaar zu sein, und so erreichte ich das Glashaus. Das war Ende Oktober, Anfang November 1944.



Mordechai Fleischer,
Bratislava, Tschecho-
slowakei, heutige
Slowakei ca. 1942

Ich brauchte keine Papiere, um in das Glashaus hineinzukommen. Alle kannten Kläri Alper, so dass ich keine Probleme hatte, als ich in der Nacht dort ankam.

Im Glashaus war ich in einer Gruppe der Jugendbewegung aktiv, aber wir machten nicht viel. Einige Male begleitete ich Simcha Hunwald als Sekretär. Wir beschäftigten uns selbst hauptsächlich damit, Hebräisch zu lernen und Vorbereitungen zu treffen. Wir verbrachten viel Zeit damit, unsere Zukunft nach der Befreiung zu planen. Wir wussten, am Ende würde Budapest besiegt werden, und wir überlegten uns Wege, wie wir der russischen Armee helfen könnten. Wir wohnten im hinteren Gebäude, in einem der Keller. Es war grauenhaft eng dort, wir schliefen auf Etagenbetten. Wir bereiteten uns vor, indem wir mit einer nutzlosen Pistole spielten,

die wir vielleicht [so dachten wir] bei zukünftigen Aktionen benutzen könnten – aber das war hauptsächlich symbolisch. Wir machten kaum etwas im Glashaus. Die Leute versteckten sich einfach, quetschten sich zusammen, und es war an allem Not, sowohl an Essen wie an Möglichkeiten. Wir waren sehr elend dran. Ich zog monatelang immer das gleiche Hemd und die gleiche Unterwäsche an.

Zu irgendeinem Zeitpunkt erhielt ich eine neue Aufgabe und zog vom Glashaus in ein anderes Gebäude unter Schweizer Schutz, in der Wekerlegasse. Dort wurde beschlossen, dass wir in einer Dreiergruppe arbeiten sollten. Einer war Breuer Meir, und der dritte war ein Neuer, ich weiss seinen Namen nicht mehr. Wir zogen los, um Proviant zu beschaffen, den wir danach in die Kinderhäuser und ins Ghetto transportierten. Wir unternahmen eine Reihe solcher Transporte von dort aus. Von dem Ort wegzukommen [wo wir den Proviant erhielten], war einfach grauenhaft – und höchst gefährlich! Einer von uns zog den Karren, und die beiden anderen schoben. Er war voll beladen und mit einer Decke zugedeckt [um den Proviant zu tarnen], aber die Bevölkerung war ausgehungert, und oft fielen sie über den Karren her.

Infolge der grauenhaften Hygienezustände [sowohl in der Wekerlegasse als auch im Glashaus] bekam ich die Krätze, und meine ganze Haut bedeckte sich mit Wunden. Im Gegensatz zu den Männern, die man leicht als Juden identifizieren konnte, indem man ihnen mit Gewalt die Hosen herunterzog, konnten die Frauen und Mädchen mit gefälschten Ausweisen hinausgehen [auf denen nicht vermerkt war, dass sie Jüdinnen waren]. So brachte mir eine der Kameradinnen, Zippi Schechter, irgendeine Salbe. Da ich sie direkt, ohne sie vorher zu verdünnen, auftrug, bekam ich furchtbare Verbrennungen, hohes Fieber und fantasierte.

In der Zeit, in der ich krank war, brachen meine beiden Kameraden – mit dem Karren – ohne mich auf und verschwanden. Wir wissen nicht, was ihnen zugestossen ist. Höchstwahrscheinlich hat man sie am Donauufer umgebracht; das war damals die Methode.

Die hygienischen und gesundheitlichen Bedingungen haben mich beeinträchtigt, aber letzten Endes haben sie mir das Leben gerettet.

Wenige Tage später kamen die Russen in die Stadt. Wir wurden befreit. Und wieder fingen wir an, uns zu organisieren. Jeder von uns erhielt verschiedene Aufgaben, von denen die meisten mit den Kindern zusammenhängen, die sich in der Obhut des Roten Kreuzes befanden. Da ich eine slawische Sprache beherrschte, Slowakisch, konnte ich mich ein wenig mit den Russen unterhalten. Meistens stand ich Wache. Mir ist eine kuriose Situation in Erinnerung geblieben: Einmal kam ein russischer Soldat zu uns, ging hinein, und ich erklärte ihm, dass er hier keine Mädchen finden würde, sondern nur kleine Kinder, die den Krieg überlebt hatten – die russischen Soldaten suchten schliesslich überall nach Mädchen. Er hatte einen nicht allzu grossen Teppich auf der Schulter; es war Winter. Er nahm den Teppich und sagte: «Nimm den Teppich, deck sie zu, damit ihnen nicht kalt wird.» Das war typisch russisches Benehmen: Er war gekommen, um Mädchen zu vergewaltigen, und am Ende hatte er Mitleid mit den Kindern – «Deck sie zu.»

Anschliessend wurde ich Betreuer von Kindern auf ungarischem Gebiet, und als ich im Mai 1945 erfuhr, dass meine Geburtsstadt, Bratislava, befreit worden war, kehrte ich nach Hause zurück, um herauszufinden, ob meine Eltern überlebt hatten. Ich ging zu dem Lager, das dem Mann – ein Goj – gehörte, der meine Schwester gerettet hatte; er war Textilkaufmann. Während des Kriegs hatte er einen Kameraden aus unserer Jugendbewegung als seinen Geschäftsführer gewählt. Er hatte auch einen Bunker gebaut und viele Juden versteckt. Nach dem Krieg erhielt er den Titel «Gerechter unter den Völkern». Ich ging also zu seinem Geschäft und spähte durchs Schaufenster. Plötzlich schlug mir das Herz bis zum Hals – da drinnen war meine Schwester! Ich ging hinein und fand auch meine Mutter dort. Sie sagten mir, dass mein Vater gleich von der Arbeit zurückkommen würde. Ich erfuhr, dass meine Eltern gefasst und nach Theresienstadt deportiert worden waren. Doch die Bahngleise [von Theresienstadt] nach

Auschwitz waren damals schon nicht mehr vorhanden. So wurden sie gerettet und kehrten aus Theresienstadt nach Bratislava zurück.

Ich bin 1946 ins damalige Palästina ausgewandert. Ich war Kibbuzmitglied und machte eine Ausbildung im Kibbuz Ma'anit. Anschliessend war ich eines der Gründungsmitglieder des Kibbuz Jas'ur. Meine Schwester heiratete den Goj, der sie in Bratislava gerettet hatte. Sie bekamen einen Sohn. Meine Eltern emigrierten 1949 nach Israel. Mein Vater nahm sofort seinen Beruf wieder auf und wurde Direktor der Druckerei der ungarischen Zeitung «Üj Kelet» – «Neuer Osten» –, bis er in Rente ging.

Meine zukünftige Frau, Trudi, die ich als Mädchen auf der Insel Csepel getroffen hatte, ist auch nach Israel ausgewandert. Sie war mit dem Kasztner-Transport aus Ungarn geflohen. Wir begegneten uns 1947 wieder, im Krankenhaus in Haifa, als ich von meiner Verwundung genas, die ich mir bei Kämpfen im Westgalil zugezogen hatte. Trudi ist 2009 gestorben. Wir hatten eine Tochter, die mit zweiunddreissig Jahren gestorben ist. Sie war Mutter von zwei Kindern, ein Junge und ein Mädchen. Mein Enkel hat vor sechs Jahren Suizid begangen. Meine Enkelin hat ein sechs Monate altes Baby – meine Urenkelin. Das ist meine Geschichte. Mein Lebenslauf.

Meine Gefühle gegenüber Carl Lutz? Ich kann mir keine grössere Opferbereitschaft als seine vorstellen. Er hätte ermordet werden oder von den Deutschen mit Leichtigkeit beseitigt werden können. Sie hätten ihn jeden Moment beseitigen können, indem sie einen Unfall «inszenierten». Das war absolut legitim damals.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Giv'atajim, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

Jean Greenstein



Jean Greenstein bei seiner Rede vor dem US
Senat, Washington, D. C., USA 2008

Tarzana, Kalifornien, USA

Geboren als Egon Grünstein am 9. Juli 1924 in Veľky Sevluš
(Tschechoslowakei;
heute Vynohradiv, Ukraine), gestorben am 24. Februar 2018 in
Tarzana.

«Wir versuchten zu retten, wen wir konnten, wie wir konnten»

Ein Gespräch zwischen Vater und Sohn

Im September 1944 wurde Egon Grünstein in eine Reserveeinheit der 22. SS-Freiwilligen-Kavallerie-Division in Budapest eingezogen. Seine falschen Papiere wiesen ihn als Hans Karl Schleier aus, einen deutschstämmigen Tschechoslowaken. Nach einer militärischen Grundausbildung wurde Egon Grünstein beordert, auf dem Motorrad durch Budapest zu patrouillieren und deutsche Deserteure aufzugreifen. Da niemand seinen täglichen Verbleib überwachte, konnte sich Egon Grünstein heimlich der Widerstandsbewegung anschliessen, die vom September 1944 bis Januar 1945 in Budapest aktiv war.

LAWRENCE: Dad, erzähl, wie du deutscher Soldat geworden bist.

JEAN: Ich hatte in Veľký Štvrtok einen guten Freund. Sein Name war Hans Friedrich Schleier. Sein Cousin, Hans Karl Schleier, lebte in einer Kleinstadt in der östlichen Tschechoslowakei. Eines Tages stürzte Hans Karl mit seinem Fahrrad, sein Kopf prallte an einen Felsen und er verlor das Bewusstsein. Niemand wusste, was mit ihm los war. Sie brachten ihn nach Hause, und als sie am nächsten Morgen mit ihm ins Krankenhaus wollten, war es zu spät, er war tot. Mein Freund, Hans Friedrich Schleier, ging zur Familie seines Cousins, nahm seine Papiere an sich und gab sie mir. Hans Karl hatte auch einen Ausweis mit Foto, wir lösten es geschickt ab und setzten meins dafür ein. Ich bekam auch seine Geburts- und seine Taufurkunde. Meine Mutter nähte die Dokumente in die Vorderseite meiner Jacke ein, zusammen mit ein paar Goldmünzen, die mir mein Vater gegeben hatte. In Europa waren damals alle Anzüge zweireihig.

LAWRENCE: Dann hast du deinen Weg in den jüdischen Untergrund von Budapest gefunden, und du hast mit einem ihrer Leiter gesprochen.

JEAN: Adonyahu Billitzer hiess er.⁴⁷

LAWRENCE: Billitzer, genau. Was für Aufgaben hast du dort übernommen, du hast gesagt, du seist Kurier gewesen?

JEAN: Einmal fuhr ich an die ungarisch-rumänische Grenze, wo mir jemand einen Proviantstuck «voller Obst» in die Hand drückte, den ich zu überbringen hatte. Sie sagten mir: «Schau nicht rein.» Die Eisenbahnpolizei passierte mehrmals. Sie machten sich nicht einmal die Mühe, den Sack zu kontrollieren. Ich wusste nicht, dass ich 200 000 Dollar bei mir hatte. In Budapest übergab ich sie dem jüdischen Untergrund.

LAWRENCE: Eine Zeit lang hast du dann als Kurier gearbeitet, aber irgendwann hast du dem Untergrund deine Papiere gezeigt, wann war das?

JEAN: Nachdem ich über das Untergrundnetzwerk Herschi Reich getroffen hatte. Herschi, der aus der Slowakei stammte, hatte blaue Augen und war sehr gross und blond. Er sah überhaupt nicht jüdisch aus.

Als all diese Dinge passierten, hing er einfach nur in Budapest herum. Wir beschlossen, dass er ein Pfeilkreuzler-Milizionär werden sollte, weil er kein Deutsch konnte.

LAWRENCE: Du und Herschi wart also ein Duo?

JEAN: Ja. Er war ein ungarischer Soldat und ich ein deutscher. Die deutschen und ungarischen Faschisten rekrutierten achtzehn-, neunzehnjährige Kids. Sie führten die Juden an die Donau, erschossen sie und warfen sie ins Wasser. Es war furchtbar. Unsere Aufgabe war, sie zu retten. Ich würde sagen, wir gingen so zweimal täglich hin und retteten vermutlich Hunderten und Aberhunderten von Menschen das Leben.

⁴⁷ Adonyahu Billitzer (1913-2005) war Mitglied der zionistischen Jugendbewegung Hanoar Hazioni.

LAWRENCE: Wie seid ihr vorgegangen?

JEAN: Herschi und ich begaben uns jeden Tag an die Donau. Dort gingen wir auf die Pfeilkreuzler zu und zeigten ihnen unsere Ausweise. Wir sagten, diese Juden seien Verbrecher und müssten sofort uns übergeben werden. Manchmal wollten sich die Pfeilkreuzler widersetzen, dann landeten sie selbst in der Donau. Wir mussten aufpassen, mussten dafür sorgen, dass uns niemand sah. Wir versuchten zu retten, wen wir konnten, wie wir konnten. Danach brachten wir die Juden zum Glashaus. Irgendwann fand jemand ein Wappen der Schweizer Gesandtschaft. Sie brachten es am Glashaus an, um zu zeigen, dass das Gebäude unter dem Schutz der Schweizer Regierung stand. Wir suchten auch einen Juden auf, der damals solche Wappen anfertigte. Sein Laden war konfisziert worden, aber er konnte immer noch in seine Werkstatt. Er gab uns drei oder vier gefälschte Wappen, und wir brachten sie aussen am Glashaus an. Wenn dann ungarische oder deutsche Nazis kamen und das Wappen sahen, zogen sie wieder ab. Der Untergrund hatte eine Fabrik mit einer Druckerei, und wie du dir denken kannst, druckten wir alles nach, was wir in die Hände bekamen. Die Schweizer Regierung händigte, schätze ich, an die 300 Schutzbriefe an Juden aus. Wir nahmen diese Schutzbriefe und fertigten rund 30 000 Kopien an.

LAWRENCE: Hast du einmal Probleme mit einer deutschen Patrouille bekommen, die wissen wollte, ob du wirklich ein deutscher Soldat warst?

JEAN: Ja. Nun, wir haben sie zum Schweigen gebracht.

LAWRENCE: Erklär mir, was das heisst.

JEAN: Sie endeten in der Donau.

LAWRENCE: Nachdem du diese Juden vor der Deportation oder der Exekution gerettet hast, hast du sie einfach zum Glashaus gebracht?

JEAN: Ja, so war das.

Lawrence: War es koordiniert, haben sie euch jedes Mal erwartet?

JEAN: Ja, es war koordiniert.

LAWRENCE: Hatten die Leute, mit denen ihr im Glashaus zu tun hattet, eine Ahnung, dass du Jude bist?

JEAN: Nein, natürlich nicht! Ich trug schliesslich die deutsche Uniform. Es brauchte niemand zu wissen, dass ich Jude bin.

LAWRENCE: Was du mir sagst, ist im Grunde, dass der Untergrund diese Menschen zu ihrer eigenen Sicherheit im Unwissen liess.

JEAN: Richtig.

LAWRENCE: Was waren das für Dokumente, die du hattest, um sie den Deutschen vorzuweisen?

JEAN: Was immer gebraucht wurde, wir hatten es.

LAWRENCE: Hattest du vor allem Schutzbriefe?

JEAN: Ja.

LAWRENCE: Du hast mir einmal erzählt, dass du leere Schutzbriefe hattest und der Untergrund sie ablichtete und später die Namen einsetzte.

JEAN: Wir hatten Kameras, um sie abzulichten.

LAWRENCE: Hast du Carl Lutz im Glashaus mal angetroffen?

JEAN: Ich habe ihn ausserhalb des Glashauses gesehen. Da war ein kleiner Park nicht allzu weit davon, wir trafen uns meist dort, und wir sahen ihn vier- oder fünfmal.

LAWRENCE: Wer sind «wir»?

JEAN: [Hersch] Reich, [Giorgio] Perlasca und manchmal [Angel] Sanz Briz.

LAWRENCE: Kannst du dich an irgendetwas erinnern, das Carl Lutz sagte, hast du etwas mitbekommen? Hat er jemals über diese Dinge gesprochen?

JEAN: Ich bin sicher, früher konnte ich das, aber jetzt, wo du mich fragst, 80 Jahre später, erinnere ich mich nicht mehr.

LAWRENCE: Aber du wusstest, wer er war.

JEAN: Ja, natürlich.

LAWRENCE: Und du kanntest seine Position?

JEAN: Gewiss. Ich bin nicht sicher, ob er wusste, wer ich war. In Wirklichkeit dachte er wohl, ich sei ein deutscher Soldat, der für den Feind arbeitete.

LAWRENCE: Wie oft gingst du ins Glashaus?

JEAN: Wohl einmal pro Tag. Das Glashaus selbst war ein Glaslager, aber damit wir die Leute unterbringen konnten, mussten wir diese grossen Glasscheiben wegräumen; es brauchte fünf oder sechs Leute, um eine von ihnen wegzuschaffen, es war ein ständiges Hin und Her.

LAWRENCE: Hast du das Glashaus in deutscher Uniform betreten?

JEAN: Ja.

LAWRENCE: Wenn du die Juden von ihrer geplanten Deportation wegholtest, haben sie da mit dir gesprochen, wussten sie, wer du warst?

JEAN: Sie hatten grosse Angst, da sie nicht wussten, wohin wir sie bringen würden, und wir hatten Angst, es ihnen zu sagen, denn wenn uns jemand geschnappt hätte, hätten wir alle Ärger bekommen. Darum sagten wir zu ihnen nur: «Wir bringen Sie an einen sicheren Ort; bitte bleiben Sie ruhig.» Einmal hat mich einer erkannt, und wir sagten: «Machen Sie sich keine Sorgen.» Sie hatten Todesängste ausgestanden. Sie wussten, dass sie umgebracht werden sollten, kannst du dir das vorstellen? Und dann holen wir eine Gruppe von 70 bis 90, kollektiv zum Tod verurteilte Menschen, und sie schreien; weinende Kinder, schreiende Frauen.

LAWRENCE: Was hast du dabei gedacht? Hattest du jeden Tag Angst? Dachtest du, dass du auffliegen würdest?

JEAN: Ja, ich hatte wirklich Angst, dass mich jemand erkannte, und einmal ist genau das passiert. Ich erinnere mich, wie ich mit Herschi und zwei anderen durch Budapest lief, als plötzlich eine Bande Deutscher auftauchte. Einer von ihnen war ein ehemaliger Klassenkamerad von mir, und ich bemerkte ihn, fing für eine Sekunde seinen überraschten Blick auf. Ich wollte mich nicht umdrehen. Ich bat meinen Freund Herschi, er soll nachsehen, ob der andere schaut. Er sagte: «Mann, und wie der schaut, er geht sogar rückwärts.» Da bogen wir nach rechts ab, gelangten irgendwie in ein Haus und von dort aufs Dach eines anderen Hauses. Ich weiss nicht,

was geschah, ob sie uns verfolgt haben oder nicht; ich habe keine Ahnung. Wir verschwanden im Sonnenuntergang.

LAWRENCE: Du hast mir auch von den Gewaltmärschen erzählt. Du bist mit dem Motorrad hingefahren.

JEAN: Ich hatte ein hervorragendes deutsches Motorrad. Ich brauchte das für mein Prestige. Ich kam also mit dem Motorrad angefahren, befahl den Deutschen, dies und das zu tun, und sie stellten keine Fragen, taten es einfach.

LAWRENCE: Es gab auch ein paar LKWS, zwei, drei LKWS, die dir folgten.

JEAN: Jemand aus dem Untergrund hatte ein paar LKWS gekauft. Wir verkleideten die Fahrer als ungarische oder deutsche Soldaten, und sie fuhren hinter uns her. Gemeinsam folgten wir den Deutschen, die die Juden aus Budapest wegführten [Richtung österreichische Grenze]. Wir hielten sie auf und zeigten ihnen Papiere, auf denen stand, die Juden wären Kriminelle oder irgendetwas in der Art – es war jedes Mal eine andere Geschichte. Wir sagten den Deutschen, die Juden müssten zurückgebracht werden. In der Regel widersetzte sich niemand. Die Deutschen waren vor allem froh, dass wir sie ihnen abnahmen, denn sie hätten einen mehrtägigen Marsch vor sich gehabt. Es gab keine Fragen. Wenn sie sich widersetzten, eliminierten wir sie.

Lawrence: Wer wusste Bescheid, was im Glashaus vor sich ging? Wusste es der Untergrund? Ich meine, alle Untergrundmitglieder oder nur ein paar von ihnen? Wer wusste es?

JEAN: Diese Frage kann ich wirklich nicht beantworten; je weniger es wussten, umso besser war es.

LAWRENCE: Und weißt du, was geschah, wenn die Leute einmal im Glashaus waren? Haben sie das Glashaus wieder verlassen? Wie lange sind sie dortgeblieben?

JEAN: Nun, weißt du, die Periode hat, sagen wir, ab September, Oktober, November, Dezember bis zum 15. Januar gedauert. So ungefähr dreieinhalb Monate. Und die Leute, sagen wir, kamen nicht alle zur gleichen

Zeit an; und dann waren es, bevor du es realisiert hast, plötzlich 3000. Also entfernten sie die Glasscheiben und stellten sie in ein anderes Gebäude.

LAWRENCE: Hast du auch Leute gesehen, die das Glashaus verlassen haben?

JEAN: Verlassen? Die Leute kamen und gingen, aber nur Leute, die damit in Verbindung standen.

LAWRENCE: Erzähl uns von Giorgio Perlasca. Er hat dich kontaktiert und gebeten, ihn am Josefstädter Bahnhof zu treffen.

JEAN: Ich übersetzte für Perlasca, weil er kein Deutsch konnte. Perlasca gab sich als der spanische Botschafter aus. Als wir zum Bahnhof kamen, waren da ältere Frauen, ältere Männer und Kinder. Es war Winter, es war kalt, sie waren schlecht ausgerüstet, hatten kaputte Schuhe, es war ein entsetzlicher Anblick. Eichmann und Perlasca stritten sich. Die Deutschen waren dabei, mehrere hundert Juden zu deportieren, und Perlasca sagte, dies seien spanische Staatsbürger. Nach einer langen Weile gab Eichmann auf und sagte: «Na gut, nimm sie.» Und wir hatten zwei LKWS und brachten sie zurück, und sie überlebten. Übrigens habe ich Eichmann die Hand geschüttelt, kannst du dir das vorstellen? Er kniff mich und sagte: «Du bist ein richtiger deutscher Soldat», weil er mit mir Deutsch gesprochen und gehört hatte, dass ich einen echten deutschen Akzent hatte.

LAWRENCE: Magst du erzählen, was passierte, nachdem Eichmann Budapest verlassen hat? Der Untergrund sagte zu dir, Eichmanns Stellvertreter fahre über die Széchenyi-Kettenbrücke ins deutsche Stabsquartier. Sie schickten dich und drei andere an eine Kreuzung in der Nähe der Brücke. Dort habt ihr euch in verschiedenen Ecken versteckt, und auf ein Zeichen kamt ihr hervor.

JEAN: Halt!

LAWRENCE: Das Zeichen war «Halt»; die anderen sprangen aus ihren Verstecken hervor, überfielen die Deutschen und erschossen sie. Und du hast mir gesagt, sie steuerten den Wagen zu einem Gebäude, einer Art Lagerhaus, rissen ihnen die Offiziersuniform ab und...



Die erweiterte Familie Grünstein, Veľky Sevluš, Tschechoslowakei, heutige Ukraine
1928: Der vierjährige Egon Grünstein ist in der ersten Reihe, 3.V.I., Sidi 4.V.I.

JEAN: ...und stiessen das Auto in die Donau; da liegt es wahrscheinlich noch heute.

LAWRENCE: Und was hast du davon zurückbehalten?

JEAN: Ein Gewehr, ich habe es ihm abgenommen und habe es immer noch.

LAWRENCE: Lass uns zum Ende des Kriegs übergehen, als die Russen kamen. Du warst als deutscher Soldat gekleidet.

JEAN: Na ja, ich hatte die Uniform abgelegt, als die Russen anrückten.

LAWRENCE: Und was geschah dann?

JEAN: Was geschah, war ganz einfach. Um fünf Uhr morgens klopfte es an die Tür des Glashauses. Da war ein Tor. Sie klopften mit einem Gewehr, und ich war derjenige, der rausging, um nachzusehen. Da standen ein paar



Egon Grünstein (alias Hans Karl Schleier),
Passfoto für den deutschen Ausweis 1944

russische Soldaten. Einer von ihnen schaute mich an und fragte, ob ich Jude sei. Ich sagte Ja. «Ich bin auch Jude», sagte er, und fragte: «Redt ihr jiddisch?» Er sprach eine Form von Jiddisch, die ich kaum verstand.

LAWRENCE: Warum warst du um diese Zeit im Glashaus? Hast du manchmal dort übernachtet?

JEAN: Ich habe oft dort übernachtet. Am Morgen ging ich in die deutsche Kaserne und erhielt meine Informationen. Ich musste jeden Tag um acht dort sein, weil die deutschen Offiziere die Truppen antreten liessen und die Tagesbefehle erteilten. Es mussten alle anwesend sein, weil die Truppen inspiziert wurden.

LAWRENCE: Du hast mir auch erzählt, dass du den Weihnachtsabend mit deutschen Soldaten verbracht hast.

JEAN: Wir feierten Weihnachtsabend in der Kaserne, und ich war einfach einer von denen, die feierten, das war nichts Ungewöhnliches. Ich meine, besonders an solchen Orten fragt keiner, wer du bist, was du bist oder woher du kommst. Der Alkohol war wichtiger.

CHARLOTTE: Was hielten die Deutschen davon, dass Sie ins Glashaus gingen?

JEAN: Die Deutschen? Ich habe sie nie danach gefragt.

CHARLOTTE: Aber Sie waren doch in der Kaserne. Sahen sie denn nicht, dass Sie von dort ins Glashaus gingen?

LAWRENCE: Dad, du hast mir mal erzählt, dass du den Verdacht hattest, der Untergrund habe einige Leute in der deutschen Armee bezahlt, damit du dortbleiben konntest.

JEAN: Ich bin mir sicher, dass sie das taten. Das stimmt. Kein Zweifel möglich. Ich bin sicher. Denn es sind so viele eklatante Dinge passiert: Es wäre unmöglich gewesen, dass die Deutschen nichts davon mitbekamen.

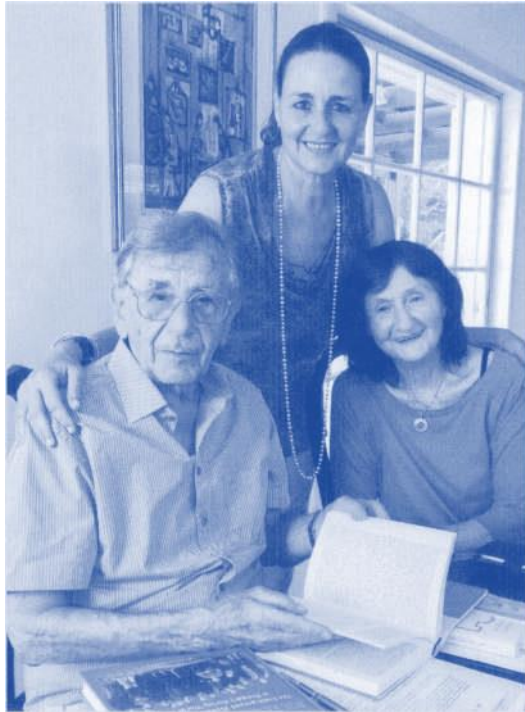
LAWRENCE: Was geschah, als die nächste Welle Russen ankam? Gingen sie ins Glashaus?

JEAN: Sie stürmten durch das Haus, randalierten, und waren darauf aus, die Frauen zu vergewaltigen, nicht zu fassen, vor allen anderen. Zwei Kerle hielten sie fest, drei andere sahen zu, und dann wechselten sie einander ab. Nicht zu fassen! Das war am schwersten zu ertragen; wir hatten auf die Russen gewartet, unsere Retter, und dann kamen plötzlich solche Russen. Ein Mann aus meiner Heimatstadt sagte «Hallo» zu ihnen. Der Russe fragte ihn, wer er sei, und der Mann aus meiner Heimatstadt antwortete: «a essep'n» [«Ich bin Jude»]. Der Russe führte ihn zwei Häuserblocks weiter und erschoss ihn, das war's. Am nächsten Tag ging ich. Ich machte mich auf den Heimweg. Ich sah leere Häuser und Leichen. Ich brauchte acht Stunden im Zug bis nach Velky Sevluš. Meine Familie hatte aus 28 Mitgliedern bestanden, nur zwei von ihnen haben überlebt: meine Schwester Sidi [Grunstein Gluck] und ich. Die übrigen Familienmitglieder, einschliesslich meiner drei Brüder, Béla, Tibor und Mikios, und meiner sechsjährigen Schwester Vera, waren nach Auschwitz deportiert worden, und keiner von ihnen ist zurückgekommen.

Das auf Englisch geführte Gespräch zwischen Jean Greenstein und seinem Sohn Lawrence Greenstein wurde gekürzt und zugunsten besserer Lesbarkeit sprachlich leicht überarbeitet. Es wurde am 7. November 2016 in Tarzana, Kalifornien, aufgenommen. Das Gespräch wurde von Charlotte Schallié initiiert und fand in ihrem Beisein statt.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

David Gur



David Gur mit seiner Frau, Prof. Naomi Gur, und ihrer Tochter Michal Laor in Ramat Gan, Israel 2015

Ramat Gan, Israel

Geboren als Endre Grosz am
20. März 1926 in Okány (Ungarn).

«In jedem Augenblick konnte ein Stück Papier ein Menschenleben bedeuten»

Im September 1943 schloss sich David Gur (Endre Grosz) in Budapest der zionistischen Jugendbewegung Haschomer Hazair an. Nach der Besetzung Ungarns durch die Deutschen am 19. März 1944 wurde er für das «Werkstatt-Team rekrutiert, das gefälschte Dokumente herstellte. Kurze Zeit später leitete David Gur die zentrale Werkstatt des zionistischen Jugendwiderstands in Ungarn. Der Untergrund hatte seine Aktivität am Tag der deutschen Besetzung aufgenommen.

Ich bin im ungarischen Dorf Okány geboren. Mein Vater Mikios Grosz war Holz- und Kornhändler. Wir waren, fern der jüdischen Tradition, eine der zehn assimilierten jüdischen Familien des Dorfes. Ich schloss das Gymnasium an einer protestantischen Schule einer Nachbarstadt ab. Juden machten nur einen kleinen Prozentsatz der Schülerschaft aus. Auch wenn die meisten Lehrer nicht gerade für ihre Judenfreundlichkeit bekannt waren, gab es doch keinen offenen Antisemitismus.

1943, als ich siebzehn war – und ein Reifezeugnis hatte –, waren die Pforten der Institute für höhere Bildung den jungen Juden verschlossen. So ging ich nach Budapest und wurde Lehrling in einer jüdischen Baufirma. Tagsüber arbeitete ich, und nachts lernte ich Bauzeichnen. Im September versuchte ich mich der Untergrundbewegung Haschomer Hazair anzuschließen, was mir gelang. Die meisten Aktivisten stammten aus den Reihen der ungarischsprachigen Flüchtlinge aus der Slowakei, die in Budapest lebten. Ende März wurde ich aufgrund meiner zeichnerischen Fähigkeiten ins Team der Fälscherwerkstatt aufgenommen. Später war ich als Leiter der Werkstatt direkt in die Widerstandsbewegung und all ihre Aktivitäten involviert. Der Werkstatt kam im Untergrund eine Schlüssel-

rolle zu, da sie der zionistischen Jugendwiderstandsbewegung, deren einzelne Mitglieder in enger Abstimmung miteinander arbeiteten, für sämtliche Operationen die nötigen Mittel bereitstellte. Ihre Tätigkeiten umfassten:

ARISIERUNG: Führende Mitglieder des zionistischen Jugendwiderstands wurden mit Dokumenten ausgestattet, die sie als arische Christen auswiesen. Diese neue Identität ermöglichte ihnen das Überleben und die Rettung anderer.

MISSIONEN IN DEN PROVINZEN UND ZWANGSARBEITSLAGERN: Mitglieder des zionistischen Jugendwiderstands suchten isolierte jüdische Gemeinden auf, um sie vor der bevorstehenden Ghettoisierung und Deportationen zu warnen. Jüdischen Jugendlichen wurde Fluchthilfe geleistet, und sie wurden mit Geld, falschen Dokumenten und Adressen in Budapest ausgestattet.

«Tijul»: Als sämtliche Länder rund um Ungarn von den Deutschen besetzt waren, bestand die einzige Hoffnung auf Entkommen darin, die rumänische Küste am Schwarzen Meer zu erreichen. Die zionistische Jugendbewegung stellte gefälschte Dokumente bereit und organisierte für Tausende jüdischer Jugendlicher den illegalen Grenzübertritt und rettete sie so vor der Vernichtung.

KINDERHEIME: Tausende jüdischer Kinder blieben allein in Budapest zurück, als ihre Eltern deportiert wurden. Die zionistische Jugendbewegung kümmerte sich um sie, richtete Kinderheime ein, suchte nach den Kindern und brachte sie in Heimen unter, wo sie versorgt und geschützt wurden. Das Team der Betreuer wurde mit gefälschten Berechtigungsscheinen und Identitätspapieren ausgestattet. Die Konvois mit dem Proviant für die Heime wurden von Wachen eskortiert, die sich aus Mitgliedern der zionistischen Jugendbewegung zusammensetzte, deren Papiere sie als Soldaten oder Pfeilkreuzler-Milizionäre auswiesen.

HILFE FÜR NICHTJÜDISCHE ANTINAZIGRUPPEN: Vertreter lokaler Antinazi-gruppen wurden auf Anfrage von der zentralen Werkstatt des zionistischen Jugendwiderstands mit Papieren ausgestattet, die es ihnen erlaubten, ihre Untergrundaktivitäten zu organisieren.

Um die Rettungsaktionen durchzuführen und die dafür nötigen Unterlagen rechtzeitig fertigzustellen, musste die zentrale Werkstatt unter der ständig präsenten Gefahr funktionieren. Um nicht aufzufliegen, zog sie ständig um. Das richtige Dokument war die effektivste Waffe und Munition für sämtliche Operationen der zionistischen Widerstandsbewegung. Die Werkstatt für gefälschte Dokumente war der Dreh- und Angelpunkt des Überlebenskampfes.

Das Herstellen falscher Dokumente, das in Ungarn und Budapest einen äusserst wichtigen, autarken Bereich der Untergrundarbeit darstellte, war in anderen europäischen Untergrundbewegungen nur Mittel zum Zweck. Dies ist den spezifischen Umständen des ungarischen Untergrunds und den Möglichkeiten der jüdischen Rettungsaktivitäten geschuldet. In anderen Ländern waren die Hauptziele der bewaffnete Kampf, Sabotage und aktiver Widerstand. In Ungarn konzentrierte sich die jüdische Untergrundbewegung – mangels Alternativen – auf die Rettung von Menschenleben. Eine ähnliche Situation herrschte in den nichtjüdischen Untergrundbewegungen. Es stellt sich die Frage: Warum gab es in Ungarn keinen bewaffneten Widerstand? War das nur ein Zufall?

Es wurde manchmal versucht – von Leuten, die nicht mit der damaligen Lage in Ungarn vertraut sind –, die ungarischen Untergrundaktivitäten mit denen in anderen Ländern zu vergleichen. Dabei übersahen sie sowohl einige faktische Gegebenheiten, die das Wesen der Bewegung bestimmten, als auch die Tatsache, dass unter den herrschenden Bedingungen der einzige mögliche Weg in der aktiven Rettung bestand:

1. MANGEL AN PERSONAL, DAS FÄHIG WAR, WAFFEN ZU TRAGEN Die meisten jüdischen Männer im Alter zwischen einundzwanzig und fünfundvierzig Jahren standen seit 1942 im Dienst von speziellen Zwangsarbeits-einheiten, hauptsächlich im besetzten Russland. Diejenigen, die noch nicht mobilisiert waren, wurden nach dem Einmarsch der Deutschen in Budapest einberufen. Einzig mit Frauen, Kindern und älteren Männern einen bewaffneten Widerstand zu organisieren, war nicht möglich.

2. UNGÜNSTIGE TOPOGRAFISCHE BEDINGUNGEN Ungarn besteht grösstenteils aus ausgedehnten, waldarmen Tiefebene(n). Das einzige Gebiet, welches sich aufgrund seiner geografischen Bedingungen für einen Partisanenkrieg geeignet hätte, war das karpatische Gebirge. Die jüdische Bevölkerung dieser Gegend war jedoch unter den ersten, die in Ghettos zusammengetrieben und innerhalb weniger Tage nach dem Einmarsch der Deutschen deportiert wurden.

3. FEHLENDE ZEIT Nach der deutschen Besetzung jagten sich die Ereignisse in schwindelerregender Geschwindigkeit. Als sich die Menschen bewusst waren, was vor sich ging, fanden sie sich bereits in Auschwitz wieder. Die Konzentration von Juden in lokalen Ghettos und ihre Deportation aus Ungarn waren in den einzelnen Teilen des Landes mit maximaler Effizienz, innerhalb weniger Tage, durchgeführt worden. Der gesamte Deportationsprozess des ungarischen Judentums wurde in der erstaunlich kurzen Zeit von sechs Wochen vollzogen! Es blieb keine Zeit, sich zu organisieren.

4. MANGELNDE EMPATHIE BEI DER LOKALEN BEVÖLKERUNG Unter den ungarischen Staatsbürgern herrschte im Allgemeinen eine feindselige, distanzierte Stimmung, und es war unrealistisch, von der nichtjüdischen Bevölkerung vor Ort irgendwelche Hilfe zu erwarten. Weder Wasser noch Informationen noch Waffen.

Mit der deutschen Besetzung von Ungarn erlangte die Dokumentenherstellung höchste Dringlichkeit.

Das von der deutschen Besetzung auferlegte Regime basierte auf der Ausübung von Macht und Gewalt gegenüber den Juden. Die Aktionen waren als bürokratische Verfahren eines scheinbar gesetzestreuen Staates getarnt. Regierungsverordnungen wurden in der Presse, im Radio und in Form von Bulletins auf Anschlagtafeln veröffentlicht. Diese Verordnungen wurden täglich mehr, ihre Inhalte immer bedrohlicher, ihre Reichweite zunehmend grösser, was zur Isolierung bestimmter Gruppen von Juden von der jüdischen Bevölkerung als Ganzes führte. Ab dem Tag ihres Einmarsches in Ungarn zogen die Deutschen sämtliche Strippen, manchmal in der Öffentlichkeit, manchmal hinter den Kulissen, und ihr Schatten schwebte über allem, was damals geschah.

Am Leben zu bleiben, bedeutete, sich jeden Morgen schnell und wachsam den neuen Regeln zu entziehen. Dies musste jeder Einzelne selbst in die Hand nehmen. Der einzige Weg führte über gefälschte Arierausweise. Diese waren aufgrund der konstanten, strengen Kontrolle durch die Gendarmerie und Sonderpolizei auf Strassen und öffentlichen Plätzen unumgänglich geworden. Auch Hausmeister in Wohnblöcken übernahmen als loyale Diener des Regimes diese Aufgabe. Nur wer die passenden Papiere hatte, konnte hoffen, der Deportation zu entkommen – was bedeutete, am Leben zu bleiben.

Die ständige Änderung von Namen und Adressen erforderte eine Unzahl an Dokumenten. Wer man geschickt, bot ein solches Dokument die Chance und die Grundvoraussetzung zum Überleben. Den Mitgliedern der Chaluz-Bewegung verschafften die gefälschten Papiere hauptsächlich die nötige Handlungsfreiheit zur Rettung anderer.

Das Personal der Fälscherwerkstatt setzte sich ausschliesslich aus Laien jeglicher professioneller Herkunft zusammen. Es gab keinen einzigen Drucker oder Hersteller unter uns. Es fehlten uns die technischen Grundkenntnisse in jedem Bereich der Dokumenten- und Stempelherstel-

lung.⁴⁸ Niemand hatte die fachlichen Erfordernisse oder die hohe Nachfrage und den Umfang des Bedarfs an gefälschten Dokumenten vorhergesehen oder vorhersehen können. Das Team musste improvisieren und eigenständig in aller Eile komplexe Arbeitsabläufe erfinden, deren Aneignung normalerweise Jahre in Anspruch nehmen würde. Aber wir lernten in der Praxis, was nötig war, um die Standards und technischen Anforderungen unserer Arbeit zu erfüllen. Wir fanden heraus, wie wir vorzugehen hatten, um die auftretenden Schwierigkeiten zu meistern und zu umgehen.

Vor diesem Hintergrund stach der Werkstattbetrieb im besetzten Europa und im antinazistischen Untergrund als einzigartig heraus, sowohl was Produktionsverfahren, Quantität und Vielfalt als auch die massive Nachfrage betraf, die gedeckt werden musste.

Die wichtigsten Verfahrensweisen waren:

a. ZEICHNEN. Manche Stempel wurden mit schwarzer Tinte oder Stempeltinte direkt von Hand auf das Dokument gezeichnet. So wurde vor allem zu Beginn verfahren, als der Umfang der Operation noch nicht so grosses Ausmass angenommen hatte.

b. KOPIEREN DER STEMPEL. Dies geschah mit chemischer Tinte auf transparentem Zeichenpapier. Die Probe wurde auf ein mit Gelatine beschichtetes Blatt gelegt und mittels eines Schapirographen⁴⁹ vervielfältigt – was uns erlaubte, in 24 Stunden 20 bis 25 Stempel herzustellen. Unseren ersten Schapirographen bekamen wir aus der Slowakei. Nach einer Weile war die Oberfläche so stark abgenutzt, dass die Stempel einen Ring produzier-

⁴⁸ Einige der Fälscherwerkstätten wurden «einzig zur Herstellung von Stempeln eingesetzt. Die Formulare wurden an verschiedenen anderen Stellen ausgefüllt und verbreitet, um die Geheimhaltung des zentralen Elements der Operation zu gewährleisten.» («David Gur's Testimony», in: Rafi Benschalom: We Struggled For Life, s. 139).

⁴⁹ Bestimmtes Modell eines Vervielfältigungsapparates.

ten. Daher begannen wir mit einem Material zu experimentieren, das aus Gelatine und Glycerin bestand. Mit dieser Methode konnten die benötigten Stempel nur in begrenzter Menge hergestellt werden.

c. STEMPEL BESTELLEN. Mit der oben beschriebenen Methode stempelten wir einen Bestellschein, und daraufhin belieferte uns eine reguläre Stempelfabrik mit gebrauchsfertigen Stempeln.

d. MONTAGE. Wenn wir uns keinen konformen Bestellschein beschaffen konnten oder wenn es gerade besonders gefährlich war, einen herzustellen, mussten wir auf eine kompliziertere Methode zurückgreifen. Wir bestellten universelle Stempelversionen, aus denen wir die geforderte Version zusammenstellten, indem wir den Text in einzelne Buchstaben zerschnitten und diese neu zusammenklebten.

e. ESTAHLGERAHMTE BLEIBUCHSTABEN. Diese Methode war eher plump und hielt dem genauen Abgleichen mit dem Original nicht stand.

f. ECHTE ORIGINALDOKUMENTE UND FORMULARE. Ein bestimmter Typ von Formular war auf dem freien Markt erhältlich, da die nichtjüdische Bevölkerung ebenfalls Formulare brauchte. Wir kauften diese Formulare an verschiedenen Verkaufsschaltern in grösseren Mengen.

g. ABÄNDERN VON ORIGINALDOKUMENTEN. In bestimmten Fällen wuschen wir das Originaldokument in Chemikalien, die das Geschriebene ganz oder teilweise auflösten, und ersetzten es durch neue Angaben in anderer Schrift.

h. DURCHSCHREIBEVERFAHREN. Die Grundlage für das Dokument war ein von uns in der Werkstatt vervielfältigtes Formular.

Die gefälschten Dokumente allein boten bei Strassenkontrollen keinen ausreichenden Schutz und konnten auch bei einem langen, alarmbedingten Aufenthalt in Schutzräumen die Gefahr nicht ganz bannen. Die gefälschten Papiere hatten aber psychologischen Wert; sie verschafften ihren Besitzern die Grundlage für ein selbstbewusstes Auftreten – denn jemand, der sich unnatürlich und nicht selbstbewusst verhielt, war verloren, selbst wenn er oder sie ein Dokument in der Tasche hatte. Man musste stets wissen, welches Dokument wann vorzuzeigen war.

Als die Regierung im Oktober 1944 an Szalasi übergang, wurde der Terror gegen die Juden durch tiefen Hass genährt. Die Gelbsterhäuser boten nicht mehr länger die relative Ruhe oder Sicherheit. Es waren besondere Tricks nötig, um auch nur eine Person aus einem geschlossenen Haus zu «extrahieren». Leute von der Bewegung wurden in Uniformen der Pfeilkreuzler, der «Levente»⁵⁰ oder der Hilfssicherheitskräfte, die Menschen retteten, gesteckt.

Unter der Schirmherrschaft neutraler Staaten wurden «Schutzhäuser» errichtet. Die Gesandtschaften stellten Schutzbriefe in limitierter Höhe an jene aus, die berechtigt waren, in den «Schutzhäusern» zu wohnen. Wir unterstützten sie, indem wir massenweise selbst hergestellte schweizerische, schwedische und vatikanische Schutzbriefe ausstellten.

Die Idee, zusätzlich zu den von den ungarischen Behörden unter der Ägide von Konsul Lutz erlaubten Schweizer Schutzbriefen noch weitere zu drucken, entstand bei Gesprächen zwischen Mitgliedern der Leitung des zionistischen Jugendwiderstands im Glashaus, das ab Mitte August 1944 dessen Hauptsitz war.

Bis zum 15. Oktober 1944 wurden die Aktivitäten der zionistischen Jugendbewegung von Rafi Benshaloms Zimmer aus organisiert (an seiner Tür war ein Hinweis, der besagte: «Chaluz Sektion»), ohne dass die Leitung des Glashauses oder Carl Lutz davon wusste.

⁵⁰ Nationalistische vormilitärische Jugendbewegung.



Andre Grosz, Budapest,
Ungarn 1944

Nachdem die Pfeilkreuzler die Macht ergriffen hatten, wurde die Trennung aufgehoben, und die zionistische Jugendbewegung und die Leitung des Glashauses (jüngere und ältere Generationen) arbeiteten zusammen. Die ältere Generation hatte Verständnis für die Initiativen der Jugendbewegung und kooperierte mit ihr. So wurde im Glashaus unter der Leitung von Alexander Grossman die Operation gestartet, Schutzbriefformulare in der Auflage von 10 000 Exemplaren zu drucken.⁵¹ Alle beteiligten sich am Austragen, Junge wie Alte, Zionisten, Antizionisten, Orthodoxe, Atheisten, Leute aus dem Glashaus, von der Zweigstelle der Schweizer Gesandtschaft in der Perczel-Mor-Strasse 2 und von den Büros des Internationalen Roten Kreuzes. Freiwillige Kurierere wurden in die Gelbsternhäuser in Budapest und in die in ganz Ungarn verstreuten Zwangsarbeitslager ent-

⁵¹ Grossman 1986, S. 136. David Gur (E-Mail vom 5. September 2017): «Es sollte erwähnt werden, dass Grossman das Buch in der Schweiz schrieb, während er in ständigem Dialog mit Lutz stand. Dieses Detail erscheint im Buch mit seinem [Carl Lutz] Wissen und seinem Einverständnis.»

sandt, um zu verhindern, dass die Internierten nach Deutschland verschleppt wurden. Dieses gewaltige, komplexe Unternehmen überstieg die Kapazitäten des durch die zionistische Jugendbewegung betriebenen Zentralateliers. Das Verdienst gebührt, falls man von Verdienst sprechen kann, wenn es um die Rettung von Menschenleben geht, Alexander Grossman, seinem Team und Hunderten anderen, Bekannten und Unbekannten, die an der Mission mitgewirkt haben.

Die Nachfrage nach Schweizer Papieren stieg so stark an, dass unsere Werkstatt zu klein wurde. So richteten wir gegenüber der schweizerischen Gesandtschaft am Szabadság tér (Freiheitsplatz) unsere eigene «Gesandtschaft» ein. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht versammelten sich hier viele Menschen – darunter auch viele Christen –, um Schutzbriefe für sich selbst oder ihre jüdischen Bekannten zu bekommen. Niemandem wurde die Hilfe verweigert. Laut Schätzungen war jeder zweite Budapester Jude in Besitz einer Art Schutzdokument.

Diese Dokumente brachten wahre Wunder zustande: Ganze Einheiten wurden aus Zwangsarbeitslagern an der deutsch-ungarischen Grenze zurückgeholt. Es kam sogar vor, dass Menschen von den Todesmärschen nach Hegyeshalom oder kurz vor der Exekution am Ufer der Donau gerettet werden konnten, wenn sie die Schutzpapiere rechtzeitig erhalten hatten.

Mitte Dezember standen die «russischen Dampfwalzen» vor den Toren Budapests. Die Bevölkerung wurde aufgefordert – freiwillig –, nach Westen zu fliehen. Man durfte sich nur für besondere Erledigungen, auf «direkten Befehl»⁵² oder mit speziellem Behindertenausweis auf den Strassen aufhalten. Bei Dunkelheit auf der Strasse zu sein, war gefährlich;

⁵² «Nach der ungarischen Militärterminologie wurden unter ‚direkten Befehlen‘ Befehle zur Ausführung bestimmter – nicht geheimer – Operationen verstanden, die für militärische oder zivile Hilfeleistung erforderlich waren, zum Beispiel, um den Aufenthaltsort zu wechseln» («David Gur's Testimony», in: Rafi Benschalom: We Struggled For Life, Jerusalem 2001, S. 213).

Menschen wurden ohne Grund erschossen. Wir arbeiteten fieberhaft, pausenlos; wir wussten, es war das Ende. In jedem Augenblick konnte ein Stück Papier ein Menschenleben bedeuten, eine erfolgreiche Mission, eine Sabotage oder einen Beitrag zum Befreiungskampf.

Sämtliche Mitglieder der Bewegung waren mit der Rettung von Menschen beschäftigt. Juden, Kommunisten und andere Bürger, alle setzten ihre Hoffnung auf uns, auf unser Stück Papier. Wir waren der Rückhalt für alle, die auf die Befreier warteten, wir waren diejenigen, die den Weg für ihre Ankunft freimachten. Unsere Arbeit war Grundlage und Voraussetzung für alle andere Aktivität.

Am 21. Dezember zogen wir in den ersten Stock der Nummer 13 am Erzsébet-Ring. Kurze Zeit später wurden wir verhaftet. An diesem Tag war es mit der Herstellung von gefälschten Dokumenten in unserer Werkstatt vorbei. Kriminalbeamte der Pfeilkreuzler suchten nach Juden und fanden uns. Sie fesselten uns und konfiszierten unsere Uhren, unser Geld, Wertgegenstände, Füllfederhalter – und die Verhöre begannen. Sie schlugen uns, raubten die Wohnung aus, und um neun Uhr abends führten sie uns in die Parteizentrale am Erzsébet-Ring. Um Mitternacht mussten wir uns in einer Reihe aufstellen, und sie nahmen uns Mäntel, Pullover und Schuhe ab. Sie verlangten unsere Personalangaben. Von Mitternacht bis fünf Uhr morgens wurden wir pausenlos geschlagen. Die vierzehn- oder fünfzehnjährigen Jungen waren die brutalsten. Im Bestreben, sich vor den Älteren zu beweisen, prügeln sie immer kräftiger auf uns ein. Das Stöhnen und Schreien der Opfer war für sie nur Öl ins Feuer. Doch trotz der brutalen «Behandlung» brach nicht einer von uns zusammen oder gab die geringste Information preis – weder Namen noch Adressen. Um ungefähr sieben Uhr starb einer unserer geliebten Kameraden – Miky Langer – in unseren Armen. Auch unsere Erschütterung konnte die brutalen, barbarischen Pfeilkreuzler nicht davon abhalten, ihm noch ein paar weitere Tritte zu versetzen, ihn auszuziehen und seine Leiche wegzubringen. Wir waren ohne Miky zurückgelassen...

Am Nachmittag trafen Untersuchungsbeamte aus dem Polizeipräsidium ein, die mit Kriminalverhören Erfahrung hatten und versuchten, uns auf psychologische Weise zu beeinflussen. Dann brachten sie uns unter militärischer Bewachung ins Militärgefängnis am Margit-Ring (in das Gefängnis, in dem im November Hannah Szenes ermordet worden war). Am Nachmittag des 23. Dezember wurde ich zum Verhör geholt. Nach ein paar Elektroschocks zur Zermürbung holten sie wahllos Gegenstände aus den Koffern: zum Beispiel einen Schutzpass oder einen Stempel. Selbst wenn ich die Wahrheit sagte, glaubten sie mir nicht. Sie nannten die Namen sämtlicher zionistischer Führungskräfte und fragten, ob ich sie kenne, wer was wo getan habe. Sie freuten sich, endlich jemanden vom Haschomer Hazair zwischen die Finger bekommen zu haben.

Sie versprachen uns ein weiteres Verhör am nächsten Tag, mit Protokoll. Damit war die Phase des Prügelns zu Ende; der Zeitpunkt des Urteils nahte...

Am 24. Dezember, Heiligabend, begann der Überfall auf Budapest. Die Gefangenen vom Margit-Ring wurden in zwei Gruppen aufgeteilt: Juden in die eine und Christen in die andere. Die Christen wurden abgeführt, und wir Juden erwarteten ebenfalls, dass wir unserem Tod zugeführt oder auf der Stelle von Maschinengewehren erschossen würden. Aber an diesem und auch am nächsten Tag geschah nichts. Wir überlegten uns jeden möglichen Fluchtweg. Wir dachten an eine Leiter aus Laken und Kleiderbügel, kamen aber über die Planungsphase nicht hinaus.

Am Nachmittag wurden wir zum Exerzierplatz gerufen und mussten uns in Reihen aufstellen. Ein Offizier des Stadtkommandos erschien und verlas eine Namensliste. Die Gesichter der Wärter verrieten, dass unser Schicksal besiegelt war. Aber die Liste klang merkwürdig. Unter den aufgerufenen Namen waren die Namen von Leuten, die nicht einmal im Gefängnis waren. Die Namen der Anwesenden passten nicht zu denen auf der Liste. Offenbar wusste derjenige, der diese Liste zusammengestellt hatte, wer immer es war, nicht mit Sicherheit, wer wirklich im Gefängnis

war. Wir nutzten die Verwirrung aus und antworteten nicht. Plötzlich liess mich einer der aufgerufenen Namen aufhorchen: Tibor Rapos Farkas.

Ich gab mich als Tibor Rapos aus – ein Name, den ich zuvor einmal angenommen hatte – und trat vor. Die anderen, die sahen, was ich tat, folgten meinem Beispiel. Die Wächter verstanden dieses sonderbare Verhalten nicht, waren aber froh, uns loszuwerden, damit sie bei der Ankunft der Russen so wenig Gefangene wie möglich hatten. Sie gingen der Namensfrage nicht weiter auf den Grund; sie liessen die ganze Gruppe jener, die bereitwillig vorgetreten waren, gehen, überzeugt, dass es in den Tod ging.

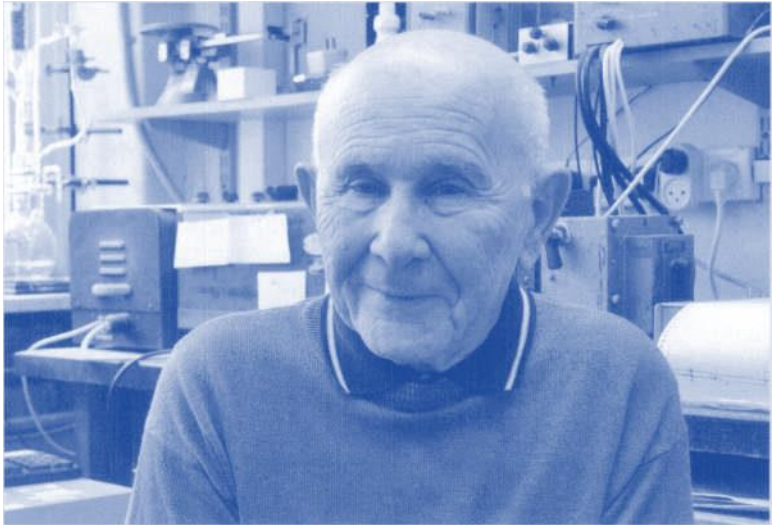
Eskortiert von mit Maschinengewehren bewaffneten Soldaten marschierten wir durch die leeren Strassen von Buda. Als wir die Széchenyi lánchíd (Kettenbrücke) überquert hatten, bog ich an der Spitze der siebzehn Leute ab und marschierte wortlos zum zentralen Parteisitz in der Wekerle-Sándor-Gasse 17 (eins der Häuser unter Schutz der Schweizer Gesandtschaft).

Als ich meine Freunde sah, die am Eingang des Gebäudes auf uns warteten, verstand ich die wahre Bedeutung des Wortes «Waffenbrüder». Ich war überglücklich, von meinen Freunden gerettet worden zu sein.

In den neun Monaten der Operation hatten wir eine beträchtliche Menge von Papieren herstellen können, darunter 10 000 Geburtsurkunden, 10 000 Personalausweise, 8000 Heiratsurkunden, 4000 Aufenthaltsbescheinigungen, 3000 christliche Taufurkunden, 2000 Flüchtlingsurkunden, 70 000 polizeiliche Meldescheine und 120000 Schweizer Schutzbriefe.

Ausschnitte aus «David Gur's Testimony», in: Rafi Benshalom: *We Struggled For Life*, Jerusalem 2001, S. 135-159. David Gur gewährte 2015 in einem Gespräch mit Charlotte Schallié in Ramat Gan weitere Einsichten. Aus dem Englischen von Lis Künzli

Mordechai László Kremer



Mordechai Kremer in seinem Chemielabor in der Hebrew University,
Jerusalem, Israel 2017

Jerusalem, Israel

Geboren als Laszló Kremer am 26. Mai 1930
in Budapest.

«Die Bewegung begann, uns mit gefälschten Dokumenten auszustatten»

Staatenlos

Meine Grosseltern stammten aus dem galizischen Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie waren um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert nach Ungarn gekommen. Ich wurde in Ungarn geboren, in zweiter Generation Staatenloser. Dieser seltsame Umstand war der eklatanten Verletzung des Vertrags von Trianon geschuldet, der 1920 unterzeichnet worden war.⁷⁰ Für die Juden wurde der Vertrag nie in Kraft gesetzt, auch nicht nach der Ratifizierung vom 13. November 1920 durch das ungarische Parlament. Um das Groteske der Situation noch zu steigern, wurde meine Mutter, eine ungarische Staatsbürgerin, durch die Heirat mit meinem Vater in Ungarn ebenfalls staatenlos. So wurde ich also als Staatenloser geboren und lebte mit einer Duldung in Ungarn, die von Zeit zu Zeit erneuert werden musste. Eine besondere Abteilung des Innenministeriums [KEOKH]⁷¹ war zuständig für alle Staatenlosen, die mehrheitlich Juden waren.

Eine plötzliche Wendung zum Schlimmeren trat für Juden ohne ungarische Staatsbürgerschaft ein, als Deutschland am 22. Juni 1941 die Sowjetunion angriff und Ungarn sich fünf Tage später dem Krieg anschloss. Juden ohne gültigen Staatsbürgerschaftsausweis und alle geflüchteten Juden wurden unter absoluter Geheimhaltung verschleppt. Meine Mutter

⁷⁰ Gemäss Artikel 57 «sollen alle auf ungarischem Staatsgebiet geborenen Personen, die nicht als Bürger eines anderen Staates geboren sind, ipso facto die ungarische Staatsbürgerschaft erhalten.» John Reed: *The Treaties of Peace 1919-1923*, Vol. 1. Clark, NJ 2007, S. 482.

⁷¹ Külföldieket Ellenőrző Országos Központi Hatóság (Zentrale Landesbehörde zur Überwachung von Ausländern).

und ich waren zu diesem Zeitpunkt in einem kleinen Dorf in der Nähe von Budapest in den Ferien. Mein Vater war zu Hause geblieben, um zu arbeiten; die Wochenenden verbrachte er bei uns. Irgendwann fiel ihm auf, dass in unserem Budapester Viertel Juden, die keine ungarische Staatsbürgerschaft besaßen, über Nacht verschwanden. Er ahnte, dass etwas Sonderbares vor sich ging. Er verließ die Wohnung und kam zu uns ins Dorf. Tatsächlich vernahmen wir später, dass zweimal Kriminalbeamte nach uns gesucht hatten, aber nur unsere leere Wohnung vorfanden. Ich war damals elf Jahre alt und war mir nicht bewusst, was vor sich ging. Als wir [nach dem Krieg] in unsere Budapester Wohnung zurückkehren konnten, trat ich in die zweite Klasse des jüdischen Gymnasiums ein. Ich erinnere mich, mich gewundert zu haben, dass einige Lehrer froh zu sein schienen, als ich in der Schule auftauchte. Nach dem Krieg habe ich erfahren, dass mein Onkel, meine Tante und ihre kleine Tochter unter den Deportierten waren. Sie sind im August 1941 in Kamenez-Podolsk zusammen mit über 23 000 anderen Juden massakriert worden.

Wir gehörten der unteren Mittelschicht an. Was die religiöse Praxis betraf, waren wir Neologen. Wir hielten die Feiertage ein, aber reisten am Schabbat. Mein Vater Henrik wurde 1900 geboren und musste schon in sehr frühem Alter arbeiten. Als ich ein Kind war, handelte er mit Hosenträgern, die er selbst herstellte. Meine Mutter, Matild Tallenberg, hatte sechs Jahre lang das Gymnasium besucht. Sie konnte die Schule nicht beenden, weil ihr Bruder, mein Onkel, in Prag Medizin studierte. Er musste Ungarn verlassen, weil es dort den Numerus clausus gab, der die Anzahl jüdischer Studenten limitierte – besonders im medizinischen Bereich –, und so ging er in die Tschechoslowakei. Meine Grosseltern mussten ihn unterhalten und hatten nicht genug Mittel, um beide, Sohn und Tochter, zu unterhalten.

Ich besuchte eine jüdische Schule. Ausserhalb der Schule bekam ich schon recht früh die ersten Anzeichen von Antisemitismus zu spüren. Einmal wurde ich auf meinem Heimweg von anderen Jungen verprügelt. Ich

beklagte mich bei meiner Mutter, aber sie liess sich nicht beeindrucken: «Die schlagen dich? Dann schlag zurück!» Auf diese Idee wäre ich nicht gekommen, aber wegen meiner Mutter beteiligte ich mich in diesen Jahren an Strassenkämpfen. Mit acht schloss ich mich der zionistischen Jugendbewegung Hanoar Hazioni an. Wir trafen uns regelmässig, und am Wochenende gingen wir oft wandern. Ich hatte zu jener Zeit nicht ernsthaft in Erwägung gezogen, nach Palästina zu gehen. Unsere Bewegung bekam ein paar Zertifikate, und als ich zehn oder elf war, fragten sie mich, ob ich bereit wäre, die Heimat zu verlassen und nach Palästina auszuwandern. Das war ich nicht. Die zionistische Bewegung war unter den ungarischen Juden, die sich als ungarische Patrioten betrachteten, nicht sehr populär. Zionismus und Patriotismus passten nicht zusammen.

«Eine Zeit ungehinderten Terrors»

Mit dem 19. März 1944 begann die tragische Endphase in der Geschichte des ungarischen Judentums. Mitglieder der verschiedenen Jugendbewegungen starteten intensive Vorbereitungen für Rettungsoperationen. Sie hatten bei Hilfsaktionen für Flüchtlinge aus Polen und der Slowakei bereits Erfahrungen mit illegalen Operationen gesammelt. Nun begannen ungarische Mitglieder der Bewegungen ebenfalls, falsche Ausweise zu benutzen. Verstecke, zum Beispiel Bunker, wurden vorbereitet. Transporte nach Rumänien wurden organisiert, obwohl dies wegen der häufigen Zugkontrollen durch die Polizei sehr gefährlich war. Die Aktivitäten und Ausflüge für meine Altersgruppen in der Bewegung hörten auf, aber wie sich später heraus stellte, hatten sie mich nicht vergessen.

Bald mussten wir den gelben Stern tragen und wurden gezwungen, in die sogenannten Judenhäuser zu ziehen. Wir wohnten zu sechst in einer Einzimmerwohnung. Es war aushaltbar, ich kann mich nicht beklagen. Ich erinnere mich, dass wir in dem Haus spiritistische Sitzungen abhielten. Wir nahmen ein Stück Papier und schrieben Buchstaben des Alphabets in einen Kreis; in die Mitte des Kreises stellten wir ein Glas, und jeder legte

einen Finger darauf. Dann riefen wir einen Geist, gewöhnlich den einer bedeutenden Person. Der Geist signalisierte seine Anwesenheit durch eine leichte Bewegung des Glases. Dann stellten wir unsere Frage, gewöhnlich wollten wir wissen, was mit uns geschehen würde. Das Glas begann von einem Buchstaben zum nächsten zu wandern. Aus diesen Buchstaben setzten wir die Antwort zusammen. Wir beschränkten uns dabei nicht nur auf ungarische Geister; einer der beliebtesten war der von Sigmund Freud. Er schien mühelos Ungarisch zu verstehen – wahrscheinlich hatte er einen Dolmetscher dabei. Wir bekamen zwar Antworten, aber keine wirklichen Auskünfte. Offenbar waren die Geister über die Situation nicht besser informiert als wir selbst.

Im Sommer 1944 wurde mein Vater zum Zwangsarbeitsdienst eingezogen. Seine Einheit war zu Beginn in Ostungarn stationiert, aber als die Front westwärts rückte, zog die Einheit ebenfalls Richtung Westen. Schliesslich landete mein Vater in Gunskirchen, einem Aussenlager des grossen KZ Mauthausen. Dort wurde er 1945 von der amerikanischen Armee befreit.

Als die Deutschen im Oktober Horthy festnahmen und die Macht Ferenc Szalasi übergaben, begann eine Zeit des ungehinderten Terrors. Über die Juden wurde eine strikte Ausgangssperre verhängt, und sie durften die Gelbsternehäuser nur noch zwischen zwei und fünf Uhr nachmittags verlassen. Am fünften Tag dieser Ausgangssperre tauchte ein junger Bursche in der Uniform der vormilitärischen Organisation Ungarns [Levente] auf und fragte nach mir. Er sagte, er würde mich in ein Kinderheim bringen, das unter dem Schutz des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes stand.

In jenen Tagen setzten internationale Organisationen und Botschaften neutraler Staaten verschiedene Rettungsaktionen in Gang. Das Internationale Komitee des Roten Kreuzes richtete Kinderheime ein für Kinder, deren Eltern deportiert worden waren. Der Zionistische Untergrund konnte es arrangieren, dass Kinder der Bewegungen ebenfalls aufgenommen wurden. Also haben sie auch mich geholt.

Als wir aus dem Haus waren, sagte mein Begleiter zu mir, ich soll den gelben Stern abnehmen. Mit dieser schlichten Geste war die Zeit, in der ich den gelben Stern trug, für mich zu Ende. Während wir zu Fuss die halbe Stadt durchquerten, trafen wir keine Menschenseele. Ganz Budapest stand unter dem Terror der Pfeilkreuzler.

Falsche Dokumente vorbereiten

Das Kinderheim befand sich in einer eleganten Villa in der Orsó-Gasse 27 auf den schönen Hügeln von Buda. Ich hatte noch nie an einem solchen Ort gewohnt. Viele der Kinder gehörten zionistischen Gruppen an. Die Leitung bestand jedoch aus Leuten, die ihre Arbeit durch ihre Verbindungen zum Roten Kreuz erhalten hatten. Sie waren keine Zionisten. Im Haus versteckten sich auch Leute, die vom Zwangsarbeitsdienst desertiert waren. Die meiste Zeit taten wir nichts. Wir sangen viel und liessen die Zeit verstreichen. Nach einer Weile konnte ich erreichen, dass mein Cousin Zvi Pal Engel zu mir ins Kinderheim kommen durfte. Er, der spätere stellvertretende Direktor des israelischen Ministeriums für Handel und Industrie – Abteilung Lederindustrie –, war damals noch keine sechs Jahre alt.

Eines Tages, als wir im Gemeinschaftsraum sassen, stand plötzlich der Verlobte eines der erwachsenen Mädchen in der Tür. Er war aus dem Zwangsarbeitsdienst geflüchtet und ins Kinderheim gekommen. Der Raum verstummte. Das Mädchen stand auf und ging wie unter Hypnose auf den Jungen zu; ich weiss noch, dass er Hershie hiess. Dann standen sie eng umschlungen da, unfähig, ein Wort herauszubringen. Es war ein seltener Augenblick des Glücks inmitten von Gewalt, Zerstörung und Tod. Ich weiss nicht, ob die beiden Liebenden den Krieg überlebt haben – nachdem ich das Heim verlassen hatte, gab es einen Angriff auf das Haus.

Da die Aufsicht nicht sehr streng war, taten wir, was wir wollten. Die Bewegung begann, uns mit gefälschten Dokumenten auszustatten, und so konnten wir das Kinderheim zeitweilig verlassen. Wir gingen in die Büros der Bewegung, die in der Stadt unter dem Deckmantel des Roten Kreuzes

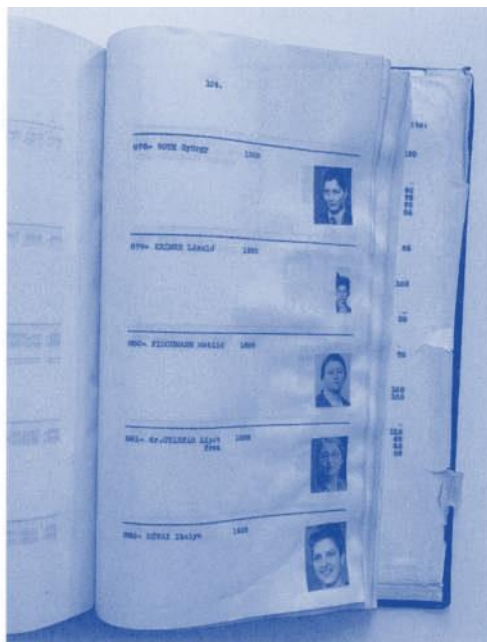
operierten. Tatsächlich verteilten diese Büros gefälschte Dokumente. Eines der Büros befand sich in der József-Ringstrasse, mitten in der Stadt. Von dort aus wurden Hunderte, wenn nicht Tausende von gefälschten Schweizer Schutzbriefen ausgegeben. Das Anfertigen der Briefe machte uns Spass. Wir setzten uns an eine Schreibmaschine und trugen den Namen der Person in das leere Formular ein, welches das offizielle Siegel der Schweizer Regierung trug. Als Nächstes fügte jemand die Registriernummer hinzu. Schliesslich wurde das Formular von David Grünwald unterzeichnet, einem der Helden des Untergrunds von 1944. Es war eine schöne Unterschrift, viel besser als das Original.

Einmal wurde ich gebeten, mehrere hundert leere Formulare ins Büro zu bringen. Ich dachte mir nicht viel dabei. Ich habe erst später erfahren, dass Adonijahu Billitzer, ein anderer tapferer Leiter des Untergrunds, von der Polizei geschnappt wurde, als er dasselbe tat; er wurde der Gestapo übergeben und schrecklich gefoltert. Ein vierzehnjähriger Junge war viel weniger verdächtig als ein Erwachsener.

Ich brachte auch meiner Mutter und meiner Tante einen solchen selbstgemachten Schutzbrief. Als der Hausmeister im Gelbsterhaus sah, dass ich den gelben Stern nicht trug, erklärte ich ihm, dass ich ihn nicht zu tragen brauche, weil ich für das Rote Kreuz arbeitete. Er glaubte mir aufs Wort.

Die Nachricht, dass ich an Schweizer Schutzbriefe kam, sprach sich rasch im Haus herum. Alle wollten einen haben, und so brachte ich bei meinem nächsten Besuch allen einen Schutzbrief mit. Es war kein Problem und kostete kein Geld. Tatsächlich haben diese Schutzbriefe meine Mutter und meine Tante vor der Deportation gerettet. Im November, als die Behörden begannen, Leute zwischen 16 und 60 nach Österreich zu verschleppen, tauchten die Pfeilkreuzler auch im Gelbsterhaus in der Weselényi-Gasse 75 auf. Sie befahlen allen Bewohnern, sich auf der Strasse vor dem Haus in einer Reihe aufzustellen. Meine Tante ging zu einem Pfeilkreuzler und sagte zu ihm, sie und meine Mutter ständen unter Schweizer Schutz – was natürlich nicht stimmte. Der Mann wusste nicht, was er in dieser unerwarteten Situation tun sollte, und sagte nur: «Dann

Schweizer Kollektivpass 1
(S.109), 1944



verschwinde von hier, bevor ich meine Meinung ändere.» Sie [die Pfeilkreuzler] liessen sie gehen. Danach kamen beide ins Kinderheim in der Zoltan-Gasse 4, wo sie sich dem Personal anschlossen.

Meine Grossmutter, die allein im Haus zurückgeblieben war, musste ins Ghetto umsiedeln. Kurz danach verlangten die Machthaber, dass alle in den Kinderheimen versteckten Kinder ebenfalls ins Ghetto zu gehen hatten, trotz des Schutzes durch das Internationale Komitee des Roten Kreuzes. Das alles geschah im November. Da beschloss der Untergrund, uns an den letzten sicheren Platz in Budapest zu bringen, ins Glashaus.

Der letzte sichere Platz in Budapest

Nicht alle schafften es ins Glashaus. Es brauchte gute Verbindungen – einer Zionistischen Jugendgruppe anzugehören, galt als gute Verbindung.

Die grausame Regel bedeutete, dass, wenn nur eine beschränkte Anzahl Leute gerettet werden konnten, es welche gab, die nicht gerettet werden konnten. Moralische Fragen bestimmten nur selten die Kriterien. Ich erinnere mich an die Angst und Bitterkeit jener, die im Kinderheim zurückgelassen wurden.

Ein Begleiter brachte uns von der Orso-Gasse ins Glashaus. Zu diesem Zeitpunkt war das Haus bereits mit Tausenden von Leuten gefüllt. Ich erinnere mich an eine Szene vor der Pforte des Gebäudes. Es war Abend, und die Wächter wollten uns nicht reinlassen. Zwischen ihnen und unserem Begleiter entstand ein lauter, heftiger Wortwechsel, bis ihm endlich erlaubt wurde, einzutreten und mit den betreffenden Leuten zu sprechen. Schliesslich öffnete sich für uns das Tor zum Paradies; der Anblick war ein schrecklicher Schock. So etwas hatten wir noch nie gesehen. Überall drängten sich die Menschenmengen – vor den Toiletten gab es lange Schlangen. Wir wurden unter das Dach gebracht, dieser Teil des Gebäudes war der Hanoar Hazoni überlassen worden. In den Gesichtern der Menschen stand Lethargie. Nirgendwo gab es Betten. Als ich fragte, wo sie sich nachts hinlegten, antworteten sie mir, dass sie auf dem Boden oder auf einem Holzbrett schliefen. Es war für mich wie ein Konzentrationslager ohne Aufseher; ich muss allerdings zugeben, dass ich nie in einem Konzentrationslager war, weder davor noch danach.

Wir, eine Gruppe von vier Jugendlichen, entschieden, das sei nichts für uns. Wir gingen hinunter zum Eingang und sagten dem Wächter, für uns sei die Sache hier erledigt. Das Haus zu verlassen war eine Sache von Sekunden; einzig das Hineingelangen war schwierig gewesen. Wir wussten, dass es in der Wekerle-Sándor-Gasse noch ein zweites Gebäude unter Schweizer Schutz gab. Wir gingen dorthin, wurden jedoch sofort aufgefordert, von dort zu verschwinden. Rückblickend verstehe ich den Grund dafür: Es war ein Ort für wichtigere Leute als für Kinder. Es hielten sich dort auch nicht-jüdische Politiker vor der Pfeilkreuzlermiliz versteckt. Jeder in unserer Gruppe wusste, wohin er gehen wollte. Mein Cousin und ich gingen ins Kinderheim in der Zoltan-Gasse 4, in der Nähe des Flusses, wo un-

sere Mütter waren. Wenigstens bekamen wir normale Betten und halbwegs zivilisierte Bedingungen.

Wir beschlossen aber, nicht im Kinderheim zu bleiben, sondern wollten versuchen, eine Wohnung für uns zu finden. Ich ging wieder ins Büro der Bewegung und bat um andere Dokumente. Mein neuer nichtjüdischer Familienname war «Köves», und ich wurde zum unehelichen Sohn meiner Mutter, die Maria hiess. Für meine Tante und meinen Cousin gab es ähnliche Arrangements. Es ist meinem sechsjährigen Cousin hoch anzurechnen, dass er, bezogen auf unsere neuen Namen kein einziges Mal einen Fehler machte, es wäre fatal gewesen.

Der Untergrund bat uns, Adressen von leer gewordenen Wohnungen von Juden ausfindig zu machen, die gemietet werden konnten. Das war keine schwierige Aufgabe. Meine Tante und ich gaben uns als Flüchtlinge aus russisch besetzten Gebieten aus und zogen von Strasse zu Strasse. Wir wurden überall sehr freundlich empfangen. Die Leute waren erfreut, anstelle von Juden gute Christen als Nachbarn zu bekommen. Wir sahen uns die Wohnungen an, stellten ein paar Fragen und versprachen wiederzukommen. Am Ende des Tages gaben wir die Adressen an den Untergrund weiter. Was danach aus unseren Listen geworden ist, weiss ich nicht.

Zwei Frauen vom Kinderheim gelang es, eine Wohnung zu bekommen, und wir konnten zusammen mit ihnen einziehen. Sie befand sich in der Honvéd-Gasse, in einer eleganten Wohngegend – unser Wohnstandard stieg also während des Holocausts beträchtlich an. Ein anderes Problem waren die Lebensmittelkarten. In jenen Tagen konnte man Nahrung nur auf Lebensmittelkarten bekommen. Das übernahm meine Tante. Sie ging zum städtischen Bezirksamt, wo die Karten ausgestellt wurden. Natürlich fehlten ihr dazu die nötigen Dokumente. Sie setzte den leistungsfähigsten Wasserkraftgenerator in Betrieb, der je erfunden wurde – weibliche Tränen. Es wirkte: Der Beamte rückte Lebensmittelkarten für uns alle heraus. An Weihnachten verteilte die ungarische Regierung grosszügige Portionen der besten Lebensmittel, die sie in den Lagern hatten. Ich erinnere mich

noch an die enorme Genugtuung, die einzige jüdische Familie in Budapest zu sein, die 1944 vom ungarischen Naziregime ein Weihnachtsgeschenk bekommen hatte.

«Unsere Mission war ein Fiasko»

Bald setzten die Bombardierungen ein. Wir mussten zusammen mit den anderen Bewohnern des Hauses in den Luftschutzkeller. Dort blieben wir etwas mehr als drei Wochen. Während dieser Zeit hatte ich ausgiebig Gelegenheit, die obere Mittelklasse der ungarischen Gesellschaft aus nächster Nähe zu studieren. Da ich mich 24 Stunden am Tag auf engstem Raum mit ihnen aufhielt, bekam ich alles mit, was gesagt wurde. Die vornehmsten Bewohner des Schutzraums waren ein Graf und eine Gräfin, die mitsamt ihrem Personal gekommen waren. Der Graf meinte, es wäre besser gewesen, mit der «Endlösung der Judenfrage» bis nach dem Krieg zu warten. Ich erinnere mich auch an eine Frau, die lauthals erklärte: «Die Juden machen Schreckliches durch, aber ich kann kein Mitleid für sie aufbringen.» Es muss allerdings auch erwähnt werden, dass eine Familie während der Belagerung eine jüdische Familie in ihrer Wohnung beherbergte.

Eines Tages tauchte der Zivilschutzleiter unseres Bezirks im Schutzraum auf. Er hielt eine Rede, die im Wesentlichen darauf hinauslief, dass jeder anwesende Jude freiwillig ins Ghetto zu gehen habe. Wir wussten nicht, dass es in einem Nachbargebäude eine Razzia gegeben hatte. Alle Juden, die dabei festgenommen wurden, waren am Ufer der Donau erschossen worden. Wir ignorierten die Warnung. Nach einiger Zeit jedoch überlegte es sich meine Mutter anders, und sie versuchte, wenigstens mich zu retten. Sie beschloss, mich zu einer Verwandten zu bringen, die mit ihrem christlichen Ehemann in einem anderen Stadtteil wohnte. In einen anderen Stadtteil von Budapest zu gehen, war zu jener Zeit kein einfaches Unterfangen, weil ganz in der Nähe der Kampf tobte. Wir mussten uns von einem Haus zum nächsten vorkämpfen und uns in den Eingängen

unterstellen. Plätze zu überqueren, war geradezu halsbrecherisch. Nach einem wahnsinnigen Wettlauf durch ein offenes Gelände kamen wir äusser Atem beim Eingang des nächsten Gebäudes an und blieben dort, bis wir wieder zu Atem gekommen waren. Inmitten dieses ganzen Tumults bemerkte ich ein Zeitungsbündel, das auf einer Bank lag, darum herum verstreut mehrere Münzen. Offensichtlich hielt es der Verkäufer dieser Zeitungen für zu riskant, bei seiner Ware zu bleiben. Er verliess sich auf die Ehrlichkeit der Leute, das Geld für die Zeitung zu hinterlassen. Mein Erstaunen war grenzenlos. Einige Mitglieder dieser ungarischen Generation, die mit unverhohlener Freude und Genugtuung auf das Elend ihrer jüdischen Mitbürger blickten – ihre Wohnungen, Geschäfte und alles, was sie besaßen, an sich rissen –, stellten hohe moralische Werte unter Beweis, wenn es um den Preis einer Zeitung ging. Die Zeitungen [die ich dort sah] riefen zu einem unerbittlichen Kampf bis zum Endsieg auf – wenige Tage vor dem Zusammenbruch der Verteidigung von Pest, einem Teil der Hauptstadt.

Unsere Mission endete in einem Fiasko. Unsere Verwandten waren nicht bereit, mich aufzunehmen, und wir machten uns wieder auf den langen Rückweg. Plötzlich hörten wir jemanden rufen: «Ich kenne euch!» Es war der Hausmeister von dem Gebäude neben dem jüdischen Haus, in dem wir zuvor gelebt hatten. Es war keine Pfeilkreuzlerpatrouille oder Polizei in Sicht, und die wenigen Leute, die noch auf der Strasse waren, hatten nur einen Gedanken im Kopf: heil nach Hause zu kommen. So hatte diese Begebenheit keine weiteren Folgen für uns. Als wir in der Nähe unseres Hauses waren, explodierte ungefähr 50 Meter vor mir eine Granate. Ich bekam keinen Splitter ab, aber verlor für mehrere Stunden mein Gehör.

Massenexodus

Ein paar Tage später, am 18. Januar 1945, wurden wir befreit. Die Deutschen hatten unseren Sektor einen Tag zuvor geräumt, und unser Häuserblock wurde von der Roten Armee kampflos eingenommen. Alles war

ruhig, es gab keine Freudenausbrüche. Nur langsam spürten wir das Nachlassen des enormen Drucks, unter dem wir die vorangehenden Monate gelebt hatten. Für uns war der Krieg zu Ende. Die Kämpfe im Stadtteil Buda hielten zwar noch bis zum 14. Februar an, aber wir bekamen nicht viel davon mit. Wir gewöhnten uns an die morgendlichen Salven der sowjetischen Artillerie in Buda, doch irgendwann legten auch sie sich. Das frühere Regime war mit all seinen Normen und Vorurteilen verschwunden. Zum ersten Mal, seit ich auf dieser Welt war, war ich ein freier Mensch.

Wir kehrten in unsere alte Wohnung zurück; sie war zum Glück nicht zerstört worden. Meine Grossmutter hatte das Ghetto überlebt und kam mit einer Prozession, die eine Torarolle mit sich trug, nach Hause. Mein Vater kehrte im Juli 1945 nach Hause zurück, schrecklich dünn vom Konzentrationslager. Es stellte sich heraus, dass die lange Hungerzeit sogar das Geschwür in seinem Magen geheilt hatte. 1957 emigrierte er mit meiner Mutter nach Israel. Er wurde über 97 Jahre alt.

Ich besuchte wieder das jüdische Gymnasium und legte 1948 die Reifeprüfung ab. Im selben Jahr begann ich, an der Pázmány Péter Egyetem [Péter-Pázmány-Universität, heute ELTE] in Budapest Chemie zu studieren. Die zionistische Bewegung, die 1945 legalisiert worden war, wurde von Neuem verboten. Die Jugendbewegungen wurden ebenfalls illegal und hatten nur ein einziges Ziel: Ungarn zu verlassen, mit welchen Mitteln auch immer. Ein Massensexodus setzte ein, unter den Menschen, die das Land verlassen wollten, waren viele Juden. Im Frühling 1949 brach ich mein Studium ab und schloss mich einer kleinen zionistischen Gruppe an, die sich auf den Weg Richtung Slowakei machte; Richtung Österreich zu gehen, war wegen des Eisernen Vorhangs nicht möglich. Mein erster Versuch scheiterte. Unsere Gruppe wurde in Kiszárda aufgefangen und eingesperrt. Ich sass eine Woche lang im Gefängnis und kam dann dank der Intervention von Juden in Kiszárda frei. Bis heute weiss ich nicht, wem genau ich meine Befreiung zu verdanken habe.

Eine Woche später schloss ich mich einer anderen Gruppe an. Diesmal schaffte ich es, die Grenze zu passieren, aber wie mein Glück so ist, wurden wir diesmal auf slowakischer Seite festgenommen. Im Gegensatz zu den Ungarn benahmen sich die Slowaken auf der Polizeistation uns gegenüber freundlich. Sie wussten, dass wir keine Verbrecher waren und nur nach Israel, in die Vereinigten Staaten oder woandershin wollten. Ein slowakischer Wachmann brachte uns zum Bahnhof des nächsten Dorfes. Alles, was er verlangte, war meine Uhr. Es war das Schnäppchen meines Lebens.

Wir erreichten das Flüchtlingslager in Bratislava. Dort traf ich einen früheren Schulfreund von mir. Er schien beunruhigt und sagte zu mir: «Die Lage ist bedenklich.» Ich spürte Verzweiflung aufkommen: Ich hatte gerade die Abenteuer mit der Polizei zweier Länder hinter mir, ich hatte im Gefängnis gesessen, ich fragte mich, was mich als Nächstes erwartete. Mein Schulfreund schaute mich an: «Es gibt im ganzen Lager kein einziges hübsches Mädchen.»

Wir verbrachten ungefähr eine Woche in diesem Übergangslager. Es waren Juden jeglichen Alters dort – Familien, Mitglieder zionistischer Bewegungen. Pioniere sangen und tanzten die ganze Zeit. Die Behörden beschlossen irgendwann, dass illegale Personen bewacht werden mussten, und so sandten sie einen Gendarmen. Er kam und sah all diese singenden und tanzenden Jungen und Mädchen. Er fragte etwas verlegen, wo die Häftlinge seien. Wir sagten ihm, *wir* seien die Häftlinge. Da wurde er noch verlegener. Ich weiss nicht mehr, ob er sich zu uns setzte oder sich zu den Tänzern gesellte.

Schliesslich kam der Moment, da wir gebeten wurden, den Zug zu besteigen und zur nächsten Station aufzubrechen: Wien. Die Fahrt zum österreichischen Grenzbahnhof dauerte zehn Minuten. Dort warteten ungefähr zwanzig Busse auf uns, um uns in ein Flüchtlingslager in Wien zu bringen. Ich verbrachte mehrere Wochen in Österreichs Hauptstadt. Dank der grosszügigen Hilfe des American Joint Distribution Committee konn-

te ich mein Studium an der Uni-versität Graz fortsetzen. Als ich 1953 mein Diplom bekam, emigrierte ich nach Israel, um an der Hebräischen Uni-versität mein Promotionsstudium in Angriff zu nehmen.

1955 lernte ich in einem Hebräischkurs an der Universität meine Frau Ruth kennen. Wir bekamen drei Kinder. Michal, die schon verstorben ist, war im Gesundheitsministerium Inspektorin für Hygiene in lebensmittel-verarbeitenden Betrieben. Tamar ist Sozialarbeiterin. Ilan ist Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Hebrew University und Leiter des Fe-dermann Center for the Study of Rationality. Ich bin emeritierter Profes-sor der physikalischen Chemie an der Hebrew University.

Carl Lutz

Mit Carl Lutz verbindet mich eine persönliche Begebenheit. 1970 erschien in der «Üj Kelet» («Der neue Osten») – eine ungarischsprachige israeli-sche Zeitung – ein Artikel anlässlich Lutz' 75. Geburtstag. In dem Artikel von Spéter Samu stand, dass Lutz, dessen Rettungsmission weitgehend in Vergessenheit geraten war, sich in finanziellen Schwierigkeiten befinde. Der Autor führte Carl Lutz' Adresse in Bern an und ermutigte seine Leser, Geld in die Schweiz zu schicken. Ich konnte nicht glauben, dass es möglich war, dass ein Schweizer Diplomat im Ruhestand mit finanziellen Sorgen zu kämpfen hat, und so schickte ich ihm 50 Dollar. Ich bekam kurz darauf eine Antwort. Carl Lutz bedankte sich für die 50 Dollar; er schickte mir ein paar Fotos, zusammen mit einem Artikel der «Neuen Zürcher Zei-tung», in dem er über seine Rettungsaktivitäten in Budapest berichtete.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Charlotte Schallé an der Hebrew University in Jerusalem geführt. In einer darauffolgenden E-Mail-Korrespondenz hat sich Mor-dechai Kremer an weitere Ereignisse erinnert, die zusätzlich in diesen Zeitzeugenbe-richt aufgenommen wurden.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

CHARLES R. LUTZ
SCHWEIZERISCHER GENERALKONSUL A. D.

BERN
BRÜCKFELDSTRASSE 19
TEL. 29 21 07

May 10, 1970.

Dear Mr. & Mrs. Kremer,

Your kind letter of April 18, reached me today. It was a great surprise indeed, for which I thank you very much and especially for your most generous present of \$50.-. Of course I thank you also for your kind birthday wishes.

I am interested to hear that you lived also in Budapest during that critical period of the war in 1944. I feel sorry that I could not save more of my fellow beings, but it was a most dangerous and difficult task to negotiate with SS.Eichmann as I did and with the Hungarian Nylos government, as I did and successfully.

Once more sincere thanks and kindest greetings from yours sincerely

2 enclosures.

Charles R. Lutz
Schweizerischer Generalkonsul A.D.

Bern
Brückfeldstrasse 19
Tel. 29 21 07
10. Mai 1970

Lieber Herr und liebe Frau Kremer,

Heute hat mich Ihr freundlicher Brief vom 18. April erreicht. Es war wirklich eine grosse Überraschung, für die ich Ihnen sehr danke, und insbesondere für Ihre äusserst grosszügige Spende von \$ 50,-. Und natürlich bedanke ich mich auch herzlich für Ihre Geburtstagswünsche.

Mit Interesse habe ich gelesen, dass Sie in dieser kritischen Phase des Kriegs 1944 ebenfalls in Budapest lebten. Ich bedaure, dass ich nicht mehr meiner Mitmenschen retten konnte, aber es war eine höchst gefährliche und schwierige Aufgabe, mit ss Eichmann und der ungarischen Nylos-Regierung⁷² [sic] zu verhandeln, wie ich es mit Erfolg tat.

Noch einmal aufrichtigen Dank und beste Grüsse

2 Anlagen

⁷² Es sollte wohl Nyilas-Regierung heissen. Gemeint ist die Regierung der Pfeilkreuzler (Nyilas, Ungarisch für Pfeil).

Porträts von Überlebenden

Vera Bellák



Vera Bellák, Plattensee, Ungarn 2014

Budapest, Ungarn

Geboren als Vera Vezér am 10. Februar 1929 in Balatonfüred (Ungarn), gestorben am 27. Mai 2019 in Budapest.

«Das Haus wurde etwa zehnmal getroffen – es war schrecklich»

Tamás Bellák erzählt die Geschichte seiner Mutter

Tamás Bellák hat die Geschichte seiner Mutter Vera in einem Interview im Juni 2016 in Budapest erzählt. Dabei stützte er sich auf die Aufzeichnungen seiner Mutter, die ihre Lebensgeschichte Vorjahren in der Ich-Form festgehalten hatte.

Meinen Vater – Lajos Vezér – haben sie schon im Jahr 1940 zum Arbeitsdienst eingezogen. 1941 kam er zurück, musste aber sofort ins Gemeindehaus, wo er auf Anordnung des Pfeilkreuzlers Georg Szécsényi interniert wurde. Denunziert hatte ihn ein Trunkenbold, ein krimineller, mehrfach verurteilter Holzfäller. Lajos wurde ins Internierungslager Kistarcsa gebracht. Er kam nur mit Mühe Mitte 1943 wieder frei und stand danach unter polizeilicher Überwachung. Dabei war klar, dass das Ganze erlogen war. Offenbar wurde der Denunziant von einem Pfeilkreuzler unterstützt.

Ich bin in Balatonfüred am Plattensee aufgewachsen. Dort betrieben meine Eltern in einem Gebäude, das dem Benediktinerorden gehörte, ein kleines Warenhaus. Bei uns kauften ganz Füred und alle Sommergäste gerne ein. Für meinen Vater war der Schabbat heilig. Der Verwalter des Ordens legte ihm nahe, dass er sein Geschäft am Samstag nicht schliessen sollte, schon nur wegen des Militärs und den Aristokraten, die bei uns einkauften. Meine Eltern führten das Geschäft bis März 1942, dann wurde es von einem gewissen Tibor L. Szentpétery übernommen, der von Geschäftsführung keine Ahnung hatte. Bald kam es zum Konkurs. Als mein Vater im Internierungslager war, mietete meine Mutter eine Wohnung in Pest, da sie von dort meinen Vater im Lager in Kistarcsa besser besuchen

konnte. Die Wohnung gehörte einem alten Bekannten, der den Sommer oft in Balatonfüred verbrachte. Mein Bruder Endre und ich zogen auch in die Wohnung und gingen in Budapest zur Schule. Das Schuljahr 1943/44 habe ich an der Handelsschule am Bethlen-Platz absolviert. Nachdem mein Vater aus dem Internierungslager freigelassen wurde, kamen meine Eltern weiterhin oft nach Budapest, gaben aber ihren Wohnsitz in Batonfüred nicht auf, obwohl sie sich nach 1943 dort nicht mehr sicher fühlten. Von dort wurde mein Vater in den Arbeitsdienst verschleppt.

Meine Mutter und ihre Schwester, die uns besuchen wollten, kamen am 19. März 1944 nach Budapest. Es grenzt an ein Wunder, dass sie den Bahnhof verlassen konnten. Als sie merkten, dass Personen auf dem Perron kontrolliert und ein Teil der Leute zurückgehalten wurden, handelten sie sehr vernünftig: Sie fragten einen uniformierten Bahnbeamten, ob sie sich bei ihm einhängen dürften. Mit ihm verliessen sie den Bahnhof, als wären sie seine Verwandten. Am nächsten Tag, nach der deutschen Invasion, wäre meine Tante am liebsten wieder nach Komárom zu ihrer Familie gereist. Ich begleitete sie zum Bahnhof, da ich annahm, dass mein Studentenausweis als zuverlässiges persönliches Dokument genügen würde. Am Keleti Bahnhof wurden wir jedoch verhaftet. Zuerst brachte man uns in ein Sammellager, von wo wir ins Internierungslager nach Kistarcsa abgeschoben werden sollten. Dieses Lager stand unter der Obhut der s. s. Tagelang mussten wir im Hof stehen, ohne Essen und Trinken. Es war ein kalter März. Eines Tages wurde uns befohlen, uns in Reihen aufzustellen. Aus dieser ersten – zur Deportation vorgesehenen Gruppe – wurden die Kinder und die Alten ausgesondert. Ich war damals klein und mager und konnte als Zwölfjährige durchgehen. Ich durfte nach Balatonfüred zurückkehren. Auch meine Tante Sari, die schon graue Haare hatte und älter aussah, als sie war, wurde nach zwei Wochen entlassen. Meine Mutter hatte uns natürlich schon verzweifelt gesucht. Meine Tante war nicht davon abzubringen, zu ihrer Familie zurückzukehren. Wenige Wochen spä-

Vera Vézer, Budapest,
Ungarn 1942



ter wurde sie zusammen mit ihren Familienangehörigen deportiert und in Auschwitz ermordet.

Meinem Vater gelang es am 4. Mai 1944, trotz Reiseverbot und ohne den gelben Stern zu tragen, aus dem Arbeitsdienst nach Pest zu fliehen. (Das kann man in meinem Tagebuch aus dem Jahr 1944 nachlesen, das ich immer noch besitze und worin ich die wichtigsten Ereignisse aufgeschrieben habe. Leider sind die Bleistiftaufzeichnungen zum Teil verblasst.)

Mein Bruder Bandi wurde im Juni 1944 zum Arbeitsdienst nach Jolsvan geschickt. Im Oktober gelang es ihm zu fliehen. Eine illegale Organisation verschaffte ihm ein Versteck in der ehemaligen Schule am Bethlen-Platz.

Am 29. September 1944 wurden die Männer in den Gelbsternhäusern zum Arbeitsdienst eingezogen. Sie wurden an verschiedene Orte geschickt, immer in Fussmärschen. Im Dezember kamen sie an der südlichen Landesgrenze zu einem Ort namens Bozsok.

Sie wurden im Stall eines ehemaligen Gutsbesitzers einquartiert, zusammengepfercht, ohne Essen und Trinken – unter schrecklichen Bedingungen. Es kam zu einer Ruhrepidemie; bis auf zwei Mann sind alle gestorben. Einer der Überlebenden kam später nach Pest. Ich konnte nicht mehr mit ihm sprechen, da er im Sterben lag, als wir ihn fanden.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie wir zu unserem Schweizer Schutzbrief gekommen sind. Ich glaube, es gab ein Büro in Budapest, wo wir die Schutzbriefe abholen konnten. Damit waren wir berechtigt, in ein Schutzhaus an der Pozsonyi-Strasse zu ziehen. Das Haus war total überbelegt und wir fanden zunächst nur im Keller einen Platz.

Im Oktober lebten wir nur noch zu zweit – meine Mutter und ich – in der Wohnung im Gelbsternhaus. Nach dem Putsch, Mitte Oktober, haben uns die Pfeilkreuzler aus dem Haus gejagt, auch die Frauen. Sie trieben uns in eine Werkstatt der Armee. Doch sie liessen uns nicht arbeiten, und wir durften schliesslich wieder nach Hause gehen. Am 15. November wurde meine Mutter in die Ziegeleifabrik in Óbuda verschleppt. Ich blieb in der Wohnung, unentdeckt, denn meine Mutter hatte mich im Bett versteckt. Raoul Wallenberg hat meine Mutter aus der Ziegelei herausgeholt. Er hat mir sogar die Wange gestreichelt. Ich konnte nicht mehr in unsere Wohnung zurückkehren und musste in einem geschützten Haus an der Pozsonyi-Strasse Hilfe suchen. Ich wandte mich an einen Gendarmen. Dieser holte mich ab und begleitete mich bis zur Pozsonyi-Strasse. Dort überliess er mich meinem Schicksal, und ich musste das Haus, wo meine Mutter untergekommen war, selbst suchen. Ich ging von Haus zu Haus, vergeblich. Es wurde Abend. Ich ging weinend in einen Keller an der Tatra-Gasse und dort fanden wir einander.

Die Pfeilkreuzler trieben die Leute aus den geschützten Häusern zur Donau, wo sie erschossen wurden. Ich hatte einen hysterischen Anfall. Ich wollte hier nicht sterben. So sind wir zu Freunden nach Óbuda gezogen. Wir hatten den Judenstern unterwegs verdeckt, was in diesen Tagen Mut

brauchte. Als wir ankamen, rieten uns die Bekannten verzweifelt, zu fliehen, da sich im Nebenhaus ein Parteibüro der Pfeilkreuzler befand und es von ihnen wimmelte. Es war aber schon am Eindunkeln, eine Frau erbarmte sich, liess uns für eine Nacht in ihre Wohnung und versteckte uns in einer Kammer. Wir mussten am nächsten Tag ihre Wohnung verlassen und kehrten zurück nach Pest.

Nun begaben wir uns nach Zuglo, wo wir am Gizella-Weg einen wohlgesinnten Menschen kannten. In der Strassenbahn erlebten wir einen grossen Schrecken, als eine junge Dame meine Mutter erfreut mit «Küss die Hand, Frau Vezér» begrüsstete. Es war eine Bekannte aus Balatonfüred.

Bei unserem nächsten Helfer, Herr Németh, lebten wir wie Verfolgte. Wir versteckten uns zwischen der Bettwäsche, aber am liebsten in der Speisekammer. Während der Bombardierungen hielten wir uns immer in der Speisekammer auf. Das Haus wurde etwa zehnmal getroffen – es war schrecklich. Ich hatte Angst, dass eine Bombe oder ein Geschoss in der Speisekammer die Einmachgläser treffen würde und die Glassplitter mein Gesicht zerschneiden würden. Ein als Gendarm verkleideter jüdischer Partisan brachte uns gelegentlich etwas zum Essen.

Die Front näherte sich. Äusser uns wohnten alle im Keller. Wir hatten Angst um unseren Helfer, Herr Németh, denn es wäre verdächtig gewesen, wenn uns jemand oben in der Wohnung gesehen hätte. Wir wollten zurück ins Ghetto, um ihm keine Schwierigkeiten zu bereiten. Glücklicherweise hat er uns nicht Weggehen lassen. Schlussendlich war dieser Stadtteil unter den ersten, die befreit wurden. Es war eine unbeschreiblich grosse Freude, als wir den ersten russischen Soldaten erblickten, der lächelnd am Fenster der Hausmeisterwohnung stand.

Nach der Befreiung von Pest konnten wir nicht mehr in die Wohnung an die Nagymező-Gasse zurückkehren, weil dort noch gekämpft wurde. Wir wohnten noch einige Tage bei Bekannten am Oktogon. Mein Bruder kam zurück und fuhr sofort aufs Land, um Nahrungsmittel zu beschaffen.

Wir hatten nichts mehr zum Essen. Sobald es möglich war, fuhren wir nach Balatonfüred zurück. Allerdings auf dem Dach, weil die Züge überfüllt waren.

Der Krieg war vorbei. Ich wollte Ärztin werden und studierte an der Medizinischen Fakultät in Budapest. Dort lernte ich 1954 meinen zukünftigen Ehemann, Ervin Bellák, kennen, der auch Medizin studierte. 1958 schloss ich mein Studium als Labor- und Transfusions-Fachärztin ab. Mein Mann machte auch sein Doktorat. 1959 haben wir geheiratet. Ich arbeitete über 40 Jahre am Péterfy Krankenhaus in Budapest.

Mein Sohn, Tamás Bellák, ist Jurist und der Vertreter Ungarns im Weizmann-Institut, Israel. Als Kind besuchte er jedes Jahr am 31. Dezember zusammen mit seinem Vater das Glashaus. An diesem Tag wurde Arthur Weiss während einer verhängnisvollen Razzia verschleppt. Sie erinnerten sich alljährlich an das verhängnisvolle Ereignis. Diese Tradition führt Tamás jetzt mit seinem Sohn András weiter.

Das Interview mit Tamás Bellák wurde von Agnes Hirschi im Juni 2016 auf Ungarisch in Budapest geführt.

Eva Bino



Eva Bino mit ihrem Mann Pali und den Kindern
Peter und Judith, Luzern, Schweiz ca. 1959

Zürich, Schweiz

Geboren als Eva Székely am 21. März 1921 in Soltvadkert (Ungarn),
gestorben am 20. Februar 1971 in Zürich.

«Eva sprach nie über ihre Kindheit»

Ein Gespräch mit Peter Bino

Peter Bino, Evas Sohn lebt mit seiner Gattin Edith in Zollikofen bei Bern. Er weiss einiges über seine Mutter zu erzählen, die im Jahr 1971 nach längerer Krankheit in Zürich verstarb.

«Meine Mutter Eva hat eigentlich nie über ihre Kindheit gesprochen. Wir wissen von ihrer besten Freundin, Daisy Kelemen, dass sie in Budapest das jüdische Gymnasium besuchte und eine gute und brave Schülerin war. Sie war, wie alle Székely-Kinder, in eine warme und herzliche Familie eingebettet. Wir wissen nicht, welchen Beruf sie ursprünglich gewählt hatte – in der Schweiz arbeitete sie als Tiefbauzeichnerin. Jedenfalls hat sie jung geheiratet, einen Mann namens Sanyi Schön. Die beiden konnten nach der Hochzeit gerade noch eine Woche zusammen verbringen, dann wurde Sanyi zum Arbeitsdienst eingezogen. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört; sein Schicksal ist, wie das von vielen seiner Leidensgenossen, im Dunkeln geblieben», erzählt Peter Bino.

Als die Deutschen im März 1944 Ungarn besetzten und die Deportationen begannen, mussten die Angehörigen der Familie Székely ihre Wohnungen verlassen. Es war bekannt, dass der Vizekonsul der Schweizer Gesandtschaft, Carl Lutz, Schutzbriefe für Juden ausstellte und Häuser unter diplomatischen Schutz stellte. Die Székelys versuchten Schutzdokumente zu erlangen, was ihnen auch gelang.

Am 16. November 1944 befanden sich Eva und ihre Eltern Manyi und Feri Székely in einem Schweizer Schutzhaus an der Pozsonyi-Strasse 36. Mit ihnen waren dort weitere Familienangehörige: Endre (ein Cousin von Evas Vater), dessen Ehefrau Boriska, ihre Tochter Mariann, Vera (die Ehe-

frau von Evas Onkel väterlicherseits) und Sohn Peter. Sie lebten in einer Zweizimmerwohnung, in der insgesamt 59 Personen untergebracht waren. Auch im Treppenhaus wimmelte es von Menschen. Vom Fenster der Wohnung konnte man auf den Szent Istvan Park, der im Zentrum des Internationalen Ghettos lag, heruntersehen. Dort mussten sich Menschen oft in Reih und Glied aufstellen. Überall sah man Polizisten und Pfeilkreuzler. Die Menschenreihen wurden abgeholt – wohin, weiss man nicht. Wahrscheinlich wurden sie in verschiedene Lager deportiert. Evas Vater Feri wurde eines Tages von Pfeilkreuzlern gewaltsam aus dem Haus geholt und anschliessend nach Bergen-Belsen deportiert. Er überlebte das Konzentrationslager und konnte nach dem Krieg nach Budapest zurückkehren.

Am 2. Dezember hörte man im Hausgang das Geräusch von zwei Eisenstangen, die aufeinandergeschlagen wurden. Damit wurden die Bewohner darauf aufmerksam gemacht, dass auch sie sich in eine Schlange stellen sollten. Die Leute hatten keine Wahl – sie mussten dem Befehl folgen. Bewacht von Polizisten und Pfeilkreuzlern mussten sie zu Fuss losmarschieren. Irgendwann fragte Mariann ihren Vater Endre: «Warum fliehen wir nicht einfach?» Endres Antwort war: «Mein kleines Mädchen, wohin?» Es war schon dunkel. Vera und Peter wagten es. Sie versteckten sich unterwegs unter einem Torbogen und entkamen. Nach etwa acht bis zehn Kilometern kam der Rest am Teleki-Platz 16 an. Hier wurden Männer und Frauen getrennt.

Irgendwann, Peter Bino kennt das genaue Datum nicht, gelang es Endre, sich in ein geschütztes Haus zu retten. Er blieb dort bis zur Befreiung von Budapest und ging daraufhin nach Soltvadkert – einen Teil des Weges zu Fuss. Immerhin überlebte er den Krieg und starb schliesslich im Jahr 1958.

Die weiblichen Mitglieder der Familie, Manyi, Eva, Boriska und Mariann wurden zunächst in einem Haus in der Nähe des Josefstädter Bahnhofs (Jozsefvárosi Pályaudvar) untergebracht, dem Ausgangspunkt der Transporte von Budapest in die Konzentrationslager. Der Bahnhof war schwer bewacht, und beim Eingang stand ein grosser Korb, in dem alle

Ankömmlinge ihre Wertsachen wie Geld, Schmuck und ähnliches abgeben mussten. Sie wurden gezählt «wie Tiere», so hat Mariann es später geschildert. Dann wurde ihnen eine Wohnung zugewiesen. Möbel gab es nicht, auch keine Betten. Sie schliefen am Boden auf Zeitungen. Auch zu essen gab es nichts. Irgendwoher trieben sie Sardinen auf, aber es war kein Brot zu beschaffen. 50 bis 60 Personen lebten zusammengepfercht in einer Wohnung – für so viele Leute war das wc nicht gedacht, daher war die Benutzung schwierig: Manchmal gab es Wasser, manchmal nicht; meistens nicht. Manyi erkältete sich unter diesen misslichen Bedingungen und bekam hohes Fieber.

Am dritten Tag kamen zwei Vertreter der Schwedischen Gesandtschaft und brachten Tomatenpüree und Käse. Es gelang Eva, einem dieser Besucher einen Zettel zustecken, der an ihren Grosscousin Ivan Székely gerichtet war. Dieser war der persönliche Sekretär von Raoul Wallenberg. Darin teilte sie ihm mit, wo sie sich aufhielten und bat um Hilfe.

In der Nacht zum 8. Dezember gab es grossen Lärm. Alle mussten in Reih und Glied im Treppenhaus antreten und warten, bis sie in Richtung Josefstädter Bahnhof loszumarschieren hatten. Plötzlich tauchte der Schwede auf, dem Eva den Zettel zugesteckt hatte. Mit ihm kam ein hünenhafter Polizeioffizier. Der Schwede las von einem Blatt Papier die Namen der vier Frauen – Manyi, Boriska, Eva und Mariann – und von acht Männern ab. Diese zwölf sollten aus der Reihe vortreten. Die Pfeilkreuzler stiessen sie wieder zurück; darauf brüllte der begleitende Polizist: «Wenn ich, Doktor Batizfalvy Nandor, der Oberbefehlshaber der Budapester Polizei, sage, dass diese Personen aus der Reihe treten sollen, dann treten sie aus der Reihe!» So konnten die zwölf Aufgerufenen entkommen. Sie wussten, dass sich etwa zehn Kilometer entfernt, an der Tatra-Gasse, ein Hilfskrankenhaus (Szükségkorház) befand, das von den Schweden geführt wurde. Die ersten Personen, die sie dort trafen, waren Jancsi und Laci (László) Székely, der Bruder und der Neffe von Evas Vater. Sie arbeiteten

dort als Totenträger. Die Frauen durften sich ein wenig ausruhen und Manyi erhielt fiebersenkende Mittel.

Ganz in der Nähe des Krankenhauses, an der Tatra-Gasse Nummer vier, wohnte eine entfernte Verwandte. Bei ihr gab es ein freies Zimmer, und hier liessen sich die Frauen nieder; auch Jancsi und Laci zogen zu ihnen. Zwei Tage später kam Lacis Frau Katalin dazu mit dem kleinen Gabor, und schliesslich auch noch Imre Székely mit Frau und Sohn.

Manyi erholte sich nicht und starb Mitte Dezember 1944 an einer Lungenentzündung. Sie erlebte den befreienden Einmarsch der Russen am 18. Januar 1945 nicht mehr.

Die kleine Gruppe blieb in der Wohnung oder, besser gesagt, im Zimmer an der Tatra-Gasse Nummer vier. Die Russen, die am 18. Januar 1945 in Budapest einmarschierten, kamen, zumindest für die Juden, als Befreier. Am gleichen Tag kehrten Eva, Mariann und Marianns Mutter Boriska in Evas alte Wohnung (Hernad-Gasse 56) zurück, in der sie mit ihrem Mann Sanyi gelebt hatte. Hier fanden sie Sanyis Mutter und seine Schwester, die sich versteckt hatten. Endlich mussten sie nicht mehr auf dem Boden schlafen.

Der Krieg war zu Ende, der Alltag begann wieder. Eva begriff, dass ihr Mann Sanyi nicht mehr zurückkehren würde. Bald tauchte ein neuer Mann in ihrem Leben auf: Pal Bienenstock, geboren 1911.1942 wurde er zum Arbeitsdienst aufgeboten und kam bald in russische Gefangenschaft. Er überlebte nur knapp, wurde 1946 entlassen und kehrte nach Budapest zurück. Seine Frau hatte angenommen, dass er gestorben war und hatte wieder geheiratet. So musste sich Pal ein neues Leben aufbauen. 1947 heiratete er Eva Székely und bald darauf wurde ihr Sohn Peter geboren, im Jahr 1951 ihre Tochter Judith. Pal führte das Optikergeschäft seines Vaters weiter. Unter kommunistischer Herrschaft wurde das Optikergeschäft verstaatlicht. Es war eine schwere Zeit, und die Familie begann Pläne zu schmieden, aus Ungarn zu flüchten. Vielleicht in ein Land, in dem Deutsch gesprochen wurde? Peter jedenfalls erhielt privaten Deutschunterricht.

Im Oktober 1956 brach die Revolution aus und die junge Familie machte sich auf, das Land zu verlassen. Im österreichischen Grenzgebiet gab es ein Auffanglager für die Ungarnflüchtlinge. Hier hatte Peter ein Erlebnis, das ihm bis heute in Erinnerung geblieben ist. Ein Mann fragte ihn auf Ungarisch, ob er jüdisch sei? Der neunjährige Peter hatte keine Ahnung, wovon der Mann sprach und antwortete: «Was ist das – jüdisch?» Darauf sagte der Mann: «In dem Fall bist du sicher jüdisch.»

Die Familie kam Mitte März 1957 in die Schweiz. Der Vater fand eine Anstellung als Heizungstechniker in Luzern. Nur die schwere Krankheit (Hirntumor) und der frühe Tod von Eva (1971) überschatteten das Familienleben.

Agnes Hirschi führte das Gespräch mit Peter Bino im Januar 2017 in Bern, Schweiz.

Agnes Heffner



Agnes Heffner, Budapest, Ungarn 2017

Budapest, Ungarn

Geboren als Agi Heffner am 23. März 1932 in Budapest, gestorben am 1. November 2018 in Budapest.

«Sie weigerte sich, den gelben Stern zu tragen»

Agnes Heffner ist eine lebhaftere Dame. Sie wirkt aufgestellt, denn sie ist gerade zu Besuch aus Budapest bei ihrer älteren Tochter Nora, die zurzeit in Bern lebt. Nora ist mit einem Rabbiner verheiratet. In Noras Wohnzimmer hängt eine grosse Porträtfotografie ihrer Grosseltern in jungem Alter – Margit und Jenó Heffner. Auf einer weiteren Fotografie sind Agnes, ihr jüngerer Bruder Tomi und ihre ältere Schwester Zsuzsi abgebildet. Die ganze Familie hat den Holocaust in Budapest überlebt. Sie waren im Besitz eines Schweizer Schutzbriefes und wohnten in einem unter Schweizer Fahne geschützten Haus.

«Wir waren eine durchschnittliche bürgerliche Familie und hatten eine komfortable Wohnung an der Hold-Gasse, im fünften Bezirk in Budapest. Mein Vater führte ein Atelier für Lederwaren und beschäftigte vier Mitarbeiter, Mutter Margit war Hausfrau. Wir waren drei Kinder – Zsuzsi [16 Jahre], die älteste, ich, Agi [14 Jahre], die mittlere und Tomi [4] unser Nesthäkchen. Zuerst besuchte ich die nahe gelegene Primarschule und anschliessend das jüdische Gymnasium, weil es damals nicht mehr möglich war, ein anderes öffentliches Gymnasium zu besuchen. Wir hatten eine glückliche, behütete Kindheit, gingen oft schwimmen und Schlittschuh laufen.»

Am 19. März 1944 wurde Agi wegen Verdacht auf eine Blinddarmentzündung ins Krankenhaus eingewiesen. Als sie die Nachricht vom Einmarsch der Deutschen in Budapest vernahm, flüchtete sie nach Hause, da sich die Diagnose der akuten Appendizitis ohnehin als falsch erwiesen hatte. Harte Zeiten folgten. Der Vater konnte seine Werkstatt nicht mehr führen, da man ihm alle Werkzeuge – die Näh- und Stanzmaschinen – weggenommen hatte. Bald musste die Familie ihre Wohnung verlassen

und in ein Gelbsterhaus (Csillagos ház) umziehen. Dem rebellischen Teenager Agi passte das gar nicht. Sie weigerte sich, den Stern auf ihre Kleidung nähen zu lassen.

Dies wurde ihr fast zum Verhängnis. Einmal begleitete sie ihren Bruder Tomi zum Friseur, als sie von einem freundlichen Mann auf der Strasse angesprochen wurde. Ohne viel zu überlegen, erzählte sie dem Fremden, dass sie das jüdische Gymnasium besuchte. Daraufhin fragte er sie, warum sie keinen Judenstern trage. Sie erschrak so sehr, dass sie zusammen mit ihrem Bruder fluchtartig nach Hause rannte.

Ein anderes Erlebnis: Weil Margit Heffner überzeugt war, dass es im jüdischen Waisenhaus sicherer war, brachte jemand aus dem Bekanntenkreis Zsuzsi und Agi dorthin. Am nächsten Tag wurde das Haus von Pfeilkreuzlern besetzt. Agi flehte ihre Schwester an, dass sie flüchten sollten, aber Zsuzsi sträubte sich dagegen. So wurden beide Schwestern ins Ghetto gebracht. Agnes Heffner erinnert sich, dass sie unterwegs all ihre Habseligkeiten weggeworfen haben, weil sie zu schwer waren. Beim Markt am Klauzäl-Platz sahen die beiden Schwestern eine grosse Holzkiste, die mit Geld und allerlei Schmuck gefüllt war. Es waren Schätze, so erinnert sich Agnes Heffner, die man den Juden abgenommen hatte. «Das Glitzern der Metalle sehe ich noch heute vor mir», erzählt sie.

Die beiden Schwestern hatten einen Spiegel mit Lederrücken bei sich, in dem ein Geldschein versteckt war. Mit diesem Geldschein gelang es ihnen, zwei Polizisten zu bestechen und sie zu bitten, sie ins Gelbsterhaus zu den Eltern zurückzubringen. Zsuzsi war sehr schön, einer der Polizisten wollte sie im Eingang der Terez Kirche vergewaltigen, aber Agnes konnte sie überzeugen, dass wenn sie beide Schwestern unverseht nach Hause begleiteten, sie von ihren Eltern noch mehr Geld erhalten würden. So haben die Polizisten am Schluss die Mädchen zurück ins Gelbsterhaus gebracht.

Da ihr Vater, Jenó Heffner (Jahrgang 1877) zu alt war, um zum Arbeitsdienst eingezogen zu werden, konnte die Familie zusammenbleiben. Jenó stellte sich tagelang beim Glashaus in die Warteschlange, um für sei-



Agnes, ihr kleiner Bruder Tomi und ihre ältere Schwester Zsuzsa ca. 1941

ne Familie einen Schutzbrief zu erhalten. Er harrte geduldig aus, beschaffte die Fotos und die nötigen Dokumente und erhielt schliesslich den Schutzbrief für seine Familie. So durften sie in ein Schweizer Schutzhaus an die Hollan-Gasse im Internationalen Ghetto umziehen. Weil alles schnell gehen musste, blieb kaum Zeit, die wenigen Habseligkeiten einzupacken. Margit, die in der Küche am Kochherd einen Braten dünstete, nahm das kostbare Essen beim Umzug gleich in der Bratpfanne mit.

Margit nahm drei weitere Kinder bei sich auf: Anna (14 Jahre), die Tochter ihrer früheren Nachbarin, sowie ihre Cousine Julika und den drei Jahre alten Cousin Peter. Die Väter dieser drei Kinder wurden in den Arbeitsdienst eingezogen, ihre Mütter wurden nach Auschwitz-Birkenau deportiert.

Wie hat Agnes Heffner die Zeit im Schweizer Schutzhaus erlebt?

«Wir waren sieben Personen auf engstem Raum und hatten wenig zu essen. Wir hatten oft Hunger. Wenn es einmal ‚Nockerl‘ gab, musste meine Mutter in den fünften Stock hinauf in eine Küche, weil das Gas dort besser funktionierte. Einmal, kurz vor Weihnachten, kam mein Onkel, der mit seiner Ehefrau und einem Baby in einer Kaserne untergebracht war, zu uns und brachte uns zwei Kilo Brot. Das war damals ein grosser Schatz. Der Onkel war als Pfeilkreuzler getarnt. Die Hausmeisterin, die uns nicht besonders mochte, freute sich schon, dass wir nun abgeholt würden. Sie war dann sehr enttäuscht.»

Vor Weihnachten hatte Agi ein weiteres Erlebnis. Sie hatte sich vorgenommen, zum Markt an der Hold-Gasse zu gehen, wo sie früher täglich mit ihrer Mutter eingekauft hatte, und wo die Marktfrauen sie kannten. Dort traf sie auf eine ehemalige Schulkameradin, Eva Papp, die sich wunderte, dass Agi sich nicht als Jüdin auswies. «Wie kommst du hierher, und weshalb trägst du keinen gelben Stern. Du bist doch Jüdin?», fragte sie. Agi verleugnete ihre Herkunft und kaufte sich von ihrem ganzen Geld, das für Lebensmittel vorgesehen war, an einem Marktstand schnell einen kleinen Weihnachtbaum. Als die ehemalige Schulkameradin sie weiterhin begleitete, ging sie in einen Hauseingang, um sich von ihr zu verabschieden. Danach stellte Agi den kleinen Weihnachtsbaum ins Treppenhaus und rannte verängstigt nach Hause.

Einen Monat später, am 18. Januar, war der Krieg in Budapest zu Ende. Agi stand auf der Terrasse und beobachtete, wie ein russischer Soldat von Tür zu Tür ging. In ihre frühere Wohnung konnte die Familie nicht einziehen, denn sie war stark beschädigt. Deshalb waren sie gezwungen, sich eine Zeit lang im Keller des Hauses einzuquartieren. Die Mutter von Peter kehrte aus Auschwitz zurück und holte ihren kleinen Sohn zu sich nach Hause. Agis Vater Jenó, dessen Werkstatt zerstört war, suchte sich, obwohl mittlerweile schon 68 Jahre alt, eine Stelle als Hilfsarbeiter in Du-

napentele (heute Dunaujváros). Agi brach das Gymnasium ab, denn auch sie musste Geld verdienen. Sie holte später die Matura am Abendgymnasium nach und wurde Büroangestellte. 1955 heiratete sie den Elektroingenieur Gyula Kovacs. Die Wohnungsnot in Budapest war so gross, dass das junge Paar im ersten Jahr bei den Schwiegereltern unterkam. Die beiden Töchter Nora und Borbala wurden 1958 und 1960 geboren.

Nach dem Tod ihres Mannes (1995) hat Agnes wieder ihren Mädchennamen Heffner angenommen. Ihre jüngere Tochter Borbala wohnt auch in Budapest und kommt jeden Sonntag mit ihrer Familie zum Mittagessen vorbei. Agnes ist stolz auf ihre fünf Enkelkinder: Flora, Marton, Benjamin, Petra und Gergely.

Anmerkung: Agnes Heffner ist am 1. November 2018 in Budapest verstorben. Zwei Wochen nach ihrem Tod wurde ihre erste Urenkelin Naomi (die Enkelin von Nora) geboren. Neun Monate später, am 1. August 2019, kam die zweite Urenkelin Elisa (die Enkelin von Borbala) zur Welt.

Das Interview wurde von Agnes Hirschi im Juni 2016 in Bern, Schweiz, geführt.

Shaul Paul Ladany



Shaul Ladany, Beer-Sheva, Israel 2018

Omer, Israel

Geboren als Pavle Ladany am 2. April 1936 in Belgrad (Jugoslawien; heute Serbien).

Stundenlange Zählappelle und «Hunger, Hunger, Hunger»

«Zum Überleben brauchte man nicht nur einmal, sondern immer wieder Glück», sagt Shaul Ladany. Sein Leben war bewegt. Er war mit seiner Familie mehrere Monate in Bergen-Belsen interniert, ist danach mit dem Kasztner-Transport in die Schweiz gelangt und überlebte als Leichtathlet (Geher) an der Olympiade 1972 in München den Anschlag der palästinensischen Terrorgruppe auf die israelische Delegation. Er wurde ein erfolgreicher Wissenschaftler und lebt heute in Israel.

Ich wurde 1936 in Belgrad geboren, zweieinhalb Jahre nach meiner Schwester Zsuzsi. Wegen des verbreiteten Antisemitismus änderte mein Grossvater Ende des neunzehnten Jahrhunderts seinen Namen Leopold in das ungarische Ladany. In der österreichischungarischen Monarchie lebte die gutbürgerliche jüdische Familie im Grenzgebiet zwischen Ungarn und Jugoslawien. Meine Mutter Zsoka (Sofija), 1912 in Ujvidék (später Novi Sad) geboren, war eine von fünf Töchtern des Bankiers Max Kassovitz. Mein Vater Dénes (Dionys) Ladany war nach Abschluss seines Studiums als Ingenieur und Chemiker im pharmazeutischen Betrieb seines Onkels in Belgrad tätig. Er war eine dynamische Persönlichkeit und eröffnete später seine eigene Fabrik für Wasserglas.

Meine frühe Kindheit verlief harmonisch, ich wurde umsorgt und von einem Kindermädchen betreut, das Deutsch und Serbisch sprach. Das änderte sich, als ich fünf Jahre alt war. Am 6. April 1941 griff die deutsche Armee Jugoslawien an. Unerwartet und überraschend. Es begann mit der Bombardierung strategisch wichtiger Punkte. Am Tag nach der Besetzung Jugoslawiens übernahm Ungarn die Gebiete, die es 1918 an Jugoslawien hatte abtreten müssen. So auch die Städte, in denen meine Eltern geboren wurden. Meine Familie beschloss, aus Belgrad zu fliehen. Es kam zu einer

gefährvollen Flucht bei Nacht und Nebel. Ich war mehrsprachig aufgewachsen. Die Eltern schärften mir ein, wenn überhaupt, an der Grenze nur Ungarisch zu sprechen, um nicht als Jude erkannt und erschossen zu werden.

Ungarn schien das Nächstliegende zu sein. Obwohl mit Deutschland verbündet, waren noch keine Deutschen dort. Wir alle sprachen Ungarisch und hatten einen ungarischen Namen. In Budapest mieteten mein Vater und mein Grossvater, der mit uns geflohen war, zwei Wohnungen in verschiedenen Stadtteilen. Am 19. März 1944 marschierten die Nazis in Budapest ein. Da wir uns auch in Budapest nicht mehr sicher fühlten, brachten die Eltern mich in das Salesianische Kloster. Dort lebte ich in ständiger Angst, man würde herausfinden, dass ich Jude bin und war erleichtert, als mich die Eltern nach rund drei Wochen wieder zu sich holten. Wir wohnten damals schon im Ghetto. Die Judengesetze waren in Kraft und die «Endlösung der Judenfrage» war in greifbare Nähe gerückt. Wir wollten weg.

Das jüdisch-zionistische Hilfs- und Rettungskomitee unter dem Vorsitz von Ingenieur Otto Komoly hatte mit den Nazis einen «Deal» ausgehandelt und vereinbart, dass im Tausch gegen zehntausend an das Deutsche Reich zu liefernde Lastwagen hunderttausend Juden ins damalige Palästina auswandern konnten. Das Verhandlungsteam bestand aus Joel Brand, seiner Frau Hansi und Rezsö Kasztner, dessen Beredsamkeit die Aktion stark begünstigte. Die Nazis schickten Joel Brand in die neutrale Türkei, um das Angebot den Alliierten zu unterbreiten. Dort wurde Joel Brand von den Briten verhaftet. Als er nicht nach Budapest zurückkehrte und keine Nachricht kam, dass die Alliierten den «Deal» genehmigt hatten, führten Kasztner und Hansi Brand die Verhandlungen mit den Nazis weiter. Sie behaupteten, dass die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen seien und konnten veranlassen, dass im Rahmen des Abkommens zwei Transporte mit je 1700 Juden nach Palästina durchgeführt würden. Die Sammellager waren an der Columbus-Strasse in Budapest, streng bewacht von den Nazis.

Wer auf die Liste kam, bestimmte ein Komitee. Die Gruppe Auserwählter umfasste das ganze Spektrum der ungarischen jüdischen Gesellschaft und auch – zum Beispiel – die ultra-orthodoxen Führer der anti-zionistischen Neturei Karta. Wer auf der Liste war, musste nicht unbedingt zahlen – äusser einigen sehr Reichen, die hohe Summen in unbekannter Höhe bezahlten. Gerüchte, wonach die ausgewählten Juden pro Kopf tausend Dollar zu bezahlen hatten, wurden von politischen Gegnern Kasztners verbreitet.

Ich weiss nicht, warum, wann und wie meine Familie einen Schweizer Schutzpass bekam. Es scheint, dass – um relativ sicher in das Sammellager zu gelangen –, viele, die für den ersten Transport vorgesehen waren, einen Schweizer Schutzpass erhielten. Das Dokument besagt klar, dass sein Besitzer nicht das Recht hat, in die Schweiz zu reisen, aber es erweckte den Eindruck, von der Schweiz unterstützt zu sein. Als wir aus dem Ghetto zur Columbus-Strasse flüchteten, hatten wir dieses Dokument schon bei uns. Ziel des Transportes war, die Gruppe nach Palästina zu bringen. Niemand wusste oder dachte, dass wir durch die Schweiz reisen oder in der Schweiz bleiben würden. Leider ist die Sache schiefgelaufen. Am 30. Juni 1944 verliessen wir mit dem «Kasztner-Transport» Budapest. Statt nach Palästina ging es in Viehwaggons zum Konzentrationslager Bergen-Belsen. Es wurde zu einer Reise ins Ungewisse. Der Zug «Palästina» hielt in Magyarövär an der ungarischen Grenze. Der Stationsvorsteher konnte nicht glauben, dass der Zug nach «Auspitz» fahren sollte und war überzeugt, dass es sich um einen Fehler handelte und «Auschwitz» gemeint war. Er wartete zwei Tage, bis er den Bescheid bekam, dass es sich nicht um Auschwitz handelte. In dieser Zeit gab es heftige Luftangriffe und einen Aufruhr. Dabei gelang es mehreren Dutzend Menschen, aus einem Zug, der nach Auschwitz ging, zu flüchten und sich unserer Gruppe anzuschliessen. Wir gelangten nach Linz und wurden in eine Duschanlage gebracht. Ich war acht Jahre alt und hörte das erste Mal das Wort «Gas». Ich hatte es bei meinem Vater, der mit slowakischen Flüchtlingen sprach, aufgeschnappt. Gottlob stellte sich heraus, dass die

Duschen in Linz nur Wasser abgaben. Zwei Tage später trafen wir in Bergen-Belsen ein, wo wir sechs Monate ausharren mussten.

In Bergen-Belsen wurde die Gruppe im bereits überfüllten Ungarnlager untergebracht und musste warten. Informationen gab es keine – man liess die Gruppe im Ungewissen. Die Platzverhältnisse waren unhaltbar, die Lebensbedingungen unwürdig, und es war kalt. Von den hygienischen Verhältnissen ganz zu schweigen. Es gab einmal täglich so etwas wie eine Suppe – sie war widerlich – und zweimal pro Woche ein Stück Brot. Das hiess: Hunger, Hunger, Hunger. Dazu kamen die täglichen stundenlangen Zählappelle bei Kälte und Regen. Das war unerträglich – nebst der Ungewissenheit, wie lange die eigentlich für Palästina vorgesehene Gruppe noch in Bergen-Belsen bleiben sollte.

Nach sechs Monaten, am 9. Dezember, durften wir das Lager verlassen. Jene, die sich als rumänische Staatsbürger registriert hatten und einige weitere durften nicht abreisen und waren gezwungen, in Bergen-Belsen zu bleiben. Während wir in Viehwaggons nach Bergen-Belsen gebracht wurden, waren es diesmal Personenwaggons und man hatte uns sogar einen bescheidenen Proviant für die Reise mitgegeben. Der Zug fuhr los, doch er kam immer wieder zum Stillstand. Nach etwa neun Tagen kamen wir mitten in der Nacht in der Schweiz an. Plötzlich war alles anders: Mir fiel auf, dass die Beamten Deutsch sprachen – aber nicht mehr im Befehlstone. Sie waren sehr freundlich. Wir hatten Glück, der Hölle entronnen zu sein. Wäre der Transport nicht durchgeführt worden, wären wir in Bergen-Belsen umgekommen, wie 50000 andere Menschen, darunter auch Anne Frank. Sie starben an Hunger, Seuchen und Erschöpfung.

Nach dem Krieg wurde bekannt, dass sich auch die zweite – und möglicherweise auch dritte – Kasztner-Gruppe im Sammellager an der Columbus-Strasse einfand, gerade als wir gingen. Nach einer Weile wurden die SS-Wachen durch ungarische Wachen ersetzt, nach und nach wurde das Verlassen des Ortes möglich und die Wächter verschwanden. Meine

Grosseltern kamen zum Schluss, dass der zweite Transport Ungarn nicht verlassen werde (so war es dann auch). Am 19. Oktober 1944 – ja, so spät – verliessen sie das Lager, um anderswo Zuflucht zu finden. Sie hatten nie Schweizer Schutzpapiere erhalten.

Nachdem wir in St. Gallen Gelegenheit hatten zu duschen, wurden wir nach Caux [im Kanton Waadt] gebracht. Das war für mich wie der Himmel auf Erden. Wir wurden in einem Hotel untergebracht. Es war ein imposantes Gebäude, errichtet um die Jahrhundertwende, mit vielen kleinen Türmen mit roten Dächern. Es war ein Hotel, in dem früher wohlhabende Touristen verkehrten, hoch über Montreux und dem Genfersee gelegen. Das leerstehende Haus wurde in ein unter militärischer Aufsicht stehendes Flüchtlingslager umfunktioniert.

Mein Vater wollte baldmöglichst wieder ein «normales» Leben führen und arbeiten. Es gab zunächst Schwierigkeiten, weil er keine Arbeitsbewilligung hatte. Als er beweisen konnte, dass er finanziell unabhängig war, durfte er sich als Volontär von Professor Reichstein⁵³ an dessen Forschungsarbeit an der Universität Basel beteiligen, doch er musste die für die Versorgung der Familie angefallenen Kosten dem Schweizer Staat rückvergüten. Meine Eltern bezogen eine Wohnung in Basel und meine Schwester Zsuzsi und ich kamen in ein jüdisches Kinderheim in Heiden. In diesem, von der jüdischen Gemeinde der Schweiz⁵⁴ geführten Kinderheim mit Schule waren zweihundert Kinder untergebracht. Nebst einer Gruppe aus Ungarn wurden vor allem Kinder verschiedener Altersstufen aus Frankreich und Polen an der Schule unterrichtet. Ich hatte nach elf Monaten Unterbrechung endlich wieder Schulunterricht. Es war eine

⁵³ Tadeusz Reichstein, ein in Osteuropa geborener Jude, seit 1915 Schweizer Bürger, erhielt 1950 den Nobelpreis für die synthetische Herstellung von Vitamin C.

⁵⁴ Das jüdische Kinderheim Wartheim in Heiden war 1927 durch den Israelitischen Frauenverein Zürich gegründet worden und war bis zur Schliessung im Jahr 1987 in Betrieb. Während des Zweiten Weltkriegs diente es auch als Flüchtlingsheim für Kinder.

wunderbare Zeit für mich und meine Schwester. Wir wurden auf Ungarisch und Deutsch unterrichtet und durften gelegentlich auch ein Schwimmbad besuchen.

Nach diesem angenehmen Intermezzo kehrten wir Ende 1945 nach Belgrad zurück. Mein Vater wollte sehen, wie es um unser Eigentum stand. Es war eine zweiwöchige, beschwerliche Reise, denn das Eisenbahnnetz funktionierte noch nicht. Ich wurde zur Schule geschickt, besuchte die vierte Klasse und musste Serbisch lernen. Ende 1947 gab Tito luden die Möglichkeit, ins damalige Palästina auszuwandern, wenn sie ihren Grundbesitz dem Staat überliessen. Meine Eltern beschlossen, zu emigrieren. Anfang Dezember 1948 bestiegen wir in Rijeka das Schiff «Kefalos» und erreichten Haifa nach einer stürmischen Überfahrt. Sie dauerte zwei Wochen statt der üblichen drei bis vier Tage. Zunächst logierten wir in einem Emigranten-Hospiz und bezogen nach zwei Wochen zwei Zimmer ohne Bad und Küche in Lod. Meine Schwester kam in den Kibbuz Hasore a. Ich blieb bei meinen Eltern und wurde wieder eingeschult in eine Klasse mit Emigrantenkindern, die zwischen zehn und sechzehn Jahre alt waren. Es war für mich schwierig, hatte ich doch bisher in vier verschiedenen Sprachen Schulunterricht und deshalb grosse Bildungslücken. Hebräisch lernte ich erst später, als ich eine höhere Schule in Tel Aviv besuchte. Trotz meiner lückenhaften schulischen Bildung schloss ich auch mein Studium an der Technischen Universität von Haifa [Technion] erfolgreich ab. Mein Doktorat in Wirtschaftswissenschaften und als Industrie-Ingenieur habe ich an der Columbia Universität in New York gemacht.

Mein Sportlehrer in Israel, Joshua Rozin, war überzeugt, dass Athleten gross gewachsen und schnell sein müssen. «Aus dir wird nie ein Athlet», meinte er. Da hatte er sich gründlich getäuscht. Denn ich begann ernsthaft mit einem Lauftraining. Mit fünfzehn Jahren nahm ich an einem Zehn-Kilometer-Lauf teil. Weitere sportliche Leistungen konnte ich im Militärdienst und an der Offiziersschule erbringen. Ich hatte als Marathonläufer begonnen und wechselte zum Gehen. Ich nahm an Hunderten von Wett-

SCHUTZPASS

Inhaber dieses Schutzpasses besitzt die schweizerische Staatsangehörigkeit nicht.



Unterschrift des Schutzpassinhabers!

Sofija Ladany geb. Kassovitz

Schweizerische Gesandtschaft
Abteilung für Fremde Interessanten

Schutzpass Nr. 1088

Staatsangehörigkeit des Schutzpassinhabers:
J U D E N I A W I T

Name: LADANY geb. Kassovitz

Vorname: Sofija

Geburtsdatum: 21. Mai 1915.

Zustand: verheiratet

Nachname: Judojewien

Geburtsort: Ujvidec

Wohnort: Budapest

Beard: keine

Der Inhaber des vorl. Schutzpasses trägt die auch Teilhaft für Aufenthalt in Ungarn und keine nach Rumänien, Bulgarien u. Türkei. Dieser Schutzpass ist gültig bis: 18. Juni 1945. (vier-fünf)

Signalement:

Höhegrösse: 155 cm

Haar: schwarz

Augen: schwarz

Besondere Kennzeichen: keine

Der Schutzpass ist gültig auch für die Tochter des/der geborenen am 22. IX. 1923 in Bacsogard, für den Sohn Pevle geborenen am 2. IV. 1934 in Beograd und für die Tochter Arta geborenen am 11. VII. 1941 in Ujvidec.

Der Inhaber dieses Schutzpasses darf die Schweiz nur mit dem Visum einer schweizerischen Auslandsvertretung betreten.

Ausgestellt am 17. Juni 1944. *
in Budapest.

Stempel: **SCHWEIZER. GESANDTSCHAFT**
Abt. Fremde Interessanten
1.A.
C. Lutz
Visakontroll.

Schutzpass für Sofija Ladany (geb. Kassovitz) und Familie, ausgestellt von der Schweizer Gesandtschaft 17. Juni 1944

kämpfen im In- und Ausland teil, oft auch in den USA, wo ich häufig Vorlesungen hielt. Ich wurde 1962 israelischer Landesmeister und nahm 1968 an den Olympischen Spielen in Mexiko teil. 1972 stellte ich den Weltrekord im 50-Meilen-Gehen auf, ein Rekord, der bis heute gilt: sieben Stunden, 23 Minuten und 50 Sekunden. Ende August desselben Jahres flog ich mit der israelischen Olympiamannschaft nach München. Am 4. September durfte unsere Mannschaft abends eine Aufführung von «Fiddler on the Roof» besuchen. Erst gegen zwei Uhr morgens – am 5. September – gingen wir ins Bett. Mein Zimmerkollege Zelig Stroch weckte mich wenige Stunden später. «Wir wurden von Terroristen angegriffen», verkündete er. Die elf Athleten, die den Angreifern in die Hände fielen, waren in den Wohnungen Eins und Drei untergebracht. Unser Wohnquartier lag

zwischen den beiden von den Geiselnehmern attackierten Wohnungen. Wir kamen mit dem Leben davon. Wir verfolgten das Geschehen aufgeregt, konnten aber nicht eingreifen. Ein Sportler war bereits getötet worden, auf der Strasse sah ich die Blutlache des Ermordeten. Der zweite Athlet erlag kurz darauf seinen Verletzungen. Die übrigen neun Mannschaftsmitglieder wurden als Geiseln genommen und später ebenfalls getötet. Ein Befreiungsversuch misslang. In gedrückter Stimmung traten wir den Rückflug zum Flughafen Lod an, wo die Trauerfeier abgehalten wurde. Zwei Monate nach den Olympischen Spielen habe ich die Weltmeisterschaft im 100-Kilometer-Gehen in Lugano gewonnen.

Meine Frau Shosh stammte aus Deutschland. Ihre Familie war nach der Kristallnacht nach Palästina geflüchtet. Sie war promovierte Biochemikerin. Ich lernte sie im Jahr 1959 anlässlich eines Geher-Wettbewerbs einer Naturschutzorganisation kennen. Wir heirateten ein Jahr später. Sie verstarb 2019. Unsere Tochter Danit wurde 1971 geboren. Ich bin dreifacher Grossvater. Wie habe ich das alles unter einen Hut gebracht? Ich habe nie Zeit verschwendet, wenige soziale Kontakte gepflegt und meine Zeit der wissenschaftlichen Tätigkeit und dem Sport gewidmet.⁵⁵ Auf beiden Gebieten bin ich bis heute aktiv. An meinem Geburtstag pflege ich, so viele Kilometer im Gehen zurückzulegen, wie ich Lebensjahre zähle. Das konnte ich bis zu meinem 83. Geburtstag so halten. Dieses Jahr wird es wegen des Corona-Virus nicht möglich sein.

Dieser Beitrag basiert auf einem im Mai 2020 telefonisch geführten Interview von Agnes Hirschi mit Shaul Ladany und Ladany's Autobiografie «King of the Road» (Jerusalem 2008).

⁵⁵ Shaul Ladany hat dreizehn Bücher und rund 110 wissenschaftliche Arbeiten publiziert. Die sportlichen Erfolge des Olympiasiegers und Rekordhalters sind aussergewöhnlich. Sein Haus, wo er seine Sammlung zum Thema Judenverfolgung und seine unzähligen Trophäen aufbewahrt, ist ein riesiges «Museum in der Wüste».

Judith Miriam Meltzer Maté



Judith und Andor Maté mit ihren beiden
Söhnen Gabor (links) und János, Budapest,
Ungarn 1951

Vancouver, British Columbia, Kanada

Geboren als Judith Miriam Lövi am 7. März 1919 in
Kassa/Kosice (Tschechoslowakei; heute Slowakei),
gestorben am 5. November 2001 in Vancouver.

«Ich wusste nicht, wofür ich befreit worden war. Der einzige Grund war mein Sohn»

János Maté

Unsere Mutter, unsere «Anya», Judith Miriam Meltzer Maté (geborene Lovi), wurde 1996 von der US Shoah Foundation eingeladen, ihre Erinnerungen wachzurufen und die Geschichte ihrer Familie während des Holocaust in Ungarn (1944/45) aufzuzeichnen, eine Geschichte über Tod und Überleben. In dem Videogespräch wurde Anya gefragt, wie es ihr gelungen war, am Leben zu bleiben. Sie antwortete, ohne zu zögern: «Ich habe nicht viel dafür getan. Es ist einfach passiert, es war Zufall, Schicksal. Das Schicksal wollte es, dass ich nicht erschossen oder getötet wurde. Ich habe selbst nichts getan.» In Wirklichkeit hatte meine Mutter mit einer ganzen Reihe von lebensrettenden Massnahmen auf die schrecklichen Ereignisse reagiert, die den Sinn von «Normalität» in ihrem Leben erschütterten und die jüdische Bevölkerung Ungarns dezimierten.

Unsere Mutter wurde am 7. März 1919 in der Stadt Kassa geboren, die abwechselnd zu Ungarn und zur tschechoslowakischen Republik gehörte. Mit der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei im Jahr 1938 ging die Stadt an Ungarn zurück.

Mutter wuchs in der jüdischen Mittelschicht auf, in einem orthodoxen, aber modernen, intellektuellen und gebildeten europäischen Milieu. Ihr Vater, Dr. Joseph Lovi, war ein hochangesehener Arzt und Literat. Er gehörte der noch jungen zionistischen Bewegung an und war ein enger Mitarbeiter von Vladimir Zeev Jabotinsky dem bekannten und charismatischen Leiter des sogenannten revisionistischen Flügels des Zionismus. Diese Verbindung zu Jabotinsky sollte unerwartet eine wichtige Rolle in Mutters Überlebensgeschichte spielen.

Apa, unser Vater, wurde 1919 in Budapest in eine arme, jiddisch sprechende Familie hineingeboren. Seine Eltern waren um die Jahrhundertwende aus einer Kleinstadt in Galizien, das zu jener Zeit eine Provinz des österreichisch-ungarischen Reichs war, nach Ungarn emigriert. Sie waren aus Galizien geflüchtet, um der schweren wirtschaftlichen Not zu entkommen, die durch die offiziellen Einschränkungen für Juden entstanden war, aber auch dem Antisemitismus und den antijüdischen Randalen, welche die Region in den späten 1890er-Jahren heimsuchten. Obwohl er in Budapest als Andor Meltzer geboren wurde (wie aus seinen Papieren hervorgeht, auch bekannt unter dem Namen Andor Feldman), blieben seine ungarische Staatsbürgerschaft und sein Familienname unklar, weil die ungarischen Behörden sich weigerten, die Gültigkeit der Ehe seiner Eltern, meiner Grosseltern, anzuerkennen. Wie es in Polen [und auch im Kronland Galizien] üblich war, hatten seine Eltern nur jüdisch geheiratet und somit keine zivile Heiratsurkunde, die vom ungarischen Staat anerkannt worden wäre. Infolgedessen musste unser Vater sowohl den Namen seines Vaters als auch denjenigen seiner Mutter tragen.

1942 wurde Apa zusammen mit 60 000 anderen jüdischen Männern in Zwangsarbeiterbataillone der ungarischen Armee eingezogen. Von 1942 bis zum Kriegsende 1945 musste er überall im Land Gräben ausheben, Brücken und Befestigungen bauen und Holz entrinden. Über 50 Prozent der Männer in den jüdischen Zwangsarbeiterbataillonen kamen ums Leben.

Unsere Eltern heirateten am 2. März 1943 in der Stadt Tesco, in deren Nähe Vaters Arbeiterbrigade eine Zeit lang stationiert war. Damit er an seiner eigenen Hochzeit teilnehmen konnte, gewährte der Brigadeleutnant meinem Vater einen vierstündigen Urlaub. Der Leutnant hatte zu ihm gesagt: «Juden brauchen nicht mehr als eine halbe Stunde für ihre Hochzeitsfeier, so bleiben noch dreieinhalb Stunden, um mit Ihrer Braut zusammen zu sein.»

Am 6. Januar 1944 brachte Mutter in Budapest ihren ersten Sohn zur Welt, Gabor. Gabors Brit Mila, seine Beschneidung, wurde auf die erste

Märzwoche verschoben, damit Apa zusammen mit Mutters Eltern dabei sein konnten. Bei dieser besonderen Gelegenheit sah Anya ihre Eltern zum letzten Mal. Es war für dreizehn Monate – bis zum Kriegsende – auch das letzte Mal, dass sie ihren Mann sah.

Kurz nach dem 19. März 1944 zog Anya mit Gabor und sieben weiteren Familienmitgliedern und einer Christin in die Zweizimmerwohnung eines Gelbsterhauses.

Wenige Wochen später wurde die vollständige Deportation des ungarischen Judentums nach Auschwitz in Angriff genommen. Die Juden aus den Provinzen sowie der Slowakei und der Stadt Kassa (Kosice) wurden als Erste verschleppt. Anyas Eltern, Dr. Joseph und Anna Lovi, und ihre Schwester, Dr. Marta Lovi, wurden am 3. Juni in Güterzügen nach Auschwitz transportiert. Ihre Eltern wurden sofort in den Gaskammern ermordet. Mutter war damals 25 Jahre alt.

Sie erinnert sich:

«Aus Rücksicht auf den Status meines Vaters als dekoriertes Sanitätsarzt der österreichisch-ungarischen Armee im Ersten Weltkrieg waren meine Eltern bei den allerletzten Juden aus Kosice, die in die Ziegelfabrik gebracht wurden, wo man sie zusammenpferchte und danach nach Auschwitz transportierte. Sie hatten versucht, Suizid zu begehen, um der Deportation zu entkommen. Meine Mutter hatte das Gift bereits geschluckt. Mein Vater war dabei, einen Abschiedsbrief an mich zu schreiben, als die Tür aufgebrochen wurde. Mutter wurde in ein Krankenhaus gebracht, wo man ihr den Magen auspumpte, und danach wurden beide in die Ziegelfabrik gebracht. Die ungarische Zeitung von Kosice berichtete von ihrem Selbstmordversuch.»

Meine Mutter siedelte mit Gabor Ende November in das neu eingerichtete Budapester Ghetto um. Gabor war krank und ausgemergelt; es gab praktisch nichts zu essen. Anya versuchte verzweifelt, im Glashaus unterzukommen.

Als Anya mit Gabor – der noch ein Baby war – auf dem Arm an die Tür des Glashauses klopfte, war das Gebäude mit über 2000 Menschen vollgestopft. Anya wurde zuerst wegen Platzmangels abgewiesen. Doch als die

Leiter des Bejtar, des Jugendflügels von Vladimir Jabotinskys politischer Organisation, hörten, dass Dr. Joseph Lovis Tochter mit ihrem Kind Schutz suchte, machten sie in ihrem Teil des Gebäudes Platz für sie. Gabor und Mutter blieben aber nur wenige Tage zusammen im Glashaus. Es war bald unübersehbar, dass Gabor die unhygienischen Bedingungen in dem überfüllten Haus nicht überstehen würde. Er brauchte bessere Ernährung und dringend medizinische Pflege.

«Es gab nichts zu essen», erinnert sich Anya. «Es gab nicht einmal Wasser, um eine Windel zu waschen.» Um ihren Säugling zu retten, vertraute sie Gabor einer fremden Frau an, einer Christin, und bat sie, ihn zu Verwandten zu bringen, die unter etwas besseren Bedingungen in einem anderen Stadtteil von Budapest wohnten. Die Unbekannte brachte Gabor zu Anyas Verwandten, stellte den Kinderwagen vor der Tür ab und lief schnell davon. Dieser spontane Akt von menschlicher Güte hat Gabor das Leben gerettet. Mutter hat den Namen der Frau nie in Erfahrung gebracht.

Anya beschreibt das Leben im Glashaus so: «Im Glashaus konnten wir nichts tun. Wir konnten uns kaum bewegen. Wir sassen einfach an unserem Platz. Wenn wir ein Stück Brot bekamen, assen wir. Es waren über 2000 Leute im Glashaus. Wir waren im Keller, wegen der Bomben konnten wir nicht nach oben. Zu jener Zeit hatten die Russen Budapest eingekesselt und sie bombardierten deutsche Stellungen. Der Keller war unser Schutzraum. Es gab sieben Stöcke von Schlafkojen übereinander, die bis zur Decke reichten, in denen die Leute sitzen und liegen konnten. Die Toiletten waren völlig verstopft. So wurden im Hof Latrinen ausgegraben, und Männer und Frauen wechselten sich für die Benutzung jede halbe Stunde ab.»

Diplomatisch geschützte Häuser boten angesichts der marodierenden faschistischen Banden keine absolute Sicherheit. Am 31. Dezember 1944 fiel eine Schlägertruppe der Pfeilkreuzler, die darauf aus waren, zur abendlichen Unterhaltung ein paar Juden zu töten, ins Haus ein. Sie jagten die Juden aus dem Gebäude. Dann begannen die Nyilas, sie willkürlich zu erschiessen. Einige wurden an der Donau hingerichtet. Anya nahm

einen verlassenen kleinen Jungen auf den Arm. Es war pures Glück, dass sie am Leben blieb.

Mutter blieb ungefähr sechs Wochen im Glashaus. Während dieser ganzen Zeit sah sie ihren Sohn nicht. «Am Tag der Befreiung [18. Januar 1945] war ich wieder mit meinem Sohn vereint. Gabor erkannte mich nicht mehr. Die Befreiung war ein eigenartiges Gefühl. Ich hatte keine Nachricht von meiner Familie, meinen Eltern, meiner Schwester oder meinem Mann. Ich wusste nicht, wofür ich befreit worden war. Der einzige Grund war mein Sohn.»

Vom Glashaus ging Anya als Erstes zurück zu ihrer Gelbsterne-Wohnung im Ghetto. Dort lagen viele Tote, Berge von Leichen. Sie hatte starken Durchfall und war nur noch Haut und Knochen. Ihre eigene Wohnung war von den Bomben zerstört worden. Das meiste, was sie besessen hatte, war weg, äusser einer Kiste mit chinesischem Porzellan und einer teuren Kamera, die sie verkaufte, um vom Erlös Lebensmittel zu kaufen. Es gab nur sehr wenig zu essen in der Stadt.

«Was wir verloren hatten, zählte nach dem Krieg nicht für uns. Es zählte einzig, wer heimkam und wer nicht heimkam, das war das Allerwichtigste. Diese Willkür von Überleben und Tod brachte mich dazu, an Gott und das Schicksal zu glauben.»

Der Wunsch, Ungarn zu verlassen, war in den Plänen unserer Eltern nach dem Zweiten Weltkrieg und all den Tragödien, die unsere Familie während des ungarischen Holocausts heimgesucht hatten, ständig präsent. Als sich jedoch bei der Revolution von 1956 eine reelle Fluchtmöglichkeit bot, zögerte Mutter trotz ihrer Abscheu vor den Ungarn, die sie für den Tod ihrer Eltern während des Kriegs verantwortlich machte. Sie hatte Angst um ihre Familie. Vater war entschlossener. Sie fragten meinen Bruder und mich. Wir schauten einander mit jugendlichem Übermut und voller Begeisterung über das verheissene Abenteuer an, und ohne die Konsequenzen ganz zu verstehen, waren wir Feuer und Flamme dafür, nach Kanada auszuwandern.

Unsere Eltern hatten zunächst vor, nach Israel zu gehen. Nach mehrstündiger Beratung beschlossen sie jedoch, Visa für Kanada zu beantra-

gen. Sie wurden in ihrer Entscheidung von der Politik der offenen Tür bestärkt, welche die kanadische Regierung für ungarische Flüchtlinge betrieb, was auch bedeutete, dass sämtliche Reisekosten zu bestimmten Zielorten in Kanada übernommen wurden. Nahezu 40000 ungarische Flüchtlinge kamen in den folgenden Monaten nach Kanada.

Am 24. Januar 1957 gingen wir in Bremerhaven an Bord des 20 000 Tonnen schweren Ozeandampfers «Arosa Sun». In Le Havre und Southampton nahm das Schiff weitere Passagiere auf, und nach einer zehntägigen, stürmischen Fahrt über den Atlantik kamen wir am 4. Februar am Pier 21 in Halifax an.

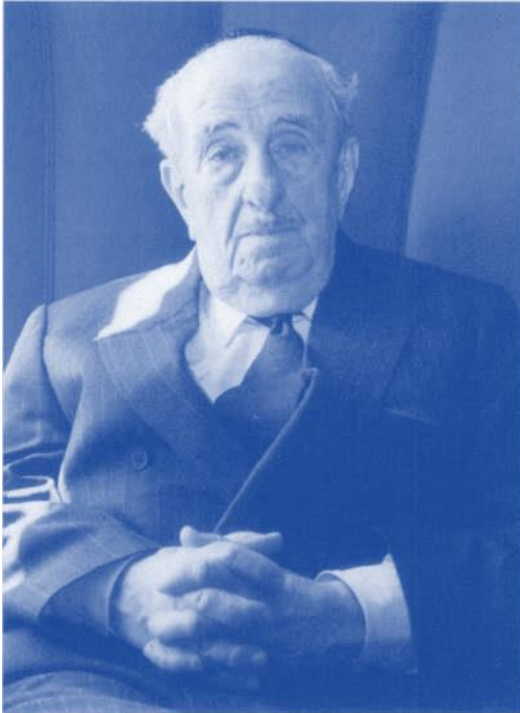
Am 10. Februar erreichten wir nach einer sechstägigen Zugfahrt durch weite, schneebedeckte Ebenen die kanadische Westküste.

Unsere Eltern hatten sich früher in Budapest zur Silvesterfeier stets mit ihren Freunden zusammengefunden. Bei gutem Essen hörten sie sich inmitten des heiteren Trubels im ungarischen Staatsradio eine spezielle Varieté-Sendung an. An Silvester 1958, unserem ersten in Kanada, traf sich unsere Familie mit ein paar jüdischen Freunden aus Ungarn zu einer Party. Als ich meine Eltern tanzen sah, warnte ich sie: «Tanzen ist in Ordnung, aber keine Babys!» Neun Monate später brachte meine Mutter ihren dritten Sohn George zur Welt.

Vancouver, Kanada, Juli 2017

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Rabbiner Jozsef Schweitzer



Jozsef Schweitzer, Locarno, Schweiz 2004

Budapest, Ungarn

Geboren am 13. Oktober 1922 in Veszprém (Ungarn), gestorben am 5. Februar 2015 in Budapest.

«Ich werde die Schrecken der Kriegsjahre und die Zeit im Glashaus nie vergessen»

Jozsef Schweitzer hat vom 28. Oktober 1944 bis zur Befreiung von Pest am 18. Januar 1945 im Glashaus gelebt. Seine wachen Augen leuchten auf, als er vom Kriegsjahr 1944 zu erzählen beginnt. Damals war er 21 Jahre alt und besuchte seit 1941 das Rabbinerseminar in Budapest. Am 29. Juni 1944 wurde er zum Arbeitsdienst abkommandiert, aber es gelang ihm zu flüchten. Er fand Unterschlupf bei einer Tante in Pest, die in einem Schweizer Schutzhaus wohnte. Da es für ihn als junger Mann wegen der häufigen Razzien gefährlich war, in diesem Haus zu bleiben, besorgten ihm Freunde einen Schweizer Schutzbrief, und er konnte im Glashaus unterkommen. Noch heute erinnert er sich, wie er loszog, um die wenigen hundert Meter von der Hollán-Gasse zum Glashaus zu bewältigen, in seinen besten Kleidern und ohne Judenstern, aber mit dem Schutzbrief in der Tasche. Vor dem Glashaus standen bereits Hunderte von Menschen Schlange. Wie sollte es ihm gelingen, zum Eingang vorzudringen? Er hatte Glück, einer seiner Freunde, der bereits im Glashaus einquartiert war, sah ihn in der Menge und rief ihm freundlich zu: «Komm herein, wir warten schon lange auf Dich!»

In der Vadász-Gasse hatte er ein Dach über dem Kopf und bekam zu essen, wenn es auch nur sehr wenig war. Das Glashaus gab ihm auch das Gefühl einer gewissen Sicherheit. Einige Tage später tauchten weitere Schüler des Rabbinerseminars im Glashaus auf. Sie konnten mit der Hilfe ihres Lehrers, Rabbiner Lajos Scheiber, der ebenfalls dorthin geflüchtet war, weiterstudieren. Eines Tages erreichte ein Mitschüler atemlos das Haus und erzählte, dass sein gültiger Schweizer Schutzbrief von den Pfeilkreuzlern vor seinen Augen zerrissen worden sei. «So, Sie haben einen Schutzbrief?», fragte der Uniformierte. Nachdem er das Dokument in

Jozsef Schweitzer (ganz links),
Kommilitonen des Rabbiner-
seminars sowie Rabbiner Ferenc
Hevesi (2. v. r.), Ungarn
Anfang 1940er Jahre



kleine Fetzen gerissen hatte, fügte er höhnisch lachend an: «Jetzt nicht mehr.»

Nein, richtig Hunger habe er im Glashaus nicht gelitten, erzählt Rabbiner Schweitzer. Er habe etwas Geld gehabt und sich gelegentlich Früchte oder etwas zum Essen kaufen können. Das Schlimmste sei die ständige Angst, die Unsicherheit gewesen. Beim Sturm auf Budapest habe er sich im Nachbarhaus versteckt. Die hygienischen Verhältnisse seien katastrophal gewesen, es habe nicht einmal genug Wasser zum Trinken gehabt. Die Toilette habe man höchstens in der Nacht benutzen können.

Noch gut erinnert sich Rabbiner Schweitzer an die Silvesternacht 1944, als die ungarischen Pfeilkreuzler sich auf ihre Art «vergnügten». Eine Gruppe von 50 Leuten sei ins Haus eingedrungen, um bei eisiger Kälte mehrere hundert Menschen zur Donau hinunterzuführen, die dort hingerichtet werden sollten. Nachdem Arthur Weiss, der jüdische Glasfabrikant, welcher der Schweizer Gesandtschaft die Räumlichkeiten des Glashauses vermietete, beim Ministerium um Hilfe bat und dieses ungarische Polizisten zum Schutz der Bedrängten sandte, konnte das Unheil abgewendet werden. Dennoch habe es einige Opfer gegeben. Zu diesen gehörte die Gattin des Rabbiners Lajos Scheiber, die von den Pfeilkreuzlern in der

Silvesternacht erschossen wurde. Ihr Name steht auf der Gedenktafel an der Wand des Glashauses.

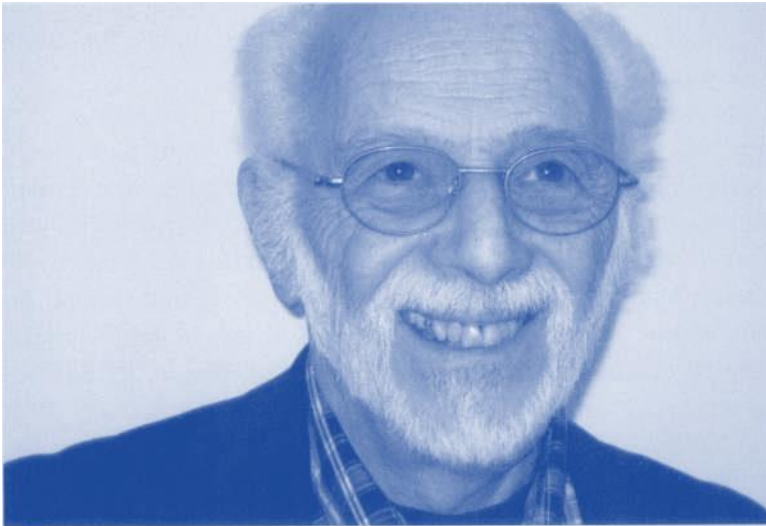
Nach dem Krieg studierte Jozsef Schweitzer an der Pazmany Péter Universität, der heutigen Eötvös Lorand Universität in Budapest und schloss sein Studium an der Philosophischen Fakultät mit dem Dokortitel ab. 1947 wurde er ordiniert und im selben Jahr als Rabbiner nach Pécs berufen. Ein wichtiges Anliegen war ihm seit jeher die Ausbildung von Rabbinern. Zuerst wirkte er als Religionslehrer. Ab 1964 unterrichtete Rabbiner Schweitzer am Rabbinerseminar. Von 1947 bis 1981 war er Rabbiner in Pécs und von 1981 bis 1985 Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde von Budapest. 1985 bis 1997 wirkte er als Rektor des Rabbinerseminars und hatte von 1994 bis 2000 das Amt des Landesoberrabbiners Ungarns inne.

«Ich werde die Schrecken der Kriegsjahre und die Zeit im Glashauss vergessen», betont Rabbi Schweitzer, der trotz aller Verfolgungen nie an seinem Glauben und an Gott zweifelte.

Jozsef Schweitzers Weg zum Rabbiner schien vorgezeichnet, kam er doch 1922 in Veszprém als Enkel eines Rabbiners zur Welt. Seine Mutter starb ein Jahr nach der Geburt ihres Sohnes. Sein Vater – ein Jurist – heiratete nicht mehr, sondern zog den Knaben zusammen mit seinen Schwiegereltern, Dr. Armin Hoffer – Rabbiner von Veszprém – und dessen Frau, gemeinsam auf. Der als Gelehrter bekannte Rabbiner Armin Hoffer wurde im Jahr 1927 als Professor an das Rabbinerseminar in Budapest berufen. So kam Jozsef Schweitzer – damals Erstklässler – nach Budapest. Seine Grosseltern starben noch vor dem Einmarsch der Deutschen in Ungarn. Sein Vater wie auch der grösste Teil seiner Familie und viele seiner Freunde wurden nach Auschwitz deportiert und umgebracht. Er sei nicht verbittert, aber so sehr er sich auch bemühe, vergessen könne er diese Zeit nie, meint er am Schluss unseres Gesprächs.

Agnes Hirschi hat Jozsef Schweitzer, damals Oberrabbiner von Ungarn, am 9. Juli 2000 in seinem Büro an der Sip-Gasse 12 in Budapest getroffen und interviewt.

André Sirtes



André Sirtes, Basel, Schweiz 2007

Emmenbrücke, Schweiz

Geboren als Endre (Bandi) Stern am 10. Februar 1935 in Budapest, gestorben am 30. Juni 2015 in Luzern (Schweiz).

«Der Luftangriff der Amerikaner rettete uns das Leben»

«Meine Eltern waren sehr arm. Von ihrem Einkommen konnten sie sich keinerlei Luxus leisten. Weil sie nicht einmal in der Lage waren, die Miete einer kleinen Wohnung zu bezahlen, landeten sie nach mehreren Umzügen in der Küche der Einzimmerwohnung meiner Grossmutter an der Dob-Gasse. Das Essen war spärlich. Meine Eltern waren nicht besonders religiös, doch sie waren sich bewusst, dass sie Juden waren. Sie hielten nur die wichtigsten Feiertage ein», erzählte uns André Sirtes in seiner son-nigen Wohnung in Emmenbrücke.

Gross war die Freude, als der erste Sohn Bandi im Februar 1935 zur Welt kam. Er trug den ungarischen Namen Endre und erhielt, nach seinem Grossvater Stern benannt, den hebräischen Namen Abraham ben Schimon Halevi. Die Grossmutter, Onkel Tibi und Onkel Pali umsorgten und verwöhnten den kleinen Jungen. Die Eltern, Margit und Karl Stern, arbeiteten fleissig und sparten. So konnte Karl im August 1935 mit einem Kollegen an der Pannoniastrasse 33 eine Stofffärbewerkstatt eröffnen. Wegen der Rassengesetze stieg der Firmenpartner bald aus dem Geschäft aus. Zwar war die finanzielle Belastung für Karl Stern nun sehr gross, aber die Stofffärberei und chemische Reinigung gehörten nun gänzlich ihm. Das Geschäft genoss einen ausgezeichneten Ruf und konnte bald vergrössert werden. Und auch die junge Familie zog in eine grössere Wohnung. Hier kam im Mai 1937 der zweite Sohn Mikios zur Welt. Die finanzielle Situation der Familie verbesserte sich, sie konnte sich Personal leisten, um die Mutter zu entlasten. Der Vater verbrachte seine Freizeit mit den Kindern, machte am Sonntag Ausflüge und besuchte im Winter Museen mit ihnen. Den Sommer verbrachte der Familienclan mit Freunden am

sogenannten Römerufer an der Donau. Es war für André Sirtes eine wunderbare Zeit, an die er sich gerne erinnerte.

Während Hitlers Wehrmacht vorrückte und die Situation für Juden immer gefährlicher wurde, verbrachten die Kinder weiterhin unbeschwerte Jahre und fühlten sich im Kreis der Familie geborgen. Karl Stern ahnte jedoch, dass auch die ungarischen Juden in Gefahr waren. Heimlich, ohne dass seine Frau etwas davon wusste, besorgte er Reisepässe für seine Familie, um nach Madagaskar auszuwandern. Doch es sollte nicht sein: An einem kalten Oktobermorgen im Jahr 1942 wurde der Vater zum Arbeitsdienst eingezogen. Auf dem Rücken trug er einen grossen Rucksack. «Er drückte mich an sich, küsste uns fest und lang. Als hätte er gehahnt, dass es das letzte Mal war... »⁵⁶ erinnerte sich André Sirtes.

Von diesem Moment an war der neunjährige Bandi plötzlich der Mann im Haus. «Sei klug und ein guter Junge und pass auf deine Mutter und Mikilein auf», hiess es in der Verwandtschaft. Er nahm die Aufgabe sehr ernst.

Für die Juden wurde die Situation immer bedrohlicher. Auch die Mutter spürte die Gefahr. Um die Familie zu retten, spielte sie mit dem Gedanken, zum reformierten Glauben überzutreten. Aber das gefiel dem kleinen Bandi, der sich später André nannte, gar nicht: «Wenn ich reformiert bin, kann ich keine Bar Mitzwa mehr feiern?» – «Nein, lieber Bandi, dann wirst du einen Weihnachtsbaum haben und keine Bar Mitzwa», antwortete die Mutter. «Dann will ich nicht reformiert sein. Lieber will ich keinen Weihnachtsbaum», entschied der Neunjährige, dessen Einverständnis für den Religionswechsel der Familie notwendig war.

19. März 1944, Einmarsch der Wehrmacht in Ungarn: jüdische Kinder, und damit auch Bandi und Miki, durften nicht mehr am Schulunterricht teilnehmen. Im Juni musste Margit Stern mit den beiden Kindern in ein Gelbsternhaus umziehen. So zogen sie zu Onkel Béla, dem älteren Bru-

⁵⁶ Im Januar 1943 erhielt die Familie die Nachricht, dass Karl Stern in der Ukraine verschollen war.



Bandi, Margit und Miklós Stern 1948

der ihrer Grossmutter an der Szemelynök-Strasse 19. Seine drei Söhne, Pista, Pali und Gyuri, hatte man in die Ukraine verschleppt. Das Leben im «Judenhaus» war für die Kinder nicht einfach. Sie durften nicht mehr auf die Strasse gehen. Ein Glück, dass auch ein Volksschullehrer im Haus wohnte, der die Kinder unterrichten konnte. Er gab ihnen Hausaufgaben. Und drinnen spielen durften sie auch. Ein nichtjüdisches Ehepaar, seit Jahren beim Vater angestellt, führte Karl Sterns Geschäft weiter, verwaltete die Einnahmen und kaufte für die Familie ein, da es Margit verboten war, das Haus zu verlassen.

Dieses verhältnismässig «ruhige» Leben nahm ein abruptes Ende, als eines Morgens im November Polizisten und Pfeilkreuzler mit grossem Lärm ins Haus kamen und die Menschen zusammentrieben. Die Frauen mussten innerhalb einer Viertelstunde mit Proviant und Kleidung bereit

sein und wurden zum Arbeiten abkommandiert. «Meine Mutter wollte uns mitnehmen, aber ein Polizist scheuchte uns zurück in die Wohnung. Traurig blickten wir unserer Mutter nach, obwohl wir damals noch nicht ahnten, was alles auf uns zukommen würde, bis wir uns wiedersehen konnten», erinnerte sich André Sirtes.

Die Mutter wurde in die Ziegelei in Óbuda gebracht und für den Fussmarsch nach Hegyeshalom eingeteilt. Wer das Tempo nicht halten konnte, wurde vom ungarischen Begleitpersonal erschossen. Vergeblich versuchte Onkel Tibi, der endlich einen von Carl Lutz ausgestellten Schutzbrief hatte beschaffen können, die Mutter vom Todesmarsch zu befreien.

Onkel Béla war mit den zwei Kindern überfordert und brachte sie zur Grossmutter mütterlicherseits. «Onkel Béla befahl, dass wir den Judenstern auf der Strasse mit einem Märchenbuch verdecken sollten. Er selbst benutzte dafür eine Aktentasche. Wir erreichten die Wohnung unserer Grossmutter ohne Probleme. Kaum hatten wir uns aufgewärmt, holten uns Polizisten noch am selben Abend ab. Bei strömendem Regen marschierten wir in ein Sonderlager in Zuglo. Dort konnte ich in den fünfstöckigen Betten gerade noch zwei Schlafstellen für uns ergattern. Nachdem Onkel Béla herausgefunden hatte, wohin wir gebracht wurden, veranlasste er, dass ‚Tante Beer‘, die Frau des Mitarbeiters unseres Vaters, uns zweimal die Woche durch das Gitter etwas zu Essen bringen konnte. Es war damals für Arier ein Verbrechen, einem Juden zu essen zu geben.»

Die Vernichtung der ungarischen Juden wurde gegen Ende 1944 mit aller Wucht vorangetrieben. Verschleppungen, Plünderungen und Exekutionen an der Donau waren an der Tagesordnung. «Unser Lager stand unter dem Schutz des Internationalen Roten Kreuzes, was allerdings die Pfeilkreuzler und Nazis nicht daran hinderte, uns zu schikanieren. Am 1. Dezember schafften wir es, durch einen Spalt im Gitterzaun zu entfliehen. Wohin gehen? Der einzige Ort, der für uns in Frage kam, war das Zuhause der Familie Beer, die sich uns gegenüber grosszügig verhalten hatte. Dort wurden wir umsorgt.

Sie gaben uns zu essen und versuchten mit Hilfe von Petroleum, unsere Haare von Läusen zu befreien. Danach schliefen wir todmüde ein. Am nächsten Tag brachte uns der mittlerweile benachrichtigte Onkel Tibi in ein Kinderheim an der Nagyfuvaros-Strasse. Dieses stand unter dem Schutz des Roten Kreuzes und wurde von Juden geleitet. Hier wurden wir nochmals gebadet und von unseren verlausten Kleidern befreit. Wir blieben nur wenige Tage dort, denn man begann, die jüdischen Kinder ins Ghetto zu bringen. Onkel Tibi, der einen Schweizer Schutzbrief besass, der auch für uns Gültigkeit hatte, wollte das verhindern und nahm uns zu sich. Er wohnte in einem Schweizer Schutzhaus. Dort schliefen wir zu dritt in einem Bett.

Die Bombenangriffe häuften sich. Wir gingen aber nicht in den Keller, denn Onkel Tibi war überzeugt, dass der fünfte Stock sicherer war als der Schutzraum. Wir hatten keine Angst. Wovor auch? Wir hatten nichts anderes als unser nacktes Leben, das nicht lebenswert war. Eines Morgens – wir lagen noch im Bett und Miki erzählte einen Witz – schlug eine Bombe im Nebenzimmer ein. Wir rannten und stellten fest, dass einer hübschen jungen Dame ein Bein abgerissen wurde. Das Blut floss. Onkel Tibi hob die Frau vom Boden auf und ich trug ein Bein hinterher, als sei dies die natürlichste Sache der Welt. Abends sassen wir bei Kerzenschein beisammen. Doch die Kerzen drohten uns bald auszugehen. Ich hatte eine Idee. Miki und ich gingen zu den Nachbarn und sammelten den übriggebliebenen Kerzenwachs. Wir erklärten, dass wir es zum Spielen brauchten. Daraus machten wir neue Kerzen. Als Docht verwendeten wir Schuhbündel. Wir Kinder waren ganz auf uns gestellt und litten oft Hunger. Wir mussten uns oft das Essen auf der Strasse oder auf Märkten besorgen oder gar stehlen. Nie werde ich vergessen, wie eines Morgens Ende Dezember Pfeilkreuzler in unser Haus einbrachen, uns auf die Strasse hinausjagten und zur Donau führten. Dort wurden die Leute erschossen und ihre Körper fielen in die Donau. Als ein junger schnurrbärtiger Pfeilkreuzler seine Pistole einer Person ans Genick hielt, die an zweiter oder dritter Stelle von

mir entfernt stand, ertönte eine Sirene. Die Pfeilkreuzler rannten davon, um in einem nahe gelegenen Unterstand Schutz zu suchen. Wir rannten ebenfalls weg, zurück ins Haus, und verkrochen uns in den Kisten des ehemaligen Schuhlagers. Der Luftangriff der Amerikaner rettete uns das Leben. War es Zufall – oder gibt es einen Gott im Himmel?

18. Januar 1945. Der Tag unserer Befreiung. Wir konnten beobachten, wie sowjetische Truppen das Donauufer erreichten. War es möglich, dass wir überlebt hatten und dass unsere Leiden ein Ende haben würden? Ich war zwar keine zehn Jahre alt – fühlte mich aber sehr alt. Wie würde es weitergehen? Und der Magen knurrte. Vor dem Haus lag ein totes Pferd. Wir schnitten ein Stück aus dem warmen Tierkörper heraus. Es wurde ein göttliches Gulasch. Wie gut Fleisch schmeckte! Wir wussten es gar nicht mehr. Als zwei Tage später das Ghetto befreit wurde, brachte uns Onkel Tibi zu unseren Verwandten, den Kalmars. Onkel Gyuri war über unsere Anwesenheit nicht begeistert, denn die Nahrung war knapp. Recht bald brachte er uns wieder zu unserer strengen Grossmutter väterlicherseits. Ihr war es nicht gegeben, uns die Geborgenheit zu vermitteln, die wir in den letzten Monaten so sehr vermisst hatten. Jeden Tag scheuchte sie uns aus der Wohnung und schickte uns auf den Tisza Kalman-Platz, um Reisig zum Heizen zu holen.»

Es war ein bitterkalter Winter. Die Stadt lag in Trümmern. Die Leute versuchten, ihre Habseligkeiten oder die, die sie von Juden geraubt hatten, zu verhökern. Als Bandi im April 1945 erfuhr, dass der amerikanische Joint Heime für jüdische Kinder eingerichtet hatte, meldete er sich bei dieser Organisation. Im Mai wurden Miki und er in einem Heim in Szeged aufgenommen. «Dort ging es uns gut. Wir bekamen ordentliche Mahlzeiten und saubere Kleidung und, was am wichtigsten war, es gab gleichaltrige Kinder, mit dem gleichen Schicksal, mit denen wir spielen und wieder lachen konnten. Auch Schulunterricht wurde geboten. Neben den schulischen Fächern lernten wir, dass es keine Schande ist, Jude zu sein, sondern dass wir darauf stolz sein sollten. Wir lernten hebräische Lieder,

Tänze und auch einige hebräische Wörter. Damit wurde wohl bei mir der Grundstein für meine Sehnsucht gelegt, das Land der Bibel kennenzulernen.

Meine Mutter wurde Anfang Mai 1945 in Dachau von amerikanischen Truppen befreit. Sie war auf 23 Kilo abgemagert und war erst im August physisch in der Lage, nach Budapest zurückzukehren. Eines Tages wurden die Kinder versammelt und die Namen der Frauen, die in den Konzentrationslagern befreit wurden, bekanntgegeben. Wir verfolgten die vorgelesenen Namen mit angehaltenem Atem. Welch eine Freude, unsere Mutter war auch dabei! Noch in der gleichen Nacht fuhren wir, begleitet von Erwachsenen, mit der Eisenbahn nach Budapest. Onkel Tibi, zu dessen Wohnung wir gingen, war nicht zu Hause. Eine freundliche Nachbarin nahm sich unserer an, badete mich und legte mich ins Bett. Am nächsten Tag weckte meine Mutter mich mit Küssen. Es war ein Wiedersehen mit Tränen. Wir kauften Kleider für mich und Miki und fuhren wenige Tage später mit Onkel Tibi zurück nach Szeged. Wir hatten aber keine Wohnung mehr, weil die dort wohnenden Ungarn uns diese nicht zurückgeben wollten. Auch unsere Möbel waren weg. Meine Mutter wohnte bei einer Freundin und wir kamen wieder ins Internat. Erst im September konnte sie eine Einzimmerwohnung mieten. Endlich waren wir wieder zusammen. Onkel Pali kehrte zu dieser Zeit aus Russland zurück, ohne seine zehn Zehen, die man ihm mit rostigen Scheren abgeschnitten hatte, weil sie erfroren waren. Die drei Söhne von Onkel Béla sind in Russland umgekommen. Er konnte dies nicht verkraften und sprang aus dem dritten Stock.

Im November 1945 bot das Institut, in dem wir untergebracht waren, den Kindern die Möglichkeit, nach Palästina auszuwandern. Ich war von den Ideen des Zionismus begeistert und wollte nach den schlimmen Ereignissen nicht mehr in Ungarn bleiben. Ich wollte ohne Angst leben und mich am Aufbau des jüdischen Staates beteiligen. Meine Mutter war dagegen. Da ich noch minderjährig war und ihre Einwilligung gebraucht

hätte, musste ich diesen Traum begraben. Anfang August 1946, als die Inflation zu Ende war, erhielt meine Mutter das Geschäft zurück; der Laden war leer. Es war viel Zeit, Geld und Energie nötig, um das Geschäft wieder in Gang zu bringen. Deshalb kamen wir ins Joint-Heim an der Varosmajor-Strasse. Dort gefiel es uns gut, wir waren unter Juden, lernten viel über die Geschichte von Palästina und die jüdischen Festtage. Miki beendete die Grundschule, ich ging aufs Gymnasium. Meiner Mutter gelang es allmählich, das Geschäft wieder aufzubauen.

Im November 1947 passierte erneut etwas Schreckliches. Wir mussten die überfüllte Strassenbahn nehmen, um ins jüdische Gymnasium zu gelangen. Die Menschen hingen wie Trauben auf der Plattform. Die Strassenbahn fuhr plötzlich los und Miki konnte sich nicht festhalten, er fiel zurück und seine Schultasche geriet unter die Räder. Er hielt die Tasche umklammert und die Bremsen rissen ihm seinen Arm aus der Schulter. Meine Mutter machte sich Vorwürfe und holte uns aus dem Heim nach Hause. Der Unfall meines Bruders ist mir sehr nahegegangen.

Nach Beendigung meiner Schulzeit am jüdischen Gymnasium – es war das gleiche, das auch Theodor Herzl besucht hatte – begann ich an der Hochschule für Textilindustrie zu studieren. Das entsprach dem Wunsch meines verstorbenen Vaters. Der Terror der 50-er Jahre begann, der Zionismus wurde unterdrückt, und wir waren durch den Eisernen Vorhang von Europa abgetrennt. Betriebe wurden verstaatlicht; der Antisemitismus blühte wieder auf. Wir änderten unseren Namen von ‚Stern‘ auf ‚Sirtes‘. Ich nahm eine Stelle in einer Strumpffabrik an. 1955 wurde ich, wie jeder gesunde junge Mann, in die ungarische Volksarmee einberufen.»

Nach der Unterdrückung des Ungarischen Volksaufstandes beschloss André Sirtes, Ungarn 1956 zusammen mit Freunden zu verlassen. Mit Hilfe von gefälschten Papieren ist ihm dies gelungen. In Österreich erhielt er als Flüchtling neue Papiere. Er war entsetzt, als er sah, dass das Dokument den Buchstaben «J» trug. Und im ersten Lager in Österreich, in dem

er untergebracht war, erfuhr er, dass dort Juden gelyncht wurden. Daraufhin liess er sich in ein anderes Lager nach Linz versetzen. «Ist das die erhoffte Freiheit?», fragte er sich. Sein Ziel war die Schweiz, beziehungsweise seine Tante Klara in Luzern. Sie war eine Cousine seiner Mutter. Miki blieb zunächst bei der Mutter, aber im August 1957 folgten ihm beide in die Schweiz. In Luzern gefiel es André sehr gut. Er bewunderte die Berge, den See. Endlich war er angekommen und fühlte sich in Sicherheit. Als Flüchtling wurde er im Kaufhaus Nordmann gratis eingekleidet. Zuerst packte er in einer Strumpfwarenfabrik Strümpfe ein, dann arbeitete er in einer Viskose-Fabrik als Laborant. Er machte eine Ausbildung und wurde Grafiker und Kartograph. Im August 1959 heiratete er Eva Fischer, eine Ungarin. Bald vergrösserte sich die Familie um drei Söhne: George, Robert und Dani, geboren 1960, 1963 und 1972.

Doch Israel blieb weiterhin sein Traum. 1971 konnte er diesen realisieren und wanderte mit seiner Familie nach Israel aus. Er leistete zwei Jahre Militärdienst und diente zwölf Jahre als Berufsoffizier in der israelischen Armee. Im Jahr 1984 kehrte er in die Schweiz zurück. «Hier habe ich meinen Platz gefunden», stellte er zufrieden fest.

Agnes Hirschi und Charlotte Schallié haben André Sirtes im Juni 2015 kurz vor seinem Tod zu Hause in Emmenbrücke besucht und dieses Interview geführt.

Eva Szirmai



Eva Szirmai, Edinburgh, Schottland 2015

Glasgow, Schottland

Geboren als Eva Friedmann am 7. März 1929 in Budapest.

Ihre Mutter ahnte, dass der Schweizer Schutzbrief gefälscht war

Eva Friedmann war gerade vierzehn Jahre alt, als die Deutschen in Ungarn einmarschierten. Damit endete ihre zuvor glückliche und behütete Jugend in Budapest abrupt. Sie lebte in einer orthodoxen Familie. Ihr Vater Simon besuchte am Schabbat das nahe gelegene Bethaus. Er besass eine eigene Tora, die dort aufbewahrt wurde. An den hohen Feiertagen begab sich die ganze Familie in die Synagoge an der Desseswffy-Gasse.

Die aufgeweckte Eva musste den gelben Stern tragen und durfte nur zu gewissen Zeiten auf die Strasse gehen. Ihr vier Jahre älterer Bruder Georg wurde zum Arbeitsdienst eingezogen, später wurde er ins Konzentrationslager Mauthausen deportiert. Es gelang ihm, nach der Befreiung am 5. Mai 1945, zu Fuss nach Hause zu laufen. Evas Vater Simon war ebenfalls in einem Arbeitslager, er kehrte jedoch nicht mehr zurück.

Nach dem Einmarsch der Deutschen wohnte die Familie in einem Gelbsternhaus an der Aradi-Gasse im v. Bezirk. Die Familienmitglieder durften das Haus nur zu gewissen Zeiten verlassen, um rasch etwas einzukaufen. Eines Morgens im September zog Evas Mutter Irene Friedmann ihre besten Kleider und ihren eleganten Hut an und machte sich frühmorgens auf den Weg. Ihrer Tochter sagte sie nicht, wohin sie ging. Als sie verbotenerweise die Strasse betrat, verdeckte sie den gelben Stern.

Irene hatte gehört, dass man für Geld Schutzbriefe erwerben konnte. Obwohl die Benutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln für Juden verboten war, fuhr sie mit der 6er-Strassenbahn in die Stadt. Sie hatte das Gefühl, dass sie sich unter Leuten befand, die dasselbe vorhatten wie sie. Für den Erwerb des Schweizer Schutzdokumentes gab sie ihr letztes Geld

Eva Friedmann, Budapest, Ungarn
1944: Dieses Foto wurde gemacht,
bevor Eva in ein Gelbsternhaus
umzog. Evas Vater hatte es bei sich,
als er im Konzentrationslager
Buchenwald ermordet wurde.
Das Bild wurde ihr nach dem Krieg
vom IKRK zurückgegeben.



– 3'000 Pengö – aus. «Das war damals sehr viel Geld», erinnert sich Eva Szirmai heute.⁵⁷ Ihr Glück, das Dokument erworben zu haben, währte nur kurz, denn am Szent István-Boulevard wurde sie, wie viele andere Mitreisende, aus der Strassenbahn gezerrt und verhaftet. Sie wurde zur Ziegeleifabrik gebracht und musste dort die Nacht im Freien verbringen.

Wie sollte Irene Friedmann ihre Tochter Eva erreichen? Das war ihre grosse Sorge. Schliesslich gelang es ihr, einen Wärter zu bestechen, indem sie ihm ihren Hochzeitsring überliess. Zum Glück hielt der Wärter Wort und informierte über den Hausmeister Evas Onkel darüber, wo Irene festgehalten wurde.

Der Onkel sagte Eva, sie solle das Nötigste in eine Tasche packen und sich frühmorgens bereithalten. Proviant konnte sie nicht einpacken, weil

⁵⁷ Um einen legalen Schweizer Schutzbrief zu bekommen, waren lediglich Ausweispapiere und eine Fotografie für den Kollektivpass erforderlich. Die Dokumente wurden gratis abgegeben. Deshalb musste es sich bei diesem Schutzbrief um eine Fälschung handeln, die ein Privater für Geld vertrieb.

nichts mehr im Haus war. Eva wurde abgeholt und an die Vörösmarty-Strasse gebracht, wo ihre Tante bei einer deutschen Familie als Haushälterin Unterschlupf gefunden hatte. Dort wartete Eva auf ihre Mutter.

Es war ein bitterkalter November. In diesen Tagen wurden Zehntausende von Juden in die Ziegeleifabrik gebracht. Von dort mussten sie zum Marsch an die Grenze antreten – die berüchtigten Todesmärsche. Irene Friedmann hatte Glück. Sie wurde «entlassen», weil sie, so hiess es, für den Marsch an die Grenze zu alt war. Beim Wiedersehen mit ihrer Tochter erzählte sie, es sei auf dem Boden bei der Ziegeleifabrik bitterkalt gewesen und sie habe sich auf ihren eleganten Hut gesetzt, der sie vor der Feuchtigkeit geschützt habe.

Dieses schreckliche Abenteuer hatte Irene Friedmann vorsichtig gemacht. Weil sie ahnte, dass der Schutzbrief gefälscht war, traute sie sich auch nach ihrer Rückkehr nicht, mit ihrer Tochter in ein geschütztes Haus zu ziehen. Sie landeten im nahegelegenen Ghetto.

«Das Zimmer dort war sehr eng. Zum Glück hatten wir ein Bett zusammen, meine Mutter und ich», erzählt Eva Szirmai. Es war ein Kommen und Gehen. Mit der Zeit wohnten fünfzehn Personen in diesem engen Raum. «Eines Tages kam meine beste Freundin mit ihrer Mutter und wäre gerne dortgeblieben. Wir mussten sie wegen Platzmangel wegschicken.»

«Die Leute, Juden, die früher in diesem Haus wohnten, waren sehr nett und teilten das knappe Essen, das sie hatten, mit uns. Im Ghetto gab es eine Suppenküche. Einmal mussten wir mit ansehen, dass die Frauen, die die Suppe brachten, durch eine Bombe getroffen wurden und auf der Strasse starben.»

Es gab kaum etwas zu essen. Die kleineren Kinder erhielten zur Suppe ein Stück Brot. Eva war zu alt dafür und litt oft Hunger. Wenn sie in der Küche helfen durfte, gab es manchmal etwas Zusätzliches zu essen. Besonders schlimm war es für eine junge Mutter, die ihren Säugling versorgen musste. Sie konnte ihm nichts als Wasser, mit etwas Blumenblüten vermischt, geben. Eva Szirmai erinnert sich: «Später habe ich eine Holocaust-Überlebende in London getroffen.

Sie heisst Agnes Gründwald-Spier. Aus dem Gespräch ergab es sich, dass wahrscheinlich sie das Baby war, das dort mit ihrer Mutter trotz allem überlebt hat!»

Wie war es für Eva im Ghetto?

«Eigentlich war ich noch zu jung, um die Situation zu realisieren. Ich war umgeben von Erwachsenen. Es gab zwei ältere Knaben, aber niemanden in meinem Alter. Drinnen, in der Wohnung, war es kalt und ungemütlich – eine Heizung gab es nicht, und wir trugen die ganze Zeit unsere Wintermäntel. Meine Mutter liess mich nicht aus dem Haus. Es gab nichts zu tun und ich langweilte mich.»

Einmal herrschte grosse Aufregung, als zwei SS-Männer in schwarzen Ledermänteln das Haus betraten, in dem sich Eva und ihre Mutter versteckten. Offenbar suchten sie Eva. Kurzerhand steckte die Mutter Eva ins Bett und befahl ihr, vorzumachen, sie sei krank und könne nicht laufen. Als die Männer Eva befahlen, aufzustehen, begann ihr Puls zu rasen und sie zitterte vor Angst. Die Männer sahen, dass sie sehr mager und bleich war und fragten sie trotzdem, ob sie mit ihnen mitkommen wolle. Nach einem kurzen Austausch schickten sie sie ins Bett zurück. Die Mutter war sehr erleichtert. Die Geschichte verbreitete sich rasch im Ghetto.

Am 18. Januar 1945 wurde das Ghetto befreit. «Aber die letzte Nacht war schrecklich. Alles war voll Minen, es wurde heftig bombardiert», erinnert sich Eva Szirmai. Nach der Befreiung kehrten Irene und Eva zu der Tante ins Gelbsterhaus zurück. Draussen war es eisig kalt und überall lag noch Schnee. In ihre alte Wohnung konnten sie nicht mehr zurück. Dort wohnten bereits andere Leute. Doch sie hatten Glück und erhielten im gleichen Haus eine Wohnung im 3. Stock. Eva war eine Zeit lang in einem Heim untergebracht, das nach Hannah Szenes benannt war. Dort konnte sie den Beruf der Damenschneiderin erlernen.

Eva blieb in Budapest. Im Jahr 1949 heiratete sie einen Kantor, der aus Österreich nach Ungarn geflüchtet war. Nach der Revolution von 1956 musste er sein Geld als Opernsänger verdienen. Ein Freund von ihm

schlug dem jungen Paar vor, auszuwandern. Während eines Sommerurlaubs in Wien beantragte das Paar bei der dortigen Britischen Gesandtschaft ein Visum zum Auswandern, was damals von Ungarn aus nicht möglich war. Als die Synagoge in Glasgow einen Kantor suchte, sah Evas Mann Zoltan seine Chance gekommen. Er trat die Stelle im Juli 1965 an. Seither lebt Eva mit ihrer Familie in Glasgow. Hier fühlt sie sich im Kreis ihrer Tochter und ihrer sechs Enkelkinder heimisch.

Das Interview wurde von Agnes Hirschi am 1. April 2015 in Edinburgh geführt. Zusätzliches Quellenmaterial ist dem Artikel «Carls heroism reminds Eva of her war plight», erschienen im «Jewish Telegraph» (23. Januar 2015), entnommen.

Agnes Teichman



Agnes Teichman-Porjes, Zürich,
Schweiz 1989

Zürich, Schweiz

Geboren als Agnes Porjes am 22. Juli 1919 in Kecskemét
(Ungarn), gestorben am 26. März 2010 in Zürich.

«In den Brotkörben schmuggelte ich Briefe für die Gefangenen»

«Man hat seinen Namen nicht gekannt. Man sprach nur vom Schweizer Konsul. Auch wir haben erst später erfahren, dass es Carl Lutz war. Er hat uns das Leben gerettet. Er war anständig und hilfsbereit. Er wollte helfen. Er hat nicht gewusst, wohin es führen würde. Er hat die eigene Gefahr auch nicht eingeschätzt.» So spricht Agnes Teichman über ihren Retter. Das Interview mit ihr wurde im Juni 2002 im jüdischen Altersheim Sikna in Zürich geführt, wo sie nach dem Tod ihres Ehemanns, Rabbiner Jakob Teichman, lebte.

«Meine Familie stammt aus Kecskemét und dort wuchs ich auf. Mit elf Jahren wurde ich zu meinem Onkel nach Budapest geschickt, um das jüdische Gymnasium zu besuchen. 1938 legte ich die Matura ab. Die Regierung hatte mit ihrer antisemitischen Gesetzgebung dafür gesorgt, dass ich keine akademische Ausbildung machen durfte. Da ich die Arbeit mit Kindern zu meinem Beruf machen wollte, wurde ich an der Montessori Schule zur Kindergärtnerin ausgebildet. Meinen Mann Jakob lernte ich durch eine Freundin kennen. Er stammte aus Tällya, hatte an der Universität von Budapest studiert und besuchte das Rabbinerseminar. Am Seminar studierten auch junge Männer aus Ländern, die bereits durch die nationalsozialistischen Truppen besetzt waren und wo die systematische physische Vernichtung der jüdischen Bevölkerung schon begonnen hatte. So hörten wir erstmals von diesen Gräueltaten.

Unsere Familien, die auf dem Land lebten, wurden im Mai 1944 deportiert. Mein späterer Mann und ich hatten das Glück, in Budapest zu leben, wo die Deportationen später begannen und wir noch Möglichkeiten hatten, uns zu retten. Die existentielle Bedrohung rückte jedoch auch für uns unaufhaltsam näher.

Nach Erhalt seines Rabbinerdiploms im Jahr 1942 musste Jakob im Arbeitslager in Pécs Zwangsarbeit leisten. Diese Zwangsarbeit war die ungarische Form der Judenverfolgung, praktiziert seit Kriegsbeginn und bedeutete für Tausende den Tod. Ich bangte um sein Leben. Aber Jakob kehrte unverletzt aus der Zwangsarbeit zurück. Unsere Hochzeit fand Ende Februar 1944, drei Wochen vor dem Einmarsch der deutschen Truppen, in Budapest statt.

19. März 1944: Einmarsch der Deutschen in Budapest. Ich stand auf der Strasse. Die Juden wurden ihrer Rechte beraubt. Die Nazis beschlagnahmten das Rabbinerseminar und zwangen die jüdische Gemeinde dazu, die dortige Küche für die Verpflegung der verhafteten Juden zu führen, bevor diese deportiert wurden. Ich meldete mich als Küchenhilfe und wurde engagiert. Dass ich Deutsch konnte, kam den Nazis sehr gelegen. Als die Küchenchefin deportiert wurde, wurde ich zur Chefin befördert.

Es war unbeschreiblich, jeden Tag diese Verhaftungen und Deportationen mitzuerleben, vor allem deshalb, weil ich viele persönlich kannte. Und dann die Folterungen in den Kellern...

In den Brotkörben, die ich den Gefangenen auf den Tisch stellte, schmuggelte ich Briefe für sie. Die verhafteten Juden blieben einige Tage im zum Durchgangslager umfunktionierten Rabbinerseminar und wurden dann von hier aus deportiert. Immer wenn mir befohlen wurde, für mehr Leute zu kochen, wusste ich, dass sie wieder Juden abholen würden. Mit der Zeit hatte ich begriffen, dass die Deutschen die Deportationen dem Alphabet folgend durchführten. Das ermöglichte mir, Menschen, denen aufgrund des entsprechenden Anfangsbuchstabens ihres Namens die Abholung drohte, zu warnen. Wenn keine Warnung möglich war, konnte ich wenigstens Zettel, die die Verhafteten beschrieben hatten, aus dem Haus schmuggeln und den Familienangehörigen übergeben. Diese antworteten auf Zetteln, die ich am nächsten Tag wieder mitnahm. Doch nicht immer erreichten sie auch die Adressaten, denn die Deportationen wurden in rasendem Tempo durchgeführt.

Derweil arbeitete mein Mann als Friedhofsrabbiner, um die unzähligen Toten zu bestatten, ebenfalls eine Aufgabe, die tagtäglich mit der Gefahr der Deportation und des Todes verbunden war. Viele jüdische Intellektuelle – Ärzte, Rechtsanwälte und Schriftsteller – wurden ihrer Rechte beraubt und in Gefängnissen interniert, wo sie auf den Abtransport in Lager warteten. Ihre Zahl variierte jeweils zwischen 300 und 800. Als Gefängnisrabbiner stand mein Mann in Kontakt mit den verhafteten Juden, die deportiert werden sollten. Man kannte ihn, und so hatte er die Möglichkeit, den Leuten zu helfen, Nachrichten weiterzugeben und an Kuriere zu übermitteln.

Im September 1944 hörten wir erstmals von der Schutzbriefaktion. Die Kunde davon verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Aber wie zum Büro von Lutz vordringen, wo hunderte von Leuten warteten? Ich hatte die Idee, zu Hause Brot zu backen, mitzunehmen und als Brotlieferanten getarnt zu versuchen, Einlass zu erhalten. Mein Mann hat sich die Brotlaibe unter den Arm geklemmt, als wir uns zum Auswanderungsbüro der Schweizer Gesandtschaft begaben. Beide trugen wir den Judenstern. Es gelang uns tatsächlich, hineinzukommen, denn niemand kam auf die Idee, den ‚Brotlieferanten‘ den Einlass zu verwehren. Mein Mann erhielt mehrere Schutzbriefe: für sich und in blanko für seine Freunde.

Nach Erhalt der Schutzbriefe wohnten wir im Glashaus. Als wir etwa im Oktober 1944 dorthin zogen, war dieses bereits sehr stark belegt. Man lebte dort auf unvorstellbar engem Raum, und das Essen war spärlich. Wir erhielten zusammen mit meiner Mutter eine Matratze im Keller zugeteilt. Der Weg zu einer Waschgelegenheit oder einer Toilette war weit und nur mit grosser Mühe zu erreichen, weil ja überall Menschen lagen oder sass. Da wir das Glashaus nicht mehr verlassen konnten, war es auch nicht möglich, selbst Essen aufzutreiben. Man musste froh sein, wenn es etwas zu essen gab, was keineswegs immer der Fall war. Der Hunger war unser täglicher Begleiter. Einmal gab es Gelberbssuppe, etwas, das ich norma-

licherweise nicht mochte. Als noch etwas davon übrig war, bat ich um eine weitere Portion. Mein Mann war sehr erstaunt darüber, da ich Gelberbs normalerweise nicht gegessen habe.

Erschwerend kam hinzu, dass wir keine Kleidung mithatten und auf den nahenden Winter auch in dieser Hinsicht nicht vorbereitet waren; dies in einem Haus, das zu beheizen ebenfalls ein grosses Problem darstellte.

Die SS und die Pfeilkreuzler sorgten dafür, dass wir uns zu keinem Zeitpunkt in Sicherheit wiegen konnten. Trotz des exterritorialen Status des Gebäudes liessen sie sich nicht davon abhalten, einfach einzudringen und Menschen mitzunehmen, um sie zu deportieren oder an der Donau zu erschiessen und anschliessend in den Fluss zu werfen. Auch wir wurden von jungen Pfeilkreuzlern einmal aus dem Haus getrieben und sollten zur Donau geführt werden. Unsere Rettung waren ungarische Polizisten, die verständigigt worden waren und den Auftrag hatten, uns wieder ins Glashaus zurückzubringen. Dass wir überlebt haben, verdanken wir auch dem mutigen Auftreten junger Glashaus-Mitbewohner, die im zionistischen Widerstand aktiv waren und unter ständigem Einsatz ihres Lebens so viele Juden wie möglich zu retten versuchten.

Das Glashaus wurde durch Soldaten bewacht und galt als exterritorial, weil zur Schweizer Gesandtschaft gehörend. Aber ganz sicher fühlte man sich auch im Glashaus nicht. Ein Beispiel: Jemand ging Tee kochen in den 1. Stock und kam wohlbehalten zurück. Zehn Minuten später ging ein Mann zum Rasieren hinauf und wurde durch einen Gewehrschuss getötet.

Im Glashaus gab es auch Juden mit arischem Aussehen, gross und blond, die deutsche Uniformen trugen und als Kuriere fungierten. Sie waren zum Teil sehr jung. Als die Pfeilkreuzler im November eine Gruppe von Juden zur Donau zur Erschiessung führen wollten, kam so ein junger verkleideter ‚Nazi‘ und sagte ruhig, aber bestimmt: ‚Diese Juden will ich selbst erledigen? Er führte die Gruppe ab und auf Umwegen zurück ins Glashaus. Dieser junge Mann war Tibor Rosenbaum, der nach dem Krieg in Genf lebte.



Agnes Teichman-Porjes, Budapest,
Ungarn 1944

Agnes Teichman-Porjes und Jakob
Teichman, Synagoge Rumbach utca,
Budapest, Ungarn 27. Februar 1944

Jehuda Teichman, Jakob Teichman,
Agnes Teichman-Porjes und
Daniel Teichman (v.l.n.r.),
Schwellbrunn, Schweiz 1960

Am 18. Januar 1945 verstummten die Kanonen. Die ungewohnte Stille fiel auf. Es war die Befreiung. Die Russen hatten wir uns anders vorgestellt. Wir hatten keine Wohnung mehr. Tote lagen auf der Strasse, und es gab für einen Rabbiner viel Arbeit. Es gab keine Verkehrsmittel und die Toten mussten zum jüdischen Friedhof, der weit ausserhalb der Stadt lag, gebracht werden. Mein Mann wurde Friedhofsrabbiner. Wir wohnten drei Monate lang in der Abdankungshalle des jüdischen Friedhofs in Rakoskeresztúr.⁵⁸ Es war bitterkalt und, um nicht zu erfrieren, mussten wir uns für die Nacht in einen Sarg legen. Es war grauenhaft.

Einmal ertönte mitten in der Nacht ein Schofarhorn. Wir erwachten und wussten nicht, ob wir tot oder lebendig waren. Wie es sich herausstellte, war der Bläser ein russischer Soldat – ein Jude.

⁵⁸ Bezirk in Budapest.



Fünf Jahre lang blieb Jakob Teichman Friedhofsrabbiner.⁵⁹ Die Leute besuchten uns auf dem Friedhof und brachten uns Brot. Das Essen war in den ersten Monaten nach dem Krieg immer noch sehr spärlich. Jemand schenkte uns zehn Tage vor unserem ersten Hochzeitstag ein Stück Brot. Es war zu kostbar zum Aufessen. Wir bewahrten es bis zum Hochzeitstag auf. Da war es ungeniessbar. So feierten wir diesen Tag.

Nach einiger Zeit wurden in Budapest jüdische Hilfswerke aktiv, vorab Joint. Sie händigten Nahrungsmittel und Kleidung aus. Als Rabbiner half mein Mann bei der Verteilung mit. Da war ein armer Mann, ein Bettler, der um Kleidung bat. Er erwischte einen Pelzmantel und jammerte: ‚Wie kann ich in einem Pelzmantel betteln gehen?‘ Es kamen noch einige schwere Jahre, bis wir 1956 während des Ungarischen Volksaufstandes

⁵⁹ Als Rabbiner der Chevra Kadischa (Beerdigungsgesellschaft) war er für die Beerdigungen auf einem der jüdischen Friedhöfe in Budapest zuständig.

aus Ungarn flüchteten. Wir kamen in Wien an, ohne ein Hemd und mit einem Kind, unserem neunjährigen Sohn Georg. In Wien half uns der dortige Rabbiner, den wir kannten, weiter. Wir reisten per Schiff nach Israel und blieben drei Jahre dort. Mein Mann erschreckte die Händler im Souk⁶⁰ von Jerusalem mit seinem klassischen Hebräisch. Ich hatte mir ein Bügeleisen aus Wien mitgenommen und dachte, damit könnte ich dann in Israel meinen Lebensunterhalt verdienen, denn ich sprach kein Ivrit. Doch es kam nicht dazu. Ich fand eine Stelle als Physiotherapeutin in einem Heim mit Polio-Kindern.

Als uns ein Bekannter in Israel auf ein Inserat aufmerksam machte, mit dem die Israelitische Cultusgemeinde in Zürich einen Rabbiner suchte, bewarb sich mein Mann um die Stelle. Er bekam sie und wir zogen 1960 zusammen mit Georg und dem zehn Monate alten Daniel in die Schweiz. Hier konnte ich, 46-jährig, endlich Psychologie studieren. Ich fand eine Stelle in einem Behindertenheim. Im Alter von 60 Jahren schloss ich mein Studium als Psychotherapeutin mit dem Lizenziat ab. Ich betreue noch heute [im Jahr 2002] einige Patientinnen in meiner Privatpraxis. Anfang November 2001 starb mein Mann und ich zog in ein Altersheim. Sein Tod ist ein schwerer Verlust für mich.»

Das Interview wurde im Juni 2002 von Agnes Hirschi im jüdischen Altersheim Sikna in Zürich geführt, der daraus entstandene Text von Daniel Teichman ergänzt.

⁶⁰ Wörtlich übersetzt «Markt», gemeint ist vermutlich der Markt Machane Jehuda in Jerusalem.

Klári Trebitsch



Klári Trebitsch-Barna an ihrem 99. Geburtstag in Ramat Gan, Israel 2020

Ramat Gan, Israel

Geboren als Klári Barna am 17. Juni 1921 in Budapest.

«Klári, komm herauf, ein Pfeilkreuzler sucht dich»

Schon etwa eineinhalb Jahre vor dem Einmarsch der Deutschen in Budapest am 19. März 1944 nahm das Leben der jungen Familie Trebitsch-Barna von einer Minute zur anderen eine tragische Wende. 1942, die hochschwangere Klári war damals 21 Jahre alt, wurde ihr 27-jähriger Ehemann Otto, den sie erst vor Kurzem geheiratet hatte, zum Arbeitsdienst eingezogen. Nach Aufenthalt in verschiedenen Arbeitslagern starb er im Februar 1945 in Felixdorf (Österreich), vermutlich an Typhus, ohne seine kleine, am 2. November 1942 geborene Tochter Judith je gesehen zu haben. Hat er die Karte mit dem aufgenähten Foto des Babys Judith je erhalten? Klári weiss es nicht.

Klāris Schwiegervater, Markus Trebitsch, arbeitete für die Beerdigungsgesellschaft der jüdischen Gemeinde in Budapest, daher trug er einen Judenstern mit schwarzen Streifen. Das erlaubte ihm, sich ungehindert in der Stadt zu bewegen. Als Beamter der jüdischen Gemeinde hatte er auch gute Beziehungen zum Glashaus in der Vadász-Gasse. Es gelang ihm, drei Schutzbriefe zu beschaffen: einen für sich, einen für Klári und einen dritten für Klāris Mutter. Klāris Vater war bereits 1939 einem Herzinfarkt erlegen.

Eines Tages tauchte ein Pfeilkreuzler im Gelbsterhaus auf und alle Juden mussten sich in den Hof begeben. Die jungen Frauen wurden abgeführt. Klári drückte ihre kleine Tochter rasch ihrer Mutter in den Arm. Dann wurden Klári und eine Nachbarin in die Ziegelei in Óbuda gebracht. Dort mussten sie die Nacht verbringen. Es war Anfang November. Es regnete die ganze Zeit und es war kalt. Sie waren völlig durchnässt. Die Leute um Klári herum schrien.

Am Morgen befahl man ihnen, sie sollten sich in Reihen aufstellen und warten. Plötzlich hiess es: «Wer einen Schutzbrief hat, soll ihn vorweisen.» In diesem Moment erschien der Schweizer Vizeconsul Carl Lutz in

Begleitung eines zweiten Mannes. Sie sahen sich jeden Schutzbrief an. Wer einen gültigen Brief hatte, durfte gehen. Klári kam frei. Sie erinnert sich noch an das unglaubliche Gefühl der Erleichterung. Zusammen mit ihrem Nachbarn, der ebenfalls einen Schutzbrief hatte, wurde sie in ein Schweizer Schutzhaus in der Pozsonyi-Strasse gebracht. Bald darauf sties- sen auch Kláris Mutter, ihr Schwiegervater und die kleine Judith zu ihnen. Das Haus war überfüllt. Klári und ihre Tochter schliefen auf zwei zusam- mengeschobenen Tischen.

Zwei Tage später wurde Klári erneut in die Ziegelei in Óbuda gebracht. Wiederum hiess es, sie müsse warten. Diesmal schlug ihr eine andere Frau vor, gemeinsam zu fliehen. Die beiden jungen Frauen rannten in der Nacht davon und irrten durch die verdunkelte Stadt zurück in das geschützte Haus in der Pozsonyi-Strasse. Dort wartete Kláris Schwiegervater mit ih- rer Tochter Judith auf sie.

Dank seiner Funktion bei der jüdischen Gemeinde fand der Schwieger- vater für Klári und Judith bald eine neue Bleibe in einem Kinderheim. Klári, eine gelernte Kindergärtnerin, wurde dort als Pflegerin angestellt. Es gab traurige Situationen: Im Dezember fanden sie eines Morgens ein sechs Monate altes abgemagertes Kind, lediglich in Windeln gepackt und ansonsten nackt, vor der Tür des Hauses. Es war nicht mehr zu retten und starb bald darauf. Klári drückte das tote Kind an sich und wollte es nicht weggeben. Das Kind musste, wie alle Toten, an Ort und Stelle vor dem Haus unter den Bäumen begraben werden.

Am Silvesterabend 1944, als alle im Keller versammelt waren, hiess es plötzlich: «Klári, komm herauf, ein Pfeilkreuzler sucht dich.» Vor Schreck erstarrt ging sie mit Judith im Arm die Treppe hinauf und hielt ihrer Toch- ter den Mund zu. Überrascht stellte sie fest, dass kein «echter Nazi» auf sie wartete, sondern ihr Bruder Sándor. Sándor war blond; er hatte sich als Nazi verkleidet, um Juden retten zu können. Wenn beispielsweise an der Donau Juden erschossen wurden, sagte er jeweils zu seinen «Kolle- gen»: «Gib mir ein paar ab – ich will sie.» Er nahm die Leute mit und liess



Klári Trebitsch-Barna mit ihrer Tochter Judith Sharon-Trebitsch in Tel Aviv, Israel 2001

sie dann frei. Später wurde er erwischt, ausgeraubt und am Ufer der Donau erschossen. Er war erst einundzwanzig Jahre alt.

Klári erinnert sich an das Ende des Kriegs am 18. Januar 1945. In dem Stadtteil, in dem sie lebten, war ständig von beiden Seiten her geschossen worden. Doch am 18. Januar war es plötzlich totenstill. Dann wurden sie von russischen Soldaten befreit. Das ist ihre Erinnerung an den Beginn der russischen Befreiung.

Da ihre Mutter im geschützten Haus geblieben war, wusste Klári nicht, ob sie noch lebte. Zwei Tage nach der Befreiung konnte sie ihre Mutter finden und endlich wieder in die Arme schliessen.

Auch nach Kriegsende gab es kaum etwas zu essen. Die Leute schnitten Fleischstücke aus den Pferdekadavern, die auf der Strasse herumlagen. Ein kleines Kind zu ernähren, war damals nicht einfach.

1956 wanderte Klári mit ihrer Tochter nach Israel aus, wo sie am 7. Januar 1957 ankamen und sich eine neue Existenz aufbauen konnten.

Klāris Eltern, Ignatz Nachum Barna und Margit Malka Feuerstein, waren orthodox. Ihre Mutter war Hausfrau, ihr Vater hatte ein Textilgeschäft. Am Ende des Kriegs hatten drei Frauen aus drei Generationen überlebt: Klāri, ihre Mutter Margit und ihre Tochter Judith. In den 50-er Jahren zogen die drei zu Verwandten nach Rumänien und wanderten schliesslich nach Israel aus, wo sie zunächst in Naharija lebten. Einen Monat nach Ankunft starb Klāris Mutter an Krebs. In Israel arbeitete Klāri zunächst im Warenhaus «Hamaschbir» und später in der Fabrik Steiner (Produktion von Geldbörsen und Taschen). Ihre Tochter Judith heiratete in Israel und gebar zwei Söhne, Avi und Gadi. 18 Jahre lang arbeitete sie im Verteidigungsministerium. 1988 eröffnete Judith an der Rechov Ibn Gvirol 71 in Tel Aviv die ungarische Konditorei «Judith», in der sie süsse und salzige ungarische Spezialitäten anbot, die sie teilweise mit in der Familie überlieferten Rezepten herstellte. Kein Wunder, dass die Konditorei «Judith» seinerzeit einen beliebten Treffpunkt der in Israel lebenden Ungaren darstellte. Zu den regelmässigen Kunden zählte u.a. Ephraim Kishon. Judith wurde sogar Ehrenkonsulin von Ungarn und László Sólyom (ungarischer Staatspräsident 2005-2010) liess es sich während seines Staatsbesuches in Israel im Jahr 2008 trotz des dicht gedrängten Zeitplans nicht nehmen, eine halbe Stunde in der ungarischen Oase «Judith» zu verbringen und von Judiths legendärer Dobos-Torte zu probieren. Judith Sharon-Trebitsch starb 66-jährig am 18. Februar 2009. Klāri konnte am 17. Juni 2020 ihren 99. Geburtstag bei sich zu Hause feiern. Zu ihren Nachkommen zählen nebst ihren zwei Enkeln auch drei Urenkelinnen (17,14 und 9 Jahre alt).

Das Interview wurde von Agnes Hirschi am 20. November 2001 auf Ungarisch in der Konditorei «Judith» in Tel Aviv geführt, der Bericht 2020 durch Recherchen von Daniel Teichman ergänzt.

Ivan Gabor Wigdorovits



Branka und Ivan Wigdorovits, Zürich, Schweiz 2015

Zürich, Schweiz

Geboren am 30. Oktober 1925 in Budapest, gestorben am 25. Juli 2018 in Zürich.

Als Krankenhauspatient musste er in drei Tagen 160 Kilometer marschieren

Ivan Wigdorovits wurde in Budapest geboren. Sein Vater war diplomierter Architekt, er entwarf und erbaute Wohnhäuser und Fabrikgebäude. Die Mutter, Piroska Almäsi, war Fotografin, übte ihren Beruf aber nicht aus, sondern war – wie damals üblich – Hausfrau. Es war eine gutbürgerliche Familie säkularer, nicht besonders religiöser Juden.

Ivans Jugendzeit war unbeschwert. Wenn das Wetter es erlaubte, unternahm die Familie sonntags Ausflüge in die nahen Berge und Wälder; im Sommer ging sie ins Strandbad. Ivan hatte viele Freunde und las sehr viel. In den Ferien fuhr die Familie meistens an den Plattensee. Oft kamen auch die Grosseltern mit.

Ivan Wigdorovits liebte seinen Grossvater mütterlicherseits, Hugo Almäsi, sehr und besuchte ihn oft. So verbrachte er seine Wochenenden gerne bei den Grosseltern. Nach der Primarschule konnte Ivan bereits als Zehnjähriger die Mittelschule besuchen, ein Realgymnasium, an dem er Latein, Deutsch und Französisch lernte. Deutsch beherrschte Ivan schon von Hause aus. Das kam ihm später in der Schweiz zugute.

Viel Spass hatte Ivan bei den Pfadfindern. Leider musste er mit vierzehn Jahren austreten, weil Juden damals nicht mehr in der Pfadfinderbewegung mitmachen durften.

Nach der Matura wurde Ivan dank seiner ausgezeichneten Zeugnisse und mit etwas Glück in die Technische Hochschule in Budapest aufgenommen. Das war ein Privileg, denn unter den vierhundert Studierenden befanden sich nur zwei Juden.

Ivan studierte acht Semester in Budapest, ab 1947 führte er sein Studium als Elektroingenieur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich fort.

Im Gespräch mit seinem Enkel Shai Lachmanovich erzählte Ivan Wigdorovits im Jahr 2000 über jene Zeit in Ungarn:

«Den Krieg habe ich, mit Ausnahme eines halben Jahres 1944, in Budapest erlebt. Für mich als Jugendlicher war die Lage nicht sehr schlimm, besonders da mein Vater ein eigenes Büro und damit auch immer Arbeit hatte und ich problemlos das Gymnasium besuchen und 1943 die Matura machen konnte. Im Herbst 1943 bin ich in die Technische Hochschule eingetreten. Als die Nazis am 19. März 1944 Ungarn besetzten, war ich noch nicht ganz neunzehn Jahre alt und stand im zweiten Semester. Der Einmarsch veränderte unser Leben vollständig. Im April 1944 wurde das Semester vorzeitig beendet. Gleichzeitig wurde verordnet, dass alle Juden auf der Strasse den gelben Stern zu tragen hatten. Die jüngeren Männer, auch die Nichtjuden, wurden zum Militär einberufen. Während die Nichtjuden reguläre Soldaten wurden und sehr rasch an die russische Front kamen, wurden wir Juden in Arbeitskompanien eingeteilt, jeweils unter der Leitung von zwei bis drei nichtjüdischen Militärs. Wir mussten eine Armbinde tragen (normalerweise gelb, oder wer getauft war, eine weisse). Fast alle Arbeitskompanien wurden an die Front geschickt, wo es ihnen sehr schlecht ging. Ich hatte das grosse Glück, dass meine Kompanie zur Reparatur von zerbombten Eisenbahngleisen eingeteilt wurde. Wir lebten in geschlossenen Güterwagen und hatten immer eine fahrbereite, geheizte Dampflokomotive, damit wir nach jedem Bombenangriff sofort zum Ort des Angriffs fahren konnten. So blieben wir immer im Land und kamen nicht an die Front. Ende August 1944 wurde ich krank und kam in ein Krankenhaus. Da die Russen immer näher rückten, wurde das Krankenhaus evakuiert. Die ‚leichteren‘ Patienten wie ich mussten einen kleinen ‚Spaziergang‘ nach Westungarn machen: 160 Kilometer innerhalb von drei Tagen! Dort angekommen, mussten wir arbeiten; zum Beispiel 80 Kilo schwere Mehlsäcke auf dem Rücken drei Stockwerke die Treppen

hinauftragen. Einmal fiel mir ein Sack zu Boden, da bekam ich einen Peitschenhieb auf die Schulter. Die Narbe sieht man heute noch.

Etwa drei Wochen später erhielt ich von meinen Eltern einen Schweizer Schutzbrief zugeschickt. Er war durch die Schweizer Gesandtschaft in Budapest ausgestellt worden, die so half, Juden das Leben zu retten. Damit konnte ich in Begleitung eines Militärs nach Budapest fahren, wo man mich aus dem Arbeitsdienst entliess.

Meine Eltern wohnten damals schon in einem sogenannten Gelbsternhaus. Es lag nicht im eigentlichen Ghetto, war aber doch ein Teil davon. Dorthin bin ich dann gezogen. Im Dezember 1944 wurde die Lage immer schlimmer: Die Pfeilkreuzler machten Jagd auf die Juden, zuerst nur auf den Strassen – so verschwand mein Grossvater – später holten sie die Leute auch aus den Häusern. So geschah es auch bei unserem Haus. Glücklicherweise war mein Vater gerade nicht zu Hause. Mir gelang es, durch den Notausgang des Luftschuttkellers zu fliehen. Ich konnte meinen Vater benachrichtigen, und wir gingen dann zu Freunden in ein anderes Haus. Meine Mutter sahen wir erst nach der Befreiung Ungarns durch die Rote Armee wieder. Am 18. Januar 1945 sah ich den ersten russischen Soldaten an der Strassenecke und wusste: Wir sind befreit. Kurz danach war der auf der linken Seite der Donau liegende Stadtteil – Pest – ganz von den Russen besetzt und wir konnten uns wieder frei bewegen. In der anderen Stadthälfte – Buda – wurde noch einen Monat lang gekämpft. Wir waren glücklich, auch wenn wir anfänglich praktisch nichts zum Essen hatten. Doch das ist eine andere Geschichte.»

1947 ” Ivan war damals 22 Jahre alt und hatte acht Semester an der Technischen Hochschule Budapest absolviert – erhielt Ivan Wigdorovits von den Ungarn und Russen die Erlaubnis, in die Schweiz auszureisen. Ivan kam am 18. Juni 1947 in Zürich an. Am Tag danach lud ein Freund, den er noch von Budapest her kannte, den abgemagerten und ausgehungerten Studenten ein, ihn zum Abendessen zu seiner Familie in Wettingen

zu begleiten. So lernte Ivan seine künftige Frau kennen: Branka Frank. Ihr Onkel Mavro «Boba» Sessler war mit Ivans Freund verwandt.

Branka (geboren am 5. März 1927 in Zagreb) war im September 1943 zusammen mit elf Familienmitgliedern, darunter Mutter, Schwestern, Grossmutter, Onkel, Tante und Cousins, nach einer abenteuerlichen Flucht aus Jugoslawien via Italien illegal in die Schweiz gekommen. Dank der Intervention des bekannten jüdischen Anwalts Veith Wyler durfte die Familie bleiben, obschon die Schweizer Regierung die Aufnahme von jüdischen Flüchtlingen damals untersagte. Nach einem dreiwöchigen Aufenthalt im Auffanglager Girenbad im Zürcher Oberland konnte die Familie von Branka Frank dank der Hilfe eines Schweizer Geschäftsfreunds von Brankas Onkel Boba Sessler, der die Flucht aus Jugoslawien organisiert und einem Grossteil der Familie damit das Leben gerettet hatte, Girenbad verlassen. Brankas Vater Sasa Frank, ein Rechtsanwalt, war mit seinem Vater in Zagreb zurückgeblieben. Wie alle jüdischen Rechtsanwälte wurden auch sie von den Ustascha, den jugoslawischen Nazis, verhaftet. Sie kamen ins jugoslawische Konzentrationslager Jasenovac, wo Brankas Grossvater ermordet wurde. Ihr Vater starb 1942, durch das unerbittliche Lagerregime stark geschwächt und entkräftet, an den Folgen von Typhus. Branka, die dank ihrer Eltern gut Deutsch und auch Französisch sprach und auf der Flucht in Italien zudem Italienisch gelernt hatte, lebte sich in der Schweiz schnell ein. Sie besuchte die Kantonsschule in Aarau.

Im Sommer 1945 nahm sie, wie dies damals üblich war, am obligatorischen Landdienst teil. Am 6. Juni 1945 stürzte sie vom Traktor und verletzte sich dabei so schwer, dass ihr später der linke Unterschenkel amputiert werden musste. Doch dieser schwere Schicksalsschlag hatte auch sein Gutes: Aufgrund dieses Unfalls und der darauffolgenden Komplikationen, die einen Transport verunmöglichten, entschieden die Schweizer Behörden, dass Branka und ihre Familie nicht nach Jugoslawien zurückmussten, sondern alle in der Schweiz bleiben durften. Sie liessen sich zunächst in Wettingen und dann in Baden nieder und wurden Mitglieder der



Branka und Ivan Wigdorovits,
Zürich, Schweiz 1948

dortigen jüdischen Gemeinde. Auch Ivan, der an der ETH Zürich aufgenommen wurde, entwickelte bald eine enge Beziehung zu Baden, nicht nur wegen Branka. Denn im Sommer 1948 konnte er bei der Firma Brown Boveri (BBC) in Baden ein Praktikum absolvieren. Nach Abschluss seines Diploms an der ETH wurde daraus eine Festanstellung. Im Dezember 1949 heirateten Ivan und Branka. Sie stand damals noch mitten in ihrem Medizinstudium an der Universität Zürich, das sie 1953 abschloss. Später erwarb Branka auch den Dokortitel.

Dass es bis dahin etwas länger gedauert hatte, hing damit zusammen, dass 1952 Sohn Sacha und 1956 Tochter Vera zur Welt kamen. Im August 1956 konnte Ivans Mutter, Piroska Wigdorovits, erstmals ihren Sohn und seine Familie in der Schweiz besuchen. Sie hatte dazu von den Ungarn die notwendige Bewilligung erhalten. Ende Oktober sollte sie zurückreisen, doch am 23. Oktober 1956 brach die Ungarische Revolution aus. Deshalb

blieb Piroška Wigdorovits bei ihrem Sohn in der Schweiz. Im März 1957 erhielt dann auch Ivans Vater, Arthur Wigdorovits, die Bewilligung zur Ausreise aus Ungarn und folgte seiner Frau in die Schweiz.

Ivan blieb, bis zu seiner Pensionierung, 47 Jahre lang für die BBC, beziehungsweise nach der Fusion mit der schwedischen Firma Asea, für Asea Brown Boveri (ABB) tätig. Danach immatrikulierte er sich erneut an «seiner» Hochschule, der ETH Zürich, und studierte dort bis kurz vor seinem Tod Mathematik.

Im Februar 2018 stürzte Ivan Wigdorovits unglücklich in der Küche seiner Wohnung und brach sich den Oberschenkelhals. Nach der Operation gab es Komplikationen, an deren Folgen Ivan Wigdorovits am 25. Juli 2018, wenige Monate vor seinem 93. Geburtstag, im Kreis seiner Familie starb.

Seine Frau Branka lebt heute in der jüdischen Altersresidenz Sikna in Zürich, wo sie und Ivan wenige Wochen vor seinem Tod eine Wohnung bezogen hatten. Gemildert wird ihre Trauer über den Verlust von Ivan durch ihre sechs Enkelkinder und mittlerweile sechs Urenkelinnen und Urenkel. Ivans und Brankas Tochter Vera lebt in Israel. Sie ist verheiratet und hat vier Kinder und ebenso viele Enkelkinder. Sohn Sacha, der seinen Namen zu Ehren seines Grossvaters mütterlicherseits erhielt, lebt in Zollikon, in der Nähe von Zürich. Er hat zwei Töchter und zwei Enkelkinder.

Anlässlich seines 90. Geburtstages blickte Ivan Wigdorovits in einer bewegenden Rede auf sein Leben zurück. «Vieles ist in dieser Zeit geschehen, und vieles habe ich erlebt», sagte er. «Aber nichts war für mich so wichtig und nichts hat mich so glücklich gemacht wie meine Familie.»

Dieser Beitrag basiert auf einem Interview von Agnes Hirschi mit Sascha Wigdorovits im Januar 2020, der Abschrift eines Gesprächs zwischen Ivan Wigdorovits und seinem Enkel Shai Lachmanovich aus dem Jahr 2000, ergänzt durch persönliche Aufzeichnungen von Branka Wigdorovits.

Gespräche mit Überlebenden

Zipporah Cohen



Zipporah, ihre Mutter Irene und ihre Tante Klári (v.l.n.r.); Irene hält Kláris kleine Tochter auf dem Arm, Displaced Persons-Lager, Deutschland 1946

Bejt Chason, Kfar Haroeh, Israel

Geboren als Agnes Winter am 28. Januar 1940 in Budapest.

«Ich packte meine Puppe [...] und wir machten uns auf den Heimweg»

Meine Eltern wurden in Budapest geboren. Die Familie meines Vaters stammte aus Galizien. Sie waren zehn Kinder; einige von ihnen wurden in Galizien geboren, einige in Wien. Meine Grosseltern und mein Vater und alle in seiner Familie waren Schneider. Sie hatten ein Atelier, und ich glaube, es ging ihnen ganz gut. Sie hatten eine schöne, grosse Wohnung in der Hauptstrasse von Budapest. Die Familie meines Vaters gehörte den Neologen an und die meiner Mutter den Orthodoxen. Laszlö, mein Vater, musste in die Jeschiwa und drei Jahre studieren, damit mein Grossvater ihm erlaubte, meine Mutter zu heiraten. Das tat er. Meine Grosseltern hatten im Kellergeschoss ein Geschäft für Heizmaterial: Holz, Öl und Kohle.

Mein Vater war ein grosser Anhänger von Budapest, er war ein solcher Patriot. Er hielt es nicht für möglich, dass so etwas geschehen konnte. Er war in der ungarischen Armee. Als die Deutschen kamen, wurde er in ein Arbeitskommando eingezogen. Sie machten die Drecksarbeit. Mit anderen Worten, sie gingen den ungarischen Soldaten voran, so dass sie, wenn etwas in die Luft flog, als erste in die Luft flogen. Aber er überlebte und wurde nach Dachau und von Dachau nach Mauthausen verschleppt. Dort war eine der Aufgaben meines Vaters, Uniformen für Deutsche zu schneiden. Sein Schwager war auch bei ihm, und so teilte er alles Essen, das er während der Arbeit bekam, mit ihm. Aber sein Schwager infizierte sich mit Typhus und starb. Meine Mutter, Irene Winter-Königsberg, ging 1944 in den Untergrund und trieb Essen für uns auf. Immer, wenn sie aus dem Haus ging, drückte sie meinen Bruder fest an sich, denn er war ihr Beschützer. Er verbarg ihren gelben Stern.⁶² Und wenn die Pfeilkreuzler sie

sahen, glaubten sie nicht, dass sie Jüdin war, wegen der blonden Haare und der hellen Haut. Sie sprach auch sehr gut Deutsch.

Das Gerücht machte die Runde, dass Kinder, die in ein Kinderheim des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes aufgenommen würden, dort in Sicherheit wären. Ich war damals vier Jahre alt, meine Mutter brachte mich auf der Stelle dorthin. Es gab mehrere solcher Rotkreuzhäuser oder andere Einrichtungen für Kinder. Meines befand sich dem Glashaus direkt gegenüber. Als ich dort war, kam mich meine Mutter jeden Tag besuchen und brachte mir etwas mit, gewöhnlich irgendeine Süßigkeit. Aber die Schwestern vom Roten Kreuz nahmen mir alles weg. Sie sagten, man kann nur etwas bekommen, wenn alle etwas bekommen, und das machte mich als kleines Kind sehr wütend.

Aber dann hörte meine Mutter, den Kindern in den Heimen werde etwas zustossen. Am nächsten Morgen ging sie in aller Frühe raus, um mich zu holen, und die Leute, die sich um die Kinder kümmerten, sagten, sie könnten sich nicht erinnern, gesehen zu haben, dass ich von den Pfeilkreuzlern fortgeschafft worden sei. Es waren Kinder fortgeschafft worden, aber sie wussten nicht, ob ich auch dabei gewesen war.

Ich hatte eine Puppe, die mir mein Vater geschenkt hatte, bevor er wegmusste. Die Puppe wurde meine Freundin. Sie hatte keinen Namen, denn die Puppe war ich, verstehen Sie? Sie war etwas, an dem ich mich festhalten konnte, jemand, der immer mit mir einverstanden war – was ich auch wollte. Einmal hatten die Puppe und ich ein Gespräch. «Das hier ist kein guter Ort», sagte ich. Und die Puppe antwortete: «Dann lass uns nach Hause gehen.» Ich sagte: «Ich weiss nicht, wie man das macht; wie sollen wir denn unser Haus finden?» Und die Puppe sagte: «Wir werden es schon finden, lass uns einfach gehen.»

Ich hatte dort auch eine Decke, ich fragte die Puppe: «Wann werden wir denn gehen?», und eines Abends sagte sie: «Los, gehen wir, nimm ein-

62. Der Körper des Babys verdeckte den gelben Stern der Mutter.

fach die Decke und wir gehen.» Und ich packte die Puppe, packte die Decke, niemand sah uns, und wir machten uns auf den Weg nach Hause. Es war schon spätabends, und irgendwann wurde ich sehr müde. Ich erinnere mich noch. Und wir gingen in einen dieser geschlossenen Märkte. Dort legte ich mich mit meiner Decke und meiner Puppe hin und schlief ein. Und als meine Mutter am nächsten Morgen ins Rotkreuzhaus kam, traf sie mich nicht an, niemand hatte mich gesehen, sie wusste nicht, was geschehen war. Sie geriet äusser sich; es gab Kinder, die in die Donau geworfen oder auf andere Weise beseitigt worden waren, und sie wusste nicht, wo ich war. Ein nichtjüdischer Freund von ihr machte sich auf die Suche nach mir und fand mich dort auf dem Boden schlafend. Er brachte mich nach Hause, so war das. Ich war gerettet. Alle anderen Kinder – äusser einem, den sein Bruder an dem Abend zum Essen rausgeholt hatte – waren ertränkt, erschossen, beseitigt worden.

Ich erinnere mich, dass wir im Glashaus waren. Ich erinnere mich, dass ich mein Bett auf dem Boden herrichtete und dort schlief. Und ich erinnere mich noch, dass ich in einem geschützten Haus war. Einmal versteckten wir uns in einem Keller. Dort musste mein Bruder in einer Kartonschachtel sitzen. Nach dem Krieg musste er noch einmal laufen lernen, er hatte es verlernt. Ich habe nicht viele Erinnerungen daran; ich sehe einen dunklen Ort vor mir, mehr weiss ich nicht mehr; ich weiss auch noch, dass ich keine Gefahr spürte: Es war halt so. So war das Leben halt.

Als die Deutschen weg waren und die Russen kamen, sagten sich meine Eltern, dass wir aus Ungarn wegmüssten. Da sie sich in Jugendbewegungen engagierten, bekamen wir Hilfe von der Alijat Hanoar. Aber sie wollten uns erst nicht nehmen, sie sagten, sie nähmen keine Kinder, nur Erwachsene. Aber meine Mutter überredete sie und sie nahmen uns doch. Wir gelangten in einem Karren voll Stroh an die Grenze und dann versteckten wir uns unter dem Stroh. So sind wir weggegangen. Ich vermute, sie haben mir unterwegs irgendwas zum Schlafen gegeben. Wissen Sie, in Budapest, da packten die jugendlichen Mitglieder der zionistischen Or-

S V Á J C I K Ö V E T S E G
I D E G E N E R D E K E K K É P V I S E L E T E
K I V Á N D O R L Á S O S Z T A L Y
V. V A D Á S Z - U T C A 2 5



SCHWEIZERISCHE GESANDTSCHAFT
A B T E I L U N G F Ü R F R E M D E I N T E R E S S E N
A B T E I L U N G A U S W A N D E R U N G
V. V A D Á S Z - U T C A 2 5

3578/LXXI
1944.

Die Schweizerische Gesandtschaft, Abteilung fremde Interessen, bescheinigt hiermit, dass

WINTER LASZLÓ IS NEJE

im schweizerischen Kollektivpass zur Auswanderung eingetragen ist, daher ist der (die) Betreffende als Besitzer eines gültigen Reisepasses zu bezeichnen.

Budapest, 25. Oktober 1944.

A Svájci Követség, Idegen Erdékek Képviselete, ezennel igazolja, hogy

WINTER LASZLÓ IS NEJE

a svájci csoportos (collectiv) utlevélben szerepel és ezért nevezett érvényes utiújjal birtokában levő személynek tekintendő.

Budapest, 1944. október 25.



Schutzbrief für Zipporahs Eltern, Laszló Winter und Irene Winter-Königsberg, ausgestellt von der Schweizer Gesandtschaft 23. Oktober 1944

ganisationen die Kinder auf den Rücken, und die Kinder wurden betäubt; während sie schliefen, trugen die Jugendlichen sie den Berg hinunter und brachten sie an einen sicheren Ort hinter der Grenze. So gingen sie hin und her, um die Kinder über die Grenze zu bringen.

Meine Mutter hat nie darüber gesprochen, wie sie zu ihrem Schutzpass gekommen ist. Ich wusste nicht einmal, was das war, bis ich als Erwachsene einmal zufällig darauf gestossen bin. Mein Vater sagte, es sei ein Dokument, das sie erhalten hätten, damit wir in Sicherheit waren und dass wir damit rausgekommen sind. Er sagte mir auch, Juden hätten an den geschützten Häusern Hinweise angebracht, dass die Leute drinnen krank seien, damit die Pfeilkreuzler nicht hereinkamen. Aber ich erinnere mich nicht, dass er jemals über die Vergangenheit gesprochen hat. Wir fragten nicht. Ich war ein amerikanischer Teenager, ich wollte sein wie alle anderen.

Manche, auch mein Bruder, wollten wissen, wie es kam, dass so viele umgebracht und wir gerettet wurden. Warum wurden wir gerettet? Und ich sagte, wir seien gerettet worden, weil unsere nächste Familie gerettet wurde: meine Mutter, mein Vater, mein Bruder, mein Grossvater, meine Grossmutter, einige Tanten und Onkel – ich hatte noch einen anderen Grossvater dort im Ghetto gehabt, den Vater meines Vaters, aber er hat es nicht in ein Schutzhaus geschafft, er starb vorher. Er liegt in Budapest begraben. Meine Grossmutter starb, bevor ich auf der Welt war. Mein Vater hatte zehn Geschwister. Ein Bruder war in Auschwitz, er kam nie zurück, fünf waren gleich nach dem Ersten Weltkrieg nach Amerika ausgewandert, macht sechs; mit meinem Vater sieben; und es gab drei Brüder, die in Ungarn geblieben sind. Einer von ihnen war ein grosser Zionist. Er machte kein Geheimnis daraus, und so steckten ihn die Russen wegen zionistischer Umtriebe ins Gefängnis.

Es war unser Traum, nach dem Krieg in die Vereinigten Staaten zu gehen, um mit der übrigen Familie zusammen zu sein. «Das goldene Land», hiess es. Wir lebten zusammen mit der Familie in New York.

1973 kamen wir nach Israel. Dort begann ich, über den Holocaust zu sprechen. Meine Enkelkinder kamen von der Schule nach Hause, von ihren Lektionen über den Holocaust, und fragten: «Haben wir eigentlich auch einen Überlebenden hier?» Und ihre Eltern sagten: «Ja, Savta [Grossmutter]», wissen Sie. Also begannen sie mir Fragen zu stellen, und ich erzählte ihnen ein wenig, und jedes Mal wollten sie noch mehr und noch mehr und noch mehr wissen, und ich musste noch mehr und noch mehr und noch mehr darüber in Erfahrung bringen, weil ich es mit ihnen teilen musste.

Am Anfang sagte ich: «Wisst ihr was, sucht euch eine andere Grossmutter.» Aber mein Enkel kam wieder und sagte: «Das geht nicht, da ist keine andere Grossmutter.» Da stellte ich ein Album zusammen, weil ich dachte, wenn die Kinder es berühren und anschauen können, dann werden sie sich erinnern. Einmal baten sie mich, vor einer Gruppe zu sprechen, vor einer Armee-Einheit, und ich dachte, ich müsste sterben. Ich sagte: «Nie im Leben, diese grossen Kerle werden mich bei lebendigem Leib auffressen!» Wieder einmal hat sich das Album als sehr nützlich erwiesen.

Was die Puppe angeht, die nahm ich überallhin mit. Ich meine, wie alt ist die Puppe denn inzwischen? Sie ist 75. Und dann beschloss ich eines Tages, die Puppe dem Shem Olam Holocaust Institute for Education zu geben. Bei mir zu Hause wurde sie nur jeden Tag älter, und ich wollte sie nicht meinen Enkelkindern geben, denn so lieb ich sie auch habe, sie würde nicht lange überleben. Und so taten wir es.

Das Interview wurde im Mai 2015 von Charlotte Schallié in Bejt Chason, Kfar Haroe, Israel, geführt.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Agnes Heller



Agnes Heller, Budapest, Ungarn 2012

Budapest, Ungarn

Geboren am 12. Mai 1929 in Budapest, gestorben am 19. Juli 2019 in Balatonalmadi (Ungarn).

«Ich war sehr stolz auf den kleinen gelben Stern»

Pal Heller

Am 19. März [1944] haben die Deutschen Ungarn besetzt. Es war ein Sonntagabend. Ich bin zu einem Konzert gegangen, obwohl meine Mutter sich sehr fürchtete und sagte, ich solle nicht hingehen. Aber als ich antwortete, «das ist vielleicht das letzte Konzert meines Lebens», sagte mein Vater: «Geh.» Er hat mich sehr wohl verstanden.

Mein Vater [Pal Heller] hatte schon seit 1933 Flüchtlingen geholfen. Erst waren es deutsche, dann österreichische, dann polnische Flüchtlinge. Am 14. April hat man ihn verhaftet. An diese Ereignisse kann man sich sehr gut erinnern. An sehr viele Ereignisse erinnert man sich überhaupt nicht mehr, aber das sind traumatische Erlebnisse. Traumatische Erlebnisse vergisst man nie.

Meine Mutter [Angyalka, geborene Ligeti] war säkular, aber mein Vater war ein sogenannter Atheist. Für meinen Vater war es wichtig, dass es keinen Gott gibt. Mein Vater war Humanist und selbst in dieser schrecklichen, unmöglichen Zeit glaubte er noch, dass es die höchste Sache sei, ein Mensch zu sein. Es ist heute so schwer zu verstehen, wie man 1944 glauben konnte, dass der Mensch das höchste Wesen auf der Welt sei. Wie konnte man 1944 ein Humanist sein?

Mein Vater überlebte nicht. Er wurde in Auschwitz getötet.

Antisemitismus

Interessanterweise habe ich den Antisemitismus in der Horthy-Zeit nicht wirklich wahrgenommen. Denn Antisemitismus war damals doch die Regel und nicht die Ausnahme. So habe ich Antisemitismus als etwas ganz Selbstverständliches verstanden. Als Juden konnten wir nicht in die Stadtschulen gehen und wir konnten nach 1944 auch nicht mehr ins Konzert gehen. Ich hatte ein Opernhaus-Abonnement, das habe ich weggege-

ben. Wir konnten nicht ins Schwimmbad gehen, wir konnten kein Radio haben, kein Telefon haben.

Der gelbe Stern

Ich glaube, zwei oder drei Wochen nach der deutschen Besetzung kam die Verordnung, dass alle Juden einen gelben Stern tragen sollten. Wir durften nicht mehr ohne gelben Stern auf die Strasse gehen. Ich war sehr stolz auf den kleinen gelben Stern. Das war eine Auszeichnung. Ich war schon immer ein revoltierendes Kind gewesen, das lag vielleicht in meiner Natur. Auch in der Schule revoltierte ich immer. Ich war ein freches Kind. Ich brauchte immer Kontroversen. Das heisst, ich schätzte Freiheit hoch und glaubte, dass, wenn man eine Schande als Auszeichnung versteht, es keine Schande mehr sei. Dann wird es eine Schande für die anderen sein. Ich habe Sartre damals nicht gelesen, aber genau das hat er später gesagt.

Gelbsternhäuser

Im Juni wurden wir in speziellen jüdischen Häusern konzentriert. In den jüdischen Häusern [Gelbsternhäusern] wohnten aber nicht nur Juden, sondern auch Nicht-Juden. Das war der Unterschied zwischen jüdischen Häusern und dem Ghetto. Im Ghetto wohnten nur Juden. In den jüdischen Häusern wohnten auch Christen, aber Juden konnten *nur* in den jüdischen Häusern wohnen. Es mussten sich drei oder vier Familien eine Wohnung teilen. Juden war es nicht erlaubt, ein Radio zu haben – Radios waren bereits im März konfisziert worden, aber ich hatte eine Nachbarin, die wusste, dass ich Musik liebte. Als ein grosses Caruso-Konzert ausgestrahlt wurde, hat sie das Radio sehr laut gestellt. Ich stand an der Wand und habe das Konzert mitgehört.

Horthys Proklamation

Den 15. Oktober habe ich in einem sogenannten jüdischen Haus erlebt. Wir hörten Horthys Proklamation aus dem Radio der Nachbarn. Ein net-

tes Mädchen hat es uns rausgestellt, so dass wir Horthy hören konnten. Wir haben uns sehr [über den Waffenstillstand] gefreut. Ein Freund von uns, ein junger Mann, der fünfzehn Jahre alt war, hatte den gelben Stern schon abgerissen. Alle Nicht-Juden haben uns umarmt und geküsst, und es war ein grosses Jubilieren. Aber nur für drei oder vier Stunden. Denn dieser Putsch war nicht vorbereitet und es war sehr leicht für die Pfeilkreuzler, die Macht zu übernehmen. Die Pfeilkreuzler haben die anti-jüdischen Gesetze übernommen, und sie haben die Ghettos eingerichtet. Das war die Vorbereitung für die Deportationen.

Alle Juden, die nicht in Budapest wohnten und die Hälfte des Budapester Judentums waren schon vor der Machtübernahme der Pfeilkreuzler nach Auschwitz deportiert und getötet worden. Die Pfeilkreuzler haben die Juden in Budapest an der Donau totgeschossen. Sie haben das Totschiessen der Juden geradezu initiiert. Und im Ghetto haben sie auch sehr viele Leute in verschiedenen Häusern totgeschossen. Wir Juden wussten, dass wir alle Opfer dieses Terrors werden konnten.

Schutzpässe

Ich glaube, dass Schutzpässe wichtig waren und dass sie auch wirklich Schutz bedeuteten. Deswegen ging ich mit meiner Mutter zum Glashaus. Es waren sehr viele Leuten da, und sehr wenige wurden hineingelassen. Ich glaube, Tausende Leute standen dort. Alle wollten Schutzpässe bekommen. Ich bin sicher, dass einige wirklich schweizerische Schutzpässe bekommen haben, aber wir haben keine erhalten. So sind wir wieder nach Hause gegangen. Ich sagte: «Es ist entsetzlich, wir haben keinen Schutzpass bekommen.» Und da sagte ein Mädchen im sechsten Stock: «Dann komm mit mir!»

Am nächsten Morgen konnten wir nur zwischen elf und eins das Haus verlassen, nicht vorher und auch nicht nachher. Um elf Uhr gingen wir mit dem Mädchen in einer für uns unbekanntem Gegend in ein Haus hinein. Da hat man uns in ein Badezimmer eingesperrt; sie fragten nach unseren Namen, und innerhalb von drei Stunden bekamen wir einen tinten-

frischen Schutzpass. Es war natürlich ein gefälschter Schutzpass, aber die Hälfte der Schutzpässe war doch gefälscht. Es gab eine zionistische Gruppe, die damit beschäftigt war, diese Schutzpässe zu fälschen. Leider haben diese Schutzpässe uns nicht geschützt.

Nach dem 15. Oktober waren Agnes und ihre Mutter wiederholt gezwungen, ihr Versteck zu wechseln, um den häufigen, durch die Pfeilkreuzlerdurchgeführten Razzien zu entgehen.

Das Internationale Ghetto

Als wir ins Internationale Ghetto hineinwollten, standen die Pfeilkreuzler an der Ecke und sagten: «Zeigt mir die Schutzpässe!» Wir haben die Schutzpässe gezeigt, da haben sie die Pässe zerrissen. Somit konnten die Leute nicht mehr ins Internationale Ghetto. Es gab Tage, an denen sich die Pfeilkreuzler darüber amüsierten, alle Schutzpässe zu zerreißen. Aber ich habe einen Weg gefunden. Jemand ist auf die Idee gekommen, dass man einen deutschen Soldaten bitten müsste, uns zu begleiten. Ich wurde gebeten, einen deutschen Soldaten anzusprechen, weil ich Deutsch sprechen konnte. Sie sagten auch, ich müsste einen Österreicher ansprechen, aber wie konnte ich wissen, welcher deutsche Soldat Österreicher war? Das war ihnen ja nicht auf die Stirn geschrieben! Eines war allerdings wichtig: Es sollte nicht jemand von der Waffen-ss, sondern ein normaler Wehrmachtssoldat sein. Und da bin ich auf die Idee gekommen, dass er allein sein musste. Ich hatte schon damals dieses Gefühl, dass das Verlangen, gut zu sein, fürchterlich ist. Menschen wollen doch gut sein. Menschen wollen sich selbst sagen, dass sie gut sind. Kein Mensch will zu sich selber sagen: «Ich bin ein böser Mensch.» So war es meine Idee, einen deutschen Soldaten anzusprechen, der allein war. Denn sobald sie zu zweit waren, würden sie sich voreinander fürchten: «Wir dürfen doch den Juden nicht helfen!» Aber wenn jemand allein ist, ist das eine andere Sache. Niemand sieht ihn. So habe ich einen deutschen Wehrmachtssoldaten an-



Agnes Heller, Budapest,
ca. 1931

gesprachen. Ich habe ihm erzählt, dass wir Juden sind und wegen der Pfeilkreuzler nicht ins Internationale Ghetto rein könnten.

Der erste deutsche Soldat, den ich angesprochen habe, hat uns ins Internationale Ghetto begleitet. Die Verführung zum Guten ist entsetzlich. Entsetzlicher als die Verführung zum Bösen. Das war für mich eine wichtige moralische Erfahrung, die ich nicht vergessen habe.

Ein anderes Mal habe ich einen jungen Pfeilkreuzler gebeten, uns ins Internationale Ghetto zu bringen. Er sagte: «Gleich werde ich euch töten.» Aber beim zweiten Mal ist es mir geglückt. Ich bin auf die Idee gekommen, einen älteren Pfeilkreuzler anzusprechen. Der Alte hat uns vom Ghetto in der Mittelstadt zurück zum Internationalen Ghetto begleitet. Er hat eine

nette Rede gehalten und uns erzählt, dass er einst Matrose war. Er fragte uns, warum wir nicht nach Palästina gehen würden. Dort würde es den Juden doch so gut gehen. Warum seien wir nur in Ungarn geblieben?

Intuition

Einmal wurde ich mit meiner Mutter von einem Pfeilkreuzler in der Markthalle angehalten und ins Polizeihauptquartier abgeführt. Dort waren wir in einem Saal mit anderen Leuten. Wir mussten uns alle an der Wand aufstellen. So glaubte ich damals, dass sie uns nun gleich totschießen würden. Es passierte aber nichts. Dann mussten wir uns in eine Warteschlange stellen. Neben uns bildeten sich weitere Menschenzüge. Wir haben mit Imre Kertész⁶³ gesprochen, der im selben Menschenzug war wie wir. Alle meinten, dass sie zum Arbeiten weggebracht würden. Ich glaubte keinen Moment daran. Ich habe immer gesagt, wenn wir mit ihnen mitgehen, dann werden wir getötet. Ich hatte damals keine Ahnung von den Gaskammern, aber ich war mir sicher, dass sie uns wegbringen würden, um uns zu töten. Darum sagte ich zu meiner Mutter: «Wir müssen aus dieser Menschenschlange hinausspringen, sobald eine Strassenbahn vorbeikommt. Denn wenn wir auf die fahrende Strassenbahn aufspringen, können die Pfeilkreuzler nichts mehr mit uns machen!» Das haben wir getan. Wir sind auf die Strassenbahn hinaufgesprungen. So wurden wir vor der Deportation gerettet.

Diese Entscheidung hatte sehr wenig mit Mut zu tun. Intuition ist nicht Mut. Ich sagte zu meiner Mutter: «Sie werden uns alle töten.» Das war keine Erfahrung. Das war kein Buchwissen, niemand hat es mir gesagt. Das war ein Gefühl, etwas Intuitives. Da müssen wir heraus, wir müssen heraus, wir müssen zurück: «Wir dürfen nie dorthin gehen, wo sie uns

⁶³ Der ungarische Schriftsteller und Holocaust-Überlebende Imre Kertész (1929-2016). Kertész erhielt für sein Werk den Nobelpreis für Literatur (2002). Zu seinen bekanntesten Veröffentlichungen gehören «Mensch ohne Schicksal» (Sorstalansag; 1975), «Fiasko» (A kudarc, 1988) und «Kaddisch für ein nicht geborenes Kind» (Kaddis a meg nem született gyermekért; 1990).

bringen wollen!» Das war Intuition. Das hatte mit Tapferkeit sehr wenig zu tun.

Kinder wurden sehr schnell alt in dieser Zeit. In zwei Monaten waren sie bereits älter als die Alten. Die Alten, die sammelten Erfahrungen aus ihrer Jugend. Sie glaubten, was sie glauben wollten. Die Kinder hatten gute Instinkte.

«Ich habe das Recht, *nicht* mitzumachen»

[Als man uns ein anderes Mal deportieren wollte], sagte ich, ich hätte in der Zeitung der Pfeilkreuzler am Morgen gelesen, dass alle jüdischen Mädchen über 16 und jüdische Frauen unter 44 deportiert werden sollten. Ich sagte, dass ich jünger als 16 Jahre alt sei, und dass meine Mutter älter als 44 sei. Sie hätten kein Recht, uns zu deportieren. Und diese zwei Pfeilkreuzler konnten mir nicht antworten. Sie waren in Verlegenheit geraten. Niemand hatte ihnen je zuvor gesagt: «Ich will es nicht, ich mache es nicht, und ich habe das Recht, nicht mitzumachen.» Da haben sie lange gewartet, und ich sprach und sprach und war frech, und am Ende waren sie ungeduldig, und einer sagte: «Nimm sie heraus.» So sind wir aus der Warteschlange herausgezerrt worden.

Ich weiss nicht, was mit uns passiert wäre, wären wir deportiert worden. Vielleicht wären wir am Leben geblieben? Diese Leute wurden nach Österreich gebracht. Ja, und ich war doch ein gesundes, junges Mädchen. Ich hätte es vielleicht ausgehalten. Ich weiss es nicht, weil man nichts weiss über eine nicht existierende Vergangenheit.

Schweizer Schutzhäuser

Ich war auch in einem Schweizer Schutzhaus, mit dem gefälschten Schweizer Schutzpass. Die Häuser waren mit einem Schweizer Kreuz gekennzeichnet. Ich glaube, die grosse Mehrheit der geschützten Häuser stand unter schweizerischem Schutz.

Wir waren wieder im Keller. Es gab sonst überhaupt keinen Platz im Haus, denn einige Juden wollten damals ihre Wohnungen für sich behal-

ten. Dann kamen allerdings die jüdischen Organisationen, und sie mussten ihre Zimmer abgeben. So konnten Leute, die im Keller wohnten, auch in die oberen Stockwerke einziehen. Mit uns wohnten sechs oder acht Personen in einem Zimmer; es waren drei oder vier Familien in einem einzigen Zimmer. Wir waren glücklich, dass wir ein Badezimmer hatten, auch wenn wir stundenlang vor dem Badezimmer warten mussten, um die Toilette zu benutzen. Wir waren glücklich, dass es überhaupt ein Badezimmer gab. Denn für die Leute, die im Keller wohnten, gab es kein Badezimmer.

Trauma

Anfang Januar [1945] wurden wir von den Pfeilkreuzlern zur Donau getrieben. Ich habe überhaupt nicht ans Sterben gedacht. Ich habe mich auf die Donau konzentriert. Auf die Eisschollen im Wasser. Wie ich in die Donau springen werde. Ich habe überhaupt nicht an den Tod gedacht. Ich dachte nicht daran, dass meine eigene Mutter neben mir stand. Ich guckte nur auf das Wasser. Dann hat das Schiessen aufgehört und sie haben uns in unsere Häuser zurückgebracht. Am nächsten Morgen hat man uns wieder herausgeholt, aber da haben sie uns nicht direkt zur Donau gebracht. Stattdessen trieben sie uns zu einem Platz, und dort standen wir zwei, drei Stunden. Danach führten sie uns wieder zurück nach Hause. Am dritten Tag hat man uns erneut zurückgerufen. Aber dann hat man uns schlussendlich doch im Haus gelassen. Jeden Tag dachten wir: «Jetzt kommt es, jetzt kommt es.»

Damals hatte ich keine Angst. Nein, ich hatte mich überhaupt nicht gefürchtet. Das war eine traumatische Situation. Die Angst habe ich erst nach sechs oder sieben Jahren gespürt. Als ich nicht mehr am Donauufer spazieren konnte. Ich hatte immer das Gefühl, ich muss in die Donau hineinspringen. Das war die Angst gewesen. Das kam nicht gleich. Die Angst kam erst viele Jahre später. Ich konnte nicht mehr über die Donau-Brücken gehen. Ich hatte das Gefühl, ich muss in die Donau hineinspringen. Da war die Angst. Das war das Trauma.

Hunger

Wir hatten fast keine Nahrungsmittel. Das heisst, es gab einige jüdische Organisationen, die uns Suppe brachten. Da gab es einige tapfere, junge Juden, die – als Pfeilkreuzler verkleidet – einkauften und uns die Sachen brachten. Sie haben bewusst ihr Leben aus Spiel gesetzt, um anderen Menschen zu helfen. Das ist Tapferkeit.

[Kurz vor der Befreiung] hatten wir nichts mehr zu essen. Wir hungernten de facto. Bei uns war ein Kind, das starb, weil die Mutter keine Milch hatte. Alle hungerten. Das erste Essen bekamen wir wieder als die russischen Soldaten kamen. Wir haben geschrien: «Khleba, Khleba!» – «Wir brauchen ein Stück Brot!» Und sie haben uns von den Panzern herab ein Stück Brot hinuntergeschmissen. Das war das erste, was wir gegessen haben.

Befreiung

Ich habe die Befreiung in einem schweizerischen Haus erlebt. Aber ich glaubte, das sei der glücklichste Tag meines Lebens. Denn an diesem Tag wurden wir von einer Pfeilkreuzlerin angezeigt. Und wir warteten darauf, dass die Pfeilkreuzler uns gleich totschiessen würden. Unser Leben war uns beinahe gleichgültig geworden, aber doch nicht ganz. An diesem Morgen, es war vielleicht sieben Uhr, ging ich hinaus in den Hof. Und ich sah, dass Soldaten vom anderen Haus her in unsere Richtung am Boden krochen. Ich dachte: «Gott im Himmel, jetzt werden sie uns erschiessen!» Und dann hat einer der Soldaten den Kopf hochgehoben. Ich sah die Kappe mit dem roten Stern. Und dann sah ich, dass es Russen waren. Ich schrie: «Die Russen sind hier! Die Russen sind hier!» Und die Russen waren da. Wir haben einander umarmt und geküsst. Das war der Moment der Befreiung.

Ich weiss, dass das für die meisten Leute in Ungarn keine Befreiung war. Aber für uns war es eine Befreiung. Und bereits damals habe ich gelernt, dass auf Befreiung nicht notwendigerweise auch Freiheit folgt. Das sind zwei ganz verschiedene Erlebnisse. Die Befreiung und die Konstitution der Freiheiten. Damals war ich wirklich, wirklich befreit. Das war die



Agnes Heller mit Onkel
Bandi (Andor Ligeti),
Budapest, Ungarn ca. 1934

grosse Minute der Befreiung. Man war dann aber nicht notwendigerweise frei.

Carl Lutz

Ich liebe solche Leute [wie Carl Lutz]. Sie sind gerechte Leute. Es gibt solche Fälle. Das sind nicht allgemeine, aber besondere Fälle, für welche die Moral höher steht als die Ethik. Das eigene moralische Bewusstsein ist wichtiger als die Anforderungen einer institutionalisierten Ethik. [Für Carl Lutz] war [es] eine Infragestellung üblicher diplomatischer Regeln. Falsche Papiere, Geburtszeugnisse und Ehezeugnisse auszufüllen, ging gegen die Ehre seiner Position. Doch für ihn war es wichtiger, ein Leben zu retten, als der institutionalisierten Ethik zu gehorchen.

«Ich bin eine ungarische Jüdin»

Ich glaube nicht an das Schicksal von oben, dass es Gottes Gnade war [dass ich überlebte]. Denn warum sollte Gott mich erwählen und nicht meinen Vater und nicht meine Freunde? Das wäre Gotteslästerung. Ich denke, dass mein Instinkt und der Zufall zusammengearbeitet haben. Zusammen haben sie mich gerettet. Das hat mit der Obrigkeit und dem Schicksal nichts zu tun.

Ich lebe auch weiter hier in Ungarn. Ich bin eine Ungarin, eine ungarische Jüdin. Ich lebte hier, ich lebe hier, ich bin in die Emigration gegangen, weil es in Ungarn eine Diktatur gab und heute bin ich wieder hier. Und ich glaube, was ich tun kann, das tue ich. Ich mache meine Meinung öffentlich. Das heisst an allen Orten, wo ich bin, sage ich meine Meinung über die Situation in Ungarn. Ich tue, was ich tun kann.

Ich bin noch immer frech; ich bin [heute sogar] frecher. Eine freche Frau. Aber das gehört zur Philosophie. Philosophen sind freche Leute. Die ersten Philosophen sagten: «Was ihr als Wahrheit betrachtet, ist nicht wirklich wahr. Was ihr für gut haltet, ist nicht wirklich gut. Was ihr unter Gerechtigkeit versteht, das ist keine Gerechtigkeit.»

Wir wissen es immer besser, was gut und schön, wahr und gerecht ist. Ist das nicht eine grosse Frechheit? Das ist eine universale Frechheit. Darum sind die Philosophen immer verdächtig. Immer sind die Philosophen die ersten, die als gefährliche Gegner angegriffen werden. Alle Regimes fangen mit uns an. Vielleicht tragen alle Philosophen einen gelben Stern.

Auszüge aus der Interview-Abschrift «Carl Lutz – Der vergessene Held» (2014) von Daniel von Aarburg. Das Interview wurde am 13. April 2012 von Daniel von Aarburg in Budapest geführt und für die vorliegende Ausgabe gekürzt und sprachlich überarbeitet.

Idit Hirschfeld



Idit Hirschfeld, Haifa, Israel 2017

Haifa, Israel

Geboren als Edit Papa am 11. August 1924 in Vac (Ungarn).

«Unsere Röcke waren voller Geld, das unsere kluge Grossmutter in die Säume steckte, die sie nähte»

Unsere Familie bestand aus meinem Vater Ascher, meiner Mutter Debora und neun Kindern. Wir hatten einen Krämerladen, in dem mein Vater arbeitete. Ich half ihm manchmal. Meine Mutter hatte zwei Hausmädchen, die ihr mit den Kindern halfen. Es ging uns gut, es fehlte an nichts. Wir spielten mit den nichtjüdischen Kindern und hatten gute Beziehungen zu den Nachbarn. Meine Mutter starb bei der Geburt ihres letzten Kindes, mit 38 Jahren; von da an zog uns unsere Grossmutter auf. Ich war siebzehn, als meine Mutter starb. Ich hörte auf, zur Schule zu gehen – es war mein letztes Jahr –, denn ich musste meiner Grossmutter mit dem Baby helfen. Drei Jahre später, am 30. März 1944, fingen wir an, die Auswirkungen des deutschen Einmarschs zu spüren.

Am 30. Juni 1944 befahlen die Deutschen allen Juden in Vác, sich am nächsten Tag im Hof der Synagoge zu versammeln, mit wenig Gepäck – vier Kilo pro Person. Es gab bereits fast keine jüdischen Männer mehr in der Stadt, sie waren schon vorher in Zwangsarbeitslager geschickt worden. Von der Synagoge aus führten sie uns alle zum Bahnhof, wo sie angingen, die Menschen in Waggons zu laden. Es war ein Viehtransportzug, kein Zug für Menschen. Ich war zwanzig und meine Schwester Rachel siebzehn. Wir begriffen beide, dass da etwas Beängstigendes geschah: Menschenhaufen, einer über dem anderen und es herrschte eine grauenhafte Hitze. Wir sahen zwei Eimer im Waggon – einer war mit Wasser gefüllt und ein anderer leer, für den Fall, dass ihn jemand würde benutzen müssen.

Wir schauten uns um; unsere Geschwister waren mit meiner Grossmutter zusammen. Sie hielt den Kleinen, der damals drei war.

«Ich bleibe nicht hier», sagte ich zu meiner Schwester. «Wer weiss, was das hier wird.» «Komm, wir versuchen es; wenn es nicht klappt – kommen wir zurück», antwortete sie. Wir sagten zu niemandem ein Wort und stiegen aus dem Zug aus. Ich erinnere mich, dass ich einen Juden fragte – der später mein Schwiegervater werden sollte –, ob es sich für uns lohnte, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Er erwiderte: «Was soll ich euch sagen, versucht es einfach. Im schlimmsten Fall holen sie euch wieder zurück. Ihr könnt es versuchen.»

Es standen Polizisten dort. «Was, was ist, wohin?», fragten sie. «Ach nichts, bloss Wasser trinken», sagte meine Schwester. «Es gibt Wasser im Zug. Ihr dürft nicht aussteigen», sagte einer der Polizisten. «Lass sie ein bisschen Wasser trinken», meinte ein anderer Polizist. Unmengen von Nichtjuden standen dort. Die ganze Stadt war gekommen, um zu sehen, was los war. Wir mischten uns unter eine Gruppe von Mädchen, die ich kannte. Sie schauten uns an, sagten aber kein Wort. Wir rückten weiter vor, bis die Polizisten uns nicht mehr sahen. Die Leute waren mit dem Zug beschäftigt, mit diesem grossen Schauspiel. Sie achteten nicht auf uns, und wir gingen einfach weiter und weiter, bis ans Ende der Stadt. Unsere Cousine, die Näherin war und ein bisschen älter als ich, hatte sich uns angeschlossen. Wir erreichten den Stadtrand, den Friedhof der Nichtjuden, und setzten uns auf eins der Gräber. Meine Schwester fing zu weinen an: «Komm, wir gehen zurück, ich habe Angst. Sie werden uns umbringen.» Ich sagte zu ihr: «Du weisst nicht, was sie mit uns machen, wenn wir zurückkommen.» So sassen wir da, und auf einmal hörten wir einen Zug pfeifen. Wir erlitten einen Schock. Der Zug fuhr ab, und es war schon dunkel, fast Nacht. Wir gingen weiter, bis wir aus dem Friedhof herauskamen. Es gab dort ein sehr hübsches Wäldchen, in dem wir am Schabbat immer gespielt hatten. Dort gab es Bänke, auf die wir uns legten. Meine Schwester sagte wieder: «Komm, wir gehen zurück, lass uns zurückgehen, was machen wir nur?»

Unsere Röcke waren voller Geld. Unsere Grossmutter hatte sich schon vorher gedacht, dass etwas Ungutes passieren würde. Sie hatte jedem

Mädchen Banknoten in den Saum eingenäht. «Wir haben Geld. Wir kommen schon irgendwie zurecht», sagte ich zu meiner Schwester. Ich wusste auch nicht, was wir machen sollten. Wir blieben die ganze Nacht in dem Wäldchen, und am Morgen gingen wir zum Haus der nichtjüdischen Familie, die unsere Cousine, die auch dabei war, kannte. Es war fünf Uhr früh. Nachdem wir ihnen erzählt hatten, dass wir geflohen waren, sagte die Frau: «Ich schäme mich für mein Volk.» Und sie fragte: «Wie kann man euch helfen?» Wir konnten uns bei ihnen waschen und etwas trinken. Wir baten nur um eines: «Helft uns, nach Budapest zu kommen.» Wir wussten, dass man Juden dort noch bleiben liess. «Steigt nicht in den Zug in Vác ein», sagte die Frau. «Dort würden sie euch erkennen. Geht zur nächsten Stadt. Meine Tochter wird auf einem Pferd reiten, und ihr geht ihr langsam hinterher, sie wird euch hinführen. Dort kennt man euch nicht.» So machten wir es, und wir gelangten auf diesem Weg nach Budapest.

Wir waren fast ein halbes Jahr in Budapest, von Juni bis November 1944. Wir wohnten im Ghetto bei einer Familie, die uns helfen wollte. Wir lebten unter schwierigsten Verhältnissen. Wir verdienten ein bisschen Geld damit, unserer Cousine, der Näherin, zu helfen. Sie nahm Arbeiten zu Hause an. Die Lage wurde immer härter. Wir hatten Angst. Es gab vier Jungen dort; einer von ihnen war ein guter Freund dieser Cousine. Sie machten uns Papiere – mit unseren Fotos und irgendeinem Geburtsort –, die uns als Nichtjüdinnen auswiesen, damit wir ein bisschen herumlaufen konnten. Der Freund erzählte uns vom Glashaus und sagte, er werde versuchen, uns dort hineinzubringen.

Mein zukünftiger Mann, Meir, war im Arbeitslager. Wir schrieben uns die ganze Zeit. Er wusste, dass wir geflohen waren und dass die Lage bei uns sehr hart war. Er hatte gehört, dass sie junge Mädchen auf sammelten und in Arbeitslager brachten. Er schrieb: «Man muss versuchen, irgendwie aus dem Ghetto herauszukommen.» Sein Arbeitstrupp gelangte nach Budapest. Meir ergriff die Flucht und schloss sich uns an. Am Anfang versteckten wir uns alle im gleichen Haus. Aber es war kein sicherer Ort, und

wir zogen in ein Schweizer Schutzhaus. Dort befand sich eine solche Masse von Menschen, dass wir kaum Platz hatten, auf dem Boden zu sitzen. Da sassen wir und warteten auf die Erlösung, die unser Freund uns versprochen hatte – dass er uns ins Glashaus bringen würde. Er sagte uns, wir sollten jeden Tag zum Glashaus in der Vadász-Gasse gehen. Das taten wir. In dieser kleinen Gasse herrschte ein Massenandrang vor dem Glashaus. Juden durften nur zwei Stunden am Tag das Haus verlassen. Wir hofften, dass in diesen zwei Stunden unsere Namen über Lautsprecher ausgerufen würden. «Bleibt hier stehen», sagte unser Freund. «Ich werde mit den Jungs reden. Wir wollen alle retten, aber das ist unmöglich.»

Als erste wurde meine Schwester aufgerufen. Sie hatte Angst, alleine zu gehen und weinte, aber schliesslich ging sie. Mich riefen sie am Tag danach, am 7. Dezember 1944. Es war das Haus von Arthur Weiss. Es hatte drei Stockwerke; ganz unten war das Schweizer Büro. Die Leute in den drei Stockwerken waren auf interessante Weise angeordnet. Die Mitglieder von Agudat Israel – die streng Orthodoxen – waren im unteren Stockwerk. Im mittleren befand sich die Misrachi, und Hanoar Hazoni war im Dachgeschoss. Obwohl wir sehr orthodox waren, quartierten sie uns im Dachgeschoss ein, bei den Kameraden dieses Jungen.

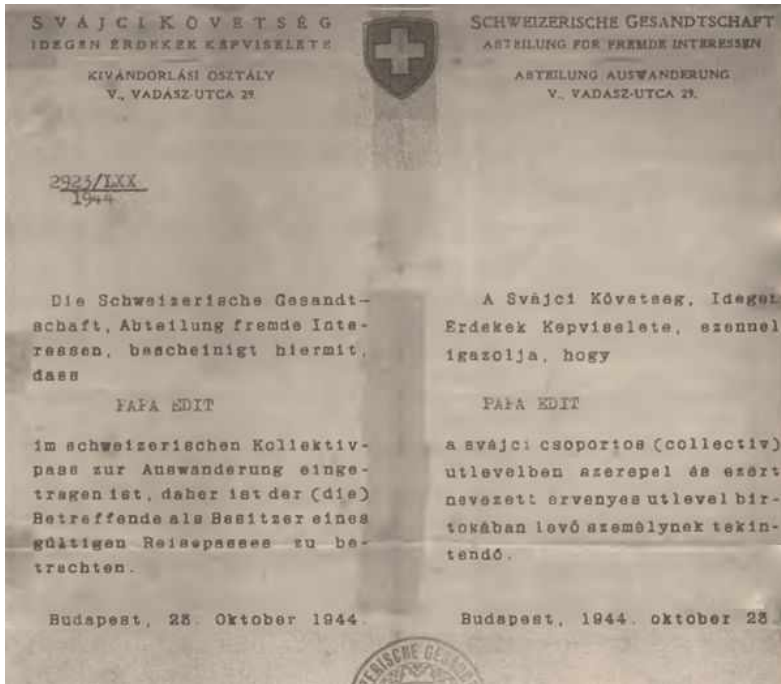
Wir hatten Hunger, und wie! Ich erinnere mich an eine Art Cracker, die mit irgendetwas bestrichen waren, aber ich weiss nicht mehr, womit. Meine Schwester ging manchmal in die unteren Stockwerke, um etwas zu essen zu holen. Sie war ein hübsches Mädchen: «Geh du, sie lieben dich, und bring was!», sagten wir zu ihr. Wir bekamen jeden Tag mehrmals etwas, aber es war nicht genug. Auch beim Wasser musste gespart werden. Wir lagen auf dem Boden. Es gab keine Matratzen, es gab keine Decken, wir zogen uns nicht aus, wir hatten keine anderen Kleider. Wir lagen da, auf dem Boden und waren schon froh, dass wir keine Angst mehr zu haben brauchten. Zwei berühmte Lehrer waren auch dort – Ezra Grosz, der zusammen mit Doktor Mannheim ein ungarisch-hebräisches Wörterbuch

schrieb. Er lehrte uns Hebräisch. Und es gab noch einen berühmten Lehrer für Gesang, Rothmann. Er brachte uns Liederbei. Ich erinnere mich, dass es Gruppen gab, die Dame spielten.

Wir waren voller Läuse. Wir wuschen uns nicht, denn wir mussten Wasser sparen. Ich weiss nicht, ich will mich wohl nicht mehr erinnern, wo die Toiletten waren, wie ich aufs Klo ging, ich weiss es nicht mehr. In dem Buch hier, das mein Mann geschrieben hat, habe ich gelesen, dass sich die Toiletten verstopften. Man grub Löcher unten im Hof, aber dort war ich nie. Ich erinnere mich nicht.

Gegen Ende des Kriegs hatten die Deutschen den Verdacht, dass sich Juden im Glashaus versteckten. Etliche Male sagte man uns, ganz still zu sein und uns nicht zu rühren, weil sie unten kontrollieren kamen. Irgendwie gelang es dem Büro immer, sie loszuwerden; sie gaben ihnen Geld oder etwas zu trinken. Ungefähr zehn Tage vor der Befreiung sagten wir: «Schluss. Wir müssen auch von hier raus.» Wir hatten Angst. Einige Jungen zogen los, um verlassene Häuser zu überprüfen. Die Leute waren geflüchtet, hatten die Häuser aus Angst vor den Bomben verlassen. Die Jungen fanden einige leere Häuser, und in der Nacht, im Dunkeln, führten sie uns zu diesen Häusern und quartierten uns dort ein. Wir hatten Angst. Und tatsächlich, gegen Ende [in der Nacht vom 31. Dezember 1944 zum 1. Januar 1945] kamen die Pfeilkreuzler und nahmen Herrn Weiss, Arthur Weiss, mit. Er ist nicht zurückgekehrt. Wir wussten, dass er verschwunden war.

Am 18. Januar kamen die Russen und befreiten uns. Wir gingen hinaus – ich, meine Schwester Rachel und [mein zukünftiger Mann] Meir. Meine Cousine und der Junge blieben in Budapest. Wir begannen, zu Fuss nach Hause zu gehen. Von Zeit zu Zeit hielten die Russen, unsere Retter, uns an und fragten: «Wohin?» Sie nahmen uns dann bis nach Vác mit. Es war nicht weit. Es waren schon ein paar Juden da – solche, die sich versteckt hatten oder befreit worden waren. Wir waren alles in allem zwanzig Juden in jenem Haus. Wir lebten in einer Wohngemeinschaft, und die Nichtju-



Schutzbrief für Edit Papa, ausgestellt von der Schweizer Gesandtschaft
23. Oktober 1944

den gaben uns Essen und taten so, als freuten sie sich, dass wir überlebt hatten und zurückgekommen waren.

Meine Grossmutter ist mitsamt allen Kindern umgekommen. Es blieb niemand übrig... niemand... keiner kam zurück, nein, nein. Weder mein Vater aus dem Arbeitslager, noch meine Grossmutter und die Kinder. Nein. Nur diese eine jüngere Schwester blieb übrig, Rachel, und auch Chana, die nicht zu Hause gewesen war, als sie uns holten. Wir blieben etwa ein Jahr in Vac. Während dieser Zeit heirateten wir – am 18. Februar 1945. Wir hatten eine Hochzeit, aber ich hatte kein Kleid, und mein Mann hatte keinen Anzug. Es waren zwanzig Juden da, und sie machten die Chupa aus

einem Gebetsmantel. Wir heirateten ohne Musikkapelle, ohne ein Viertel Huhn, aber wir waren glücklich.

Am 14. Mai 1946 kamen wir in Palästina an, mit der «Max Nordau». Vom Schiff brachte man uns direkt ins Haftlager nach Atlit. Als sie sahen, dass ich einen dicken Bauch hatte, brachten sie mich ins Krankenhaus, denn sie wollten nicht, dass ich im Lager niederkomme. Für mich war es schön dort: Ich hatte ein gutes Bett, weisses Bettzeug, gutes Essen. Ich war selig. Auch mein Mann hat gesagt, dass er kein schlechtes Gefühl aus Atlit zurückbehalten hat. Die hebräischen Buchstaben auf der Margarineverpackung und das Karmel-Gebirge, auf das er schauen konnte, machten ihn froh. Ich brachte einen Sohn zur Welt, Zvi; er ist nach dem Vater meines Mannes benannt. Unsere Tochter, die Dvorah nach meiner Mutter heisst, wurde drei Jahre später geboren. Mein Mann arbeitete als Kinderbetreuer und als Lehrer. Ich hatte keinen Beruf.

Ich habe fünf Enkel, zwanzig Urenkel und zweieinhalb Ururenkel – einer ist noch unterwegs. Alles dank dem Glashaus. Heute unterrichten sie den Holocaust in der Schule. Die Enkel interviewen die Grossmütter und machen schöne Arbeiten. Ich bin daran interessiert, dass die Geschichte nicht vergessen wird, dass sie in Erinnerung bleibt. Am Holocaustgedenktag reden sie darüber, und immer sagen sie, dass grosse Familien die Rache dafür seien, dass sie nicht alle töten konnten.

Die Leute haben die ganze Zeit von Carl Lutz geredet, als wir im Glashaus waren. Sie haben uns von ihm erzählt, oben, im Dachgeschoss. Wir sagten: «Gelobt sei Gott, dass er ein solches Herz hat und uns hilft.» Wir wussten, dass er die Rettung organisierte. Dank ihm sind wir am Leben geblieben. Er hat uns gerettet. Er hat grosse Anstrengungen unternommen, um uns alle zu retten. Dank Carl Lutz haben viele Juden heute schöne, grosse Familien.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Haifa, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

Chedva Katz



Chedva Katz mit einem Bild ihrer Grossmutter Slove
Blau, Petach Tikwa, Israel 2017

Petach Tikwa, Israel

Geboren als Judith Sloveh Hermann am 23. November 1935 in Mako
(Ungarn).

«Ich erinnere mich daran, dass es ein Haus war, das ganz aus Glas bestand»

Die Geschichte hinter meinem Namen: Ich hatte einen grösseren Bruder; er wurde Jehoschua Jakob genannt. Wir haben einen Gebetsvers: «Chedvat jeschu'ot jakov, al tira avdi jakov – die Freude der Befreiung Jakobs, fürchte dich nicht, mein Knecht Jakob.» Als wir im Jahr 1935 anfangen, Antisemitismus zu erleben, sagten wir: «Wenn es die Freude über Jakobs Befreiung gibt, gibt es nichts zu befürchten.» Daher nannte man mich Chedva. Als meine Eltern aufs Meldeamt der Stadtverwaltung gingen, um meinen Namen eintragen zu lassen, haben sie dort den Namen «Chedva» nicht akzeptiert – das sei kein offizieller Name. Also gaben sie mir den Namen «Judith».

Ich lebte nur ein Jahr in Mako. Ich wurde mit einem Beckenfehler geboren, und man brachte mich nach Budapest, wo ich operiert wurde. Ich musste acht Monate im Gips liegen, und seitdem wohnten wir in Budapest. Mein Vater, Mikscha (Meir) Hermann, war Holzhändler. Meine Mutter, Gisela (Goldi) Neumann, hatte daheim einen Salon für Kinderkleider. Jehoschua, mein Bruder, war zweieinhalb Jahre älter als ich. Wir waren eine religiöse Familie, lernten in religiösen Einrichtungen – ich in einer religiösen Grundschule und mein Bruder in einer Talmud-Tora-Schule [jüdische Religionsschule für Kinder]. Wir wohnten in einem Gebäude der neologen Synagoge in der Zaki-Strasse 3, aber wir gehörten der orthodoxen Synagoge an. Es gab keinen Kontakt zu Nichtjuden. Das Gebäude wurde ausschliesslich von der jüdischen Gemeinde benutzt. Nur das Hausmädchen war eine Nichtjüdin.

Im November 1942 wurde mein Vater zur Zwangsarbeit eingezogen. Damit änderte sich unser Leben; es gab keinen Vater mehr zu Hause. Im Januar 1943 wurde mein Vater in Russland ermordet, aber damals wuss-

ten wir das noch nicht. Meine Mutter begann, diverse Handelsgeschäfte zu tätigen, um für uns sorgen zu können. Als Kind merkte ich wenig vom Krieg, äusser den Geschichten, die ich hörte. Es gab Flüchtlinge aus der Slowakei und Polen, die nach Ungarn flohen, als es da noch verhältnismässig ruhig war. Diese Flüchtlinge erzählten von schrecklichen Sachen, die in Europa passierten. Die Ungarn glaubten es ihnen einfach nicht: «Zu uns wird das nicht kommen.» Meine Mutter allerdings glaubte es und begann, sich darauf vorzubereiten. Als mein Vater eingezogen wurde, vermietete meine Mutter ein Zimmer an einen Flüchtling aus Wien, einen Juden. Er erzählte alles, was er wusste. Und nach der Invasion der Deutschen half er uns ein bisschen.

Am 19. März 1944 – es war ein Sonntag, daran erinnere ich mich bestens – gingen wir nicht weit von unserem Haus an der Donau spazieren, auf der Brücke. Ihr Einmarsch erfolgte entlang der Donau, am Donauufer. Sie kamen in Reih und Glied, ganz ordentlich und hübsch, wie einer der Aufmärsche, die man die ganze Zeit in den Filmen sieht: Die Deutschen marschierten in Ungarn ein. Sie kamen mit einem fertigen Drehbuch, mit fertigen Anweisungen. Sie fingen mit den Provinzstädten an, und innerhalb weniger Wochen waren sie damit fertig, das heisst, sie hatten die Juden von dort geradewegs nach Auschwitz geschickt. In Budapest gab es noch kein Ghetto, aber wir hatten mit einem gelben Stern gekennzeichnete Häuser, in denen die Juden wohnten.

Tagsüber war es noch möglich, bis zu einer bestimmten Zeit zu gehen und zu kommen. Es war für die Gojim verboten, bei Juden zu arbeiten, daher schickte meine Mutter das Hausmädchen heim, aber vorher schickte sie es noch in die Kleinstadt, in der meine Grosseltern – die Eltern meines Vaters – wohnten, um sie nach Budapest zu bringen, damit wir für sie sorgen konnten. Mein Grossvater sagte: «Ich gehe nicht weg. Was auch immer mit allen geschehen mag, wird auch mir geschehen.» Und das passierte wirklich. Nach einigen Wochen ging er mit allen zusammen nach Auschwitz. Die Familie meiner Mutter brauchte nicht gerettet zu werden.

Acht von zehn Brüdern waren in den Zwanzigerjahren ins damalige Palästina ausgewandert. Meine Mutter versuchte, die Familie meines Vaters zu retten, aber es gelang ihr nicht.

Noch wohnten wir im Gelbsterhaus, mit diesem Mieter, Herrn Chajek, dem meine Mutter das Zimmer vermietet hatte, und mit einer weiteren Familie, die sich uns angeschlossen hatte. Sie drängten die Juden zusammen: Jedes Zimmer war für eine Familie bestimmt. Es war verboten, Zimmer an Flüchtlinge zu vermieten. Gegenüber dem Hausmädchen tat Herr Chajek deshalb so, als wäre er unser Englischlehrer. Wir gingen in sein Zimmer und gaben ein paar Wörter auf Englisch von uns, damit es klang, als ob er uns Unterricht geben würde. Dieser Flüchtling, dieser Jude aus Wien, kannte Leute, kannte Flüchtlinge, kannte Wege. Er sagte meiner Mutter, dass man sich Papiere von Nichtjuden beschaffen und aus der Gegend verschwinden müsste. Und das versuchte meine Mutter zu tun. Mir besorgten sie Papiere, wie nannten sie mich gleich – Brani Viktoria Tatlin, das war mein neuer Name. Meine Mutter brachte mir alles bei, was man als reformierte Christin wissen musste – Gebete, Bräuche, Namen, alle möglichen Sachen. Sie weckte mich mitten in der Nacht auf und fragte mich: «Mädchen, wie heisst du?» Und ich sagte ihr den neuen Namen.

Das war Anfang 1944. Ich war acht und wurde im November neun. Ich weiss nicht, wie meine Mutter die Papiere beschafft hatte; vielleicht über diesen Flüchtling, der uns dabei half, solche Dinge zu kriegen. Gut, dass meine Mutter den Geschichten von Herrn Chajek glaubte. Ich ging in ein Dorf und lebte dort bei einer Goja. Für meinen Bruder konnte man beim besten Willen nichts arrangieren, denn er sah aus und benahm sich wie ein typischer Jude, mit liturgischem Singsang, wo immer er hinkam. Herr Chajek sagte, es gebe keine Chance, einen Platz für ihn zu beschaffen, weil er jüdisch aussah und sich auch so benahm. Das mit dem Aussehen liess sich regeln – das war kein Problem –, aber das mit dem Benehmen nicht; es fiel ihm schwer, sich den neuen Notwendigkeiten anzupassen.

Ich war zwei Wochen bei der Goja. Es war in Ordnung dort. Aber genau zu der Zeit verbannten sie die Juden aus diesem Dorf. Ich sah sie mit ihrem Gepäck in Kolonnen marschieren. Ich musste mich beherrschen, damit ich mich nicht verdächtig benahm, keinen Kummer zeigen, wenn ich schon keine Freude zustande brachte. Nach zwei Wochen wollte eine Freundin meiner Mutter ihre Tochter in das Dorf bringen. Für die Goja lohnte sich das, denn sie bekam viel Geld dafür. Es war Sommer. Ich erinnere mich, dass wir Erdbeeren pflückten. Die Nachbarn der Goja fragten das Mädchen, «Kind, wie lange bleibst du bei deiner Tante?» Wir erzählten zur Tarnung, dass sie Waise war, weil ihre Eltern an einem entfernten Ort bombardiert worden waren, und gekommen war, um bei ihrer Tante zu wohnen. Das war auch meine Geschichte. Das Mädchen – es war nicht trainiert wie ich – sagte: «Nicht lange, nur bis wir nach Palästina fahren.» Nun, sie hat die ganze Ghose verraten. Daraufhin nahm die Christin uns beide und brachte uns zu den Eltern zurück. Dann waren wir noch einmal in dem gekennzeichneten Haus zusammen bis zum 15. Oktober 1944.

Als der Reichsverweser von Ungarn, Horthy, zurücktrat, dachten wir, dass die Verbündeten nahe seien und der Krieg in paar Stunden zu Ende wäre. Aber an seine Stelle trat die Pfeilkreuzlerpartei. Sie waren viel schlimmer – grausamer und totalitärer. In dieser Zeit kam der Bruder meines Vaters zu uns. Er war aus dem Zwangsarbeitslager geflohen. Wir dachten, dass alles zu Ende sei und da ging er ans Fenster, um hinauszusehen, aber man durfte keinesfalls aus dem Fenster schauen. Einer der Pfeilkreuzler sah, dass ein Mann herausspähte, was ihn sehr ärgerte. Er stürmte in unser Haus. Meine Mutter brachte ihren Schwager ins Zimmer des Hausmädchens – ein kleiner Raum mit einem Klappbett, das sich zu einem Kastentisch zusammenklappen liess. Sie steckte ihn in diesen Tisch, breitete eine Tischdecke darüber, stellte eine Tischdekoration darauf, und bis die Pfeilkreuzler im dritten Stock angelangt waren, war der Schwager schon versteckt. Sie sagten: «Von hier hat ein Mann hinausgeschaut.» Meine Mutter sagte: «Schon seit Jahren, seit 1942, gibt es hier überhaupt

keinen Mann mehr.» Die Pfeilkreuzler suchten, aber sie fanden ihn nicht. Er wurde mit uns im Glashaus gerettet.

Nach diesem Vorfall entschieden wir, dass es unmöglich war, im Gelbsterhaus zu bleiben. Das Haus war zu markant. Wir sahen, dass sie Leute aus dem Haus holten und mitnahmen. Sie stellten sie ans Donauufer, erschossen sie, und das Wasser trug sie fort. Also suchten wir wieder nach einem Platz zum Wohnen. Meine Mutter dachte, dass man im Waisenhaus im Ghetto mehr Mitleid mit den Kindern hätte und dass es dort Essen gäbe, und so brachte sie uns – meinen Bruder und mich – ins Waisenhaus, und sie suchte für sich und ihren Schwager weiter nach einem Wohnplatz. Lili, eine Freundin meiner Mutter, brachte sie irgendwie ins Glashaus. Als meine Mutter drinnen war, organisierte sie sich Papiere. Dort waren sie ständig mit der Produktion dieser Papiere beschäftigt. Es gab eine geringe Anzahl von originalen Schutzpässen, aber sie – darunter meine Mutter und diese Freundin, Lili, – fabrizierten und druckten Unmengen davon. Meine Mutter, die mit diesen Fälschungen beschäftigt war, sagte, sie habe für meinen Onkel und noch andere, die sie kannte, Schutzpässe gefälscht.

Meine Mutter hörte anscheinend im Glashaus Geschichten darüber, was im Ghetto vor sich ging, und dass sie [die Pfeilkreuzler] von Strasse zu Strasse zogen, die Leute einsammelten und sie entweder nach Auschwitz oder zur Donau brachten. Meine Mutter sorgte sich um uns und schickte zwei Onkel – einer von ihnen kam mit allen Menschen gut zurecht und war sehr geschickt –, um uns aus dem Ghetto zu holen, aber ohne Papiere, ohne alles. Er ging also ins Ghetto – hineinkommen war kein Problem – und holte uns aus dem Waisenhaus. Wir gingen die Vadász-Gasse entlang in Richtung Glashaus. Unterwegs trafen wir den Sohn des Pförtners, der schon zu den Pfeilkreuzlern gehörte. Er war im gleichen Gebäude wie wir aufgewachsen und fragte meinen Onkel: «Wo bringst du diese Kinder hin? Ich kenne sie.»

«Ich bringe sie zum Verhör», antwortete der Onkel. Das kam einfach so aus ihm heraus. Der Junge glaubte ihm und liess uns gehen.

So kamen wir ins Glashaus. Wir wohnten dort von November 1944 bis Mitte Januar 1945. Was wir dort gemacht haben? Tabula rasa, keine Ahnung, ich erinnere mich nicht. Ich erinnere mich daran, dass es ein Haus war, das ganz aus Glas bestand, alles. Die Wände waren aus gepanzertem Glas, alles war aus Glas. Das Gebäude gehörte dem Besitzer einer Glasfabrik, der Weiss hiess. Er hatte das Gebäude selbst gebaut. Auch seine Büros und Lager befanden sich anscheinend dort, ich weiss es nicht genau. Aber es gab riesige Keller und einen sehr grossen Speicher, über zwei Stockwerke, vielleicht sogar mehr. Dort, in dieses Gebäude – das müssen Sie sich vorstellen – gingen 2400 Menschen hinein. Enger als eng. Unser Territorium bestand aus dem Überzug eines Doppelbetts. Wir legten die Bettdecke dorthin, und darauf schliefen meine Mutter, mein Bruder und ich sowie ihre Freundin mit ihren vier Söhnen. Das war verhältnismässig viel Platz, es war wie eine Villa. Offenbar war das Ganze ein Lager. Es gab Regale dort, ohne Glas. Die Jungen schliefen auf den Regalen oben, und wir schliefen auf der Fläche unten.

Was wir gegessen haben? Als wir ins Glashaus kamen, stellten sich meine Mutter und ihre Freundin – die mit den vier Söhnen – freiwillig zur Verfügung, in der Küche zu arbeiten. Sie waren die Köchinnen. Warum sie sich freiwillig gemeldet hat? Weil sie nicht wollte, dass wir Hunger litten. Ich habe welche getroffen, die sagten, dass sie dort hungrig waren, ich war es nicht. Wir haben nie schlimmen Hunger gespürt. In der Nacht schrien hungrige Kinder: «Chedva, Chedva, Brot!» Alles, was sie hatten, war trockenes, verschimmeltes Brot. Ich ging immer in die Küche und sagte zu meiner Mutter, sie solle das Brot in den Ofen stecken. Und dann brachte ich ihnen das Brot zurück. Es war nicht mein Brot, sondern ihres. Ich habe es nur erneuert für sie.

Als meine Mutter [vor dem Einmarsch der Deutschen] die Geschichten von den Flüchtlingen hörte, hat sie sich vorbereitet. Sie kaufte eine Menge dieser kleinen Vitaminschokoladen – verpackte kleine Vierecke. Sie hatte [jetzt im Glashaus] eine ganze Tasche voll. Wenn sie in die Küche arbeiten

ging, hängte sie mir die Tasche um und sagte: «Das hier gibst du die ganze Zeit nicht aus der Hand.» In Ordnung, ich erinnere mich, dass ich auf die Tasche aufpasste, aber was wir dort während der ganzen Zeit machten – ich habe nicht die leiseste Ahnung.

Das Haus war geschützt. Es gehörte der Schweizerischen Gesandtschaft, und Soldaten und andere durften es nicht betreten. Ich weiss, dass es einmal einen Einbruchversuch gegeben hat, der misslungen ist. Aber ich erinnere mich auch sehr gut an einen Versuch, der tatsächlich gelang. Es war an Silvester, am 31. Dezember 1944. Die Pfeilkreuzler stürmten herein, und es gab auch Tote, ich weiss nicht mehr, wie viele. Aber sie haben alle Bewohner auf die Strasse rausgeholt und sie in einer Reihe aufgestellt. Wir wussten, jetzt bringen sie uns zum Fluss, und das ist das Ende. Ich hatte keine Angst. Ich hörte Schüsse, aber ich dachte nicht, dass es Schüsse waren. Ich dachte, das Tor macht Krach. Ich sah, wie Leute schrien und heulten. Meine Mutter war nicht dort, sie war in der Küche oben. Da flüchtete ich hinein, in den Keller, wo meine beiden Onkel wohnten. Ich wusste, ich musste fliehen, vielleicht hatte ich Angst, ich weiss es nicht, aber ich flüchtete in ihre Arme. Und dann wurden auch Schüsse in den Keller gefeuert. Mein Onkel drückte mich runter, so nah wie möglich an den Boden. Eine Kugel fuhr seinem Gefährten ins Knie. Sie verfehlte meinen Kopf um wenige Zentimeter.

Die Pfeilkreuzler brüllten: «Raus mit euch, wir töten euch, wir schiessen!» Wir gingen hinaus. Und am Ausgang befahlen sie allen, Ringe, Uhren und Schmuck abzulegen und alles Geld herzugeben. Es gab dafür mehrere Stapel: Geld hierhin, Ringe dorthin, Uhren dahin, und alle warfen alles, was sie hatten, dazu. Und ich, ein achtjähriges Mädchen, nicht gross, ich hatte noch die Tasche meiner Mutter bei mir und liess sie nicht los. Die Tasche ging mit mir hinaus, und nachher kam sie auch wieder mit mir zurück. Ich habe auf die Tasche aufgepasst. Das war meine Aufgabe.

Wir standen ein paar Stunden lang da draussen auf der Strasse. Plötzlich tauchte ein sehr schönes, grosses schwarzes Auto auf, es schien sehr



Jehoschua, Gisela und Judith (Chedva) Hermann, Mailand, Italien 1947 (v.l.n.r.)

luxuriös. Es hielt nicht in unserer Nähe, aber man konnte etwas hören. Sie haben geschrien und gerufen, aber ich verstand nicht genau, was sie sagten. Wir erhielten Befehl, in das Gebäude zurückzukehren. Es wird erzählt, dass es Carl Lutz war, der kam und alle Bewohner des Gebäudes gerettet hat. Das ist eine sehr typische Geschichte für das Glashaus. Damals habe ich nicht gehört, wer genau es war. Erst später vernahm ich, dass *er* es war. Ich erinnere mich nicht, ihn gesehen zu haben.

Wir sassen fast drei Monate in der Falle. Meine Mutter verliess die Küche nicht. Wenn bombardiert wurde, versteckte sich die Küchenmenschenschaft hinter den Säcken. Gegenüber dem Glashaus befand sich eine Flugabwehr-Station, ein Ziel der Bombenabwürfe. Die ganze Umgebung, alle Häuser wurden bombardiert, zerstört und verlassen. Doch das Glashaus blieb an seinem Platz stehen, es wurde nicht zerstört. Drinnen wurde schon gar nichts zerstört. Sie bombardierten das Haus daneben. Das Glashaus war derart überfüllt, dass die Juden eine Öffnung in die Mauer zwischen dem Keller des Glashauses und dem Keller des Nachbarhauses machten. Es gab einige, die dort hinüberzogen [in den Keller des zerstörten Hauses], um mehr Platz zum Wohnen zu haben. Als die Schiesserei

anfang, hat mein Bruder diese Öffnung gefunden und ist sofort hinübergegangen.

Wir waren lange im Glashaus. Ich erinnere mich nicht, dass es fließendes Wasser gegeben hätte, dass wir uns irgendwo gewaschen hätten. Aber ich weiss noch, dass wir in den Schnee hinausgingen. Ich ging in den Schnee hinaus, um mir die Hände zu säubern, rieb mir die Hände und das Gesicht mit Schnee ab, statt mich zu waschen. Den Kopf haben wir uns natürlich wochenlang nicht gewaschen. Wir waren voller Läuse. Am 18. Januar kam das Ende. Es wurde still. Das ist schwer zu beschreiben. Wir hatten uns an den ununterbrochenen Bombenlärm gewöhnt. Als es keine Einschläge mehr gab, war das merkwürdig. Auf einmal wurde es still, und die Leute fingen an hinauszugehen, um nachzuschauen, warum es so still war. Sie sahen, dass alle Posten verlassen waren, keine Soldaten auf der Strasse, alles war leer. Danach sahen sie von Weitem einen Panzer und erkannten, dass es ein russischer Panzer war. Die Freude war riesengross. Auch wir kamen heraus, mein Bruder und ich, und es gab wohl noch mehr Kinder dort. Der Panzer hielt neben uns und die Soldaten stiegen herunter. Sie hatten offenbar seit Jahren keine Kinder mehr gesehen. Sie schwangen uns in die Luft und tanzten mit uns. Einer holte einen riesigen russischen Brotlaib heraus und verteilte ihn an die Kinder mitsamt ihrem Fleisch – wahrscheinlich Schweinefleisch. Kurz, die Freude war gross, und Bonbons gab es auch, glaube ich. Ich weiss es nicht mehr. An das Brot erinnere ich mich. Und das war's. Die Befreiung war da.

Das Glashaus lag nicht weit von unserem Haus entfernt. Auf dem Weg sahen wir Ruinen und gesprengte Strassen, Kadaver von Pferden und tote Menschen und Geschäfte, die geplündert wurden. Ich erinnere mich, dass Leute kamen und sich Stücke von einem Pferd abschnitten, um es zu essen. Danach zogen wir in die Kleinstadt von meinem Vater und den Onkeln. Der eine Onkel, zu dem ich ins Glashaus geflüchtet war, hatte seine Frau und vier Kinder, seine Eltern und seine Schwester mit vier Kindern verloren. Der zweite Onkel hatte auch eine Frau mit einem sechsjährigen

Sohn, und sie war schwanger. Meine Mutter konnte sie retten. Sie wohnte in Budapest, und meine Mutter beschaffte ihr falsche Papiere. Sie ging mit ihrem Sohn in ein Dorf, getarnt als Christin und kam dort nieder. Der Onkel machte sie ausfindig, sie fanden sich wieder, und alles war in Ordnung, scheinbar. Wir blieben dort. Meine Mutter wusste nicht, was mit meinem Vater passiert war, also warteten wir. Wir warteten von Januar 1945 bis August 1946.

Erst vor Kurzem haben wir erfahren, dass mein Vater schon im Januar 1943 in Russland ermordet worden war, aber damals wussten wir das nicht. Wir hatten die Information erhalten, dass er vermisst war. Vom Roten Kreuz schickten sie Standardbriefe – jeder, der nicht da war, galt als vermisst. Ein Nachbar, ein Ladenbesitzer, der uns gegenüber wohnte, hat ihn in Russland beim grossen Rückzug der deutschen und ungarischen Armeen getroffen. Er hat meinen Vater getroffen, als er im Schnee sass und sagte zu ihm: «Komm Hermann. Du darfst dich nicht hinsetzen. Man erfriert hier zu Tode.» Mein Vater sagte: «Ich rühre mich nicht mehr weg von hier.» Er wollte ihm helfen, aber mein Vater rührte sich nicht mehr. Das war die Geschichte des Ladenbesitzers. [Jahre später, 2012, hörte Chedva von einem Mitarbeiter des Yad Vashem, dass ihr Vater am 29.1.1943 in Russland ermordet und in einem Massengrab in Tolstoye begraben worden war. Bis dahin wusste sie nur, dass er vermisst war.]

Im August 1946 machten meine Mutter, mein Bruder und ich uns auf den Weg ins damalige Palästina. Wir waren acht Monate lang unterwegs. Auch hier gibt es Geschichten ohne Ende. Es dauerte zwei Wochen, bis wir die ungarische Grenze passiert hatten. Von dort gelangten wir nach Wien, von Wien weiter nach Salzburg. Überall, wo wir hinkamen, kamen wir in ein Flüchtlingslager und warteten. Von Salzburg ging es nach Innsbruck, und von Innsbruck gingen wir zu Fuss über die Grenze, über die Alpen, nach Italien, nach Meran, und von Meran nach Mailand. In der Nähe von Mailand gab es, sie nannten es «Kibbuz», das Kibbuz Aviata. Es war eine Art kleines Ausbildungslager, eine Vorbereitung auf Palästina. Dort fing man an, Hebräisch zu lernen, dort gab es auch schon Leute von der Jewish

Agency von hier, die uns empfangen. An anderen Orten in Europa gab es Leute aus Palästina, die sich Bricha [Flucht] nannten und Juden halfen, zu fliehen. Die Leute von Bricha waren aus Kibbuzim des Haschomer Hazair und der Misrachi. Die ganze Geschichte dauerte acht Monate. Und an jedem neuen Ort, wo wir ankamen, musste man eine Unterkunft organisieren. Wir bekamen überall immer ein Etagenbett. Das Erste, was ich machte, war – ich nahm diese Bettdecke, auf der wir geschlafen hatten [im Glashaus], und legte sie um die Etagen herum: Das gehört uns, das ist jetzt unser Zuhause.

Meine Mutter war mit ihren Brüdern in Palästina in Verbindung. Als die Brüder erfuhren, dass sie mit den beiden Kindern überlebt hatte, stellten sie ihre ganze Welt auf den Kopf, verkauften Schmuck, verkauften alles, was möglich war, um meiner Mutter und uns Schiffsfahrkarten und Papiere zu kaufen. Aber hier [in Israel bzw. im damaligen Palästina] waren die Engländer, und wir konnten nicht einreisen. Wenn wir angekommen wären, wären wir – im besten Fall – nach Zypern gelangt. Aber die Engländer wollten nicht, dass wir auf Zypern landeten.⁶⁴ Also noch eine Fälschungsaffäre. Wir hatten eine Verwandte, die im damaligen Palästina, in Jerusalem, geboren war. Die Familie kam aber hier nicht zurecht und kehrte nach Ungarn zurück. Die Brüder meiner Mutter besorgten die Geburtsurkunde von dieser Verwandten und übertrugen sie auf den Namen meiner Mutter. Sie machten neue falsche Papiere mit Stempeln. Dem Ausweis nach war meine Mutter jetzt eine geborene Jerusalemerin und hatte damit ein Rückkehrrecht. Die Engländer liessen uns am Ende wirklich einreisen. Zwei Brüder meiner Mutter kamen nach Italien, um uns zu treffen und mit uns den Weg fortzusetzen. Wir reisten mit ihnen nach Rom

⁶⁴ Die britische Mandatsverwaltung in Palästina verfolgte eine restriktive Immigrationspolitik und verhängte im November 1945 eine Seeblockade. Diese führte dazu, dass die Flüchtlingsschiffe mit Displaced Persons – es waren fast ausschliesslich Holocaustüberlebende – im Mittelmeer aufgegriffen und in Lagern in Palästina und (ab August 1946) auch auf Zypern interniert wurden.

und nach Neapel, und von dort hatten wir Karten für das Schiff «Transilvania». Wir kamen zwischen Purim und Pessach in Palästina an, am 18. März 1947, oder ungefähr dann, vor der Staatsverkündung. Es war eine ungeheure Freude. Hier fanden wir eine warmherzige Familie, Kinder und Onkel und Tanten, die Grossmutter war noch am Leben, nur der Grossvater nicht mehr. Innerhalb von drei Monaten lernte ich Hebräisch, mit Hilfe einer Cousine, die Seminaristin war. Ich kam in die Schule [Talpiot, in Tel Aviv] und war die erste Einwanderin in der vierten Klasse. Sie nahmen mich sehr schön auf! Meine grosse Freude war, dass ich keine Löcher in den Ohren hatte. Das war das Zeichen einer Neueinwanderin – Ringe in den Ohren. Hier war es das Ideal, wie die Sabres [in Israel Geborenen] zu sein, sofort und auf der Stelle.

Meine Onkel hatten zwei Geschäfte. Meine Mutter arbeitete in einem davon. Und später, nach ein paar Jahren, heiratete sie, und alles war in Ordnung. Sie bekam keine Kinder mehr, aber wir lebten wie eine Familie. Ich wurde Lehrerin und arbeitete in Kfar Saba. Mein Mann arbeitete an der gleichen Schule, er war auch Lehrer. Wir begegneten uns in dieser Schule, heirateten und gründeten eine Familie. Ich habe einen Sohn, der in Peduel eine Jeschiwa leitet, die mit einem militärischen Vorbereitungskurs kombiniert ist. Er ist 56 und heisst Meir, nach meinem Vater – Meir Katz. Ich habe eine Tochter, und sie heisst Oschrit⁶⁵. Ihr Name zeigt, was wir dachten, was wir fühlten. Und sie wohnt hier, zwei Häuser weiter weg von mir. Ich habe zehn Enkel und dreizehn Urenkel. Gott sei Dank, Gott sei Dank, alle arbeiten, alle lernen, machen, was man eben machen muss.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Petach Tikwa, Israel, geführt.
Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

⁶⁵ Anm. d. Ü.: von Hebräisch: *oscher* = Glück.

Naomi Katz



Naomi Katz, Kibbuz Ga'aton, Israel 2017

Kibbuz Ga'aton, Israel

Geboren als Röza Lustig am 4. April 1926 in Győr (Ungarn).

«Schmulik spielte Akkordeon, und wir alle sangen die ,Hatikva' am Deck des Schiffs»

Ich wurde in Ungarn in einer Stadt namens Gyor geboren, die auf halbem Weg zwischen Wien und Budapest liegt. Unser Haus stand im Stadtteil Sziget [Ungarisch: Insel], der so genannt wurde, weil er von Flüssen umgeben war. Ich hatte dort kein ländliches, aber auch kein ausgesprochen städtisches Leben. Mein Vater und meine Mutter sind sich offenbar per Zufall begegnet. Meine Mutter ist in Stupava geboren, einem Dorf bei Bratislava – das heute in der Slowakei liegt. Die Sprache dort war Slowakisch, aber man sprach auch Tschechisch, Deutsch und ein bisschen Ungarisch. Meine Mutter hiess Margarete Grete. Sie war deutschsprachig und auch meine Muttersprache war Deutsch. Alle Lieder und Spiele meiner Kindheit waren mit der österreichisch-ungarischen Kultur verbunden. Ich wurde mit Melodien von Schubert und Brahms erzogen.

Mein Vater hiess Abraham Ärpäd, ein ausgesprochen ungarischer Name. Der Name des Anführers, der seinerzeit [im 9. Jahrhundert] über die Karpaten nach Ungarn eindrang, war Ärpäd. Warum ich das erzähle? Weil ich mich als stolze Ungarin fühlte.

Die jüdische Gemeinde in Gyor war sehr klein. Ich besuchte eine jüdische Schule, die religiös geführt wurde. Unsere Familie befolgte die jüdischen Gebote. Mein Vater lief nicht mit einer Kippa herum, aber er ass nicht ohne einen Hut auf dem Kopf. Wir zündeten freitags Schabbatkerzen an und hielten alle Feiertage ein. Mein Vater und seine drei Brüder hatten ein kleines Geschäft für Herrenunterwäsche und Hemden. Meine Mutter war Hausfrau. Wir hatten auch – was sogar in nicht besonders wohlhabenden jüdischen Haushalten üblich war – ein Hausmädchen.

Als ich zehn Jahre alt war, zogen die Brüder meines Vaters nach Budapest, und auch wir zogen dorthin. Mein Vater wurde ein reisender Händler.

Das war anscheinend ein sehr gängiger Beruf unter den Juden. Er fand eine Wohnung, die nahe am Budapester Hauptbahnhof sowie an der ungarischen Schule und dem jüdischen Gymnasium lag, das ich acht Jahre lang besuchte. Unsere Nachbarn waren sowohl Juden als auch Nichtjuden, aber wir nahmen keine Unterschiede wahr. Eine Änderung verspürte ich vielleicht zum ersten Mal am 19. März 1944.

Eine echte Wende in meinem Leben trat ein, als ich sechzehn war [1942] – mein Vater starb an einem Magengeschwür. Das machte mich sehr erwachsen. Wir blieben ohne unseren Haupternährer zurück. Ich fühlte eine grosse Verantwortung für die Familie und dachte, dass ich nun die Rolle meines Vaters übernehmen müsste. Wir hatten eine ordentliche Zweizimmerwohnung, zu der auch noch ein Kämmerchen gehörte, welches ursprünglich für das Hausmädchen vorgesehen war. Ohne Hausmädchen und mit dem Kämmerchen, für welches wir einen Mieter hatten, kamen wir mit der Wohnungsmiete irgendwie zurecht. Ich bemühte mich, jüngeren Schülern Nachhilfeunterricht zu geben, und mit diesem Geld gelang es mir, die Schulgebühr zu bezahlen.

Eine noch grössere Wende trat am 19. März 1944 ein – ein Sonntag. Die Deutschen marschierten ein. Ich war gerade mit meiner Freundin auf der Strasse. Wir sahen uns Bilder von Kinofilmen an. Aber mit diesem Tag endete sowohl das glückliche Leben als auch meine Kindheit schlagartig. Sofort kamen die ersten jüdenfeindlichen Gesetze. Vor allem schüchterten sie uns damit ein, dass wir die Wohnung verlassen und in ein Haus ziehen müssten, das mit einem gelben Stern gekennzeichnet war. Ich war achtzehn, stand gerade vor den Maturitätsprüfungen. Die Deutschen nahmen sich das Gebäude des jüdischen Gymnasiums, das sehr prächtig war, und machten daraus ein Krankenhaus. Im Gymnasium waren die Klassen gemischt gewesen – Jungen und Mädchen. Jetzt mussten wir in eine andere Schule gehen, weit weg von uns, und der Unterricht fand von da an in Schichten statt – am Vormittag die Jungen und am Nachmittag die Mäd-

chen. Täglich gab es Alarme und Bomben während der Prüfungen, wirklich Krieg. Die Russen waren schon sehr nah, manchmal hörten wir sogar ihre Geschütze. Zu unserem Glück fanden wir zu der Zeit eine Wohnung, in die wir, natürlich nur mit unseren persönlichen Sachen und den Betten, umziehen konnten. Wir wohnten nahe am Markt. Dort mieteten wir uns einen Händlerkarren, auf den wir die Betten und unsere Habseligkeiten luden, und so zogen wir um. Die Deutschen verlangten, dass wir Radiogeräte, Schmuck und Wertgegenstände an sie übergaben. Das machten wir folgsam, bis zu einem gewissen Punkt. Wir gaben Ohrringe, Ringe und Uhren ab, aber die goldene Taschenuhr meines Vaters und eine Schachtel mit Geld versteckten wir im Keller. Dort hatte jeder ein eigenes Abteil. Doch die Hausmeisterin ertappte meine drei Jahre jüngere Schwester Zsuzsa, als sie die Sachen versteckte. Sie sagte zu meiner Schwester, dass sie sie jetzt eigentlich der Gestapo übergeben könnte, doch das würde sie nicht tun. Sie unterliess das, weil sie sich stattdessen die Wertgegenstände selber nahm.

1944, nach den Maturitätsprüfungen, suchte ich Arbeit. In der Stadt hingen Plakate, auf denen stand, dass es für die Einwohner Budapests Arbeitsplätze gebe, die mit dem Kriegsbedarf zusammenhingen. Mit etwas Glück fand ich eine Arbeit in einer Ziegelfabrik. Es war eine leichte Arbeit, und ich lernte sie gerne. Ich musste frische Ziegel auf einen Wagen laden und zum Brennofen hinausbringen. Als ich sah, dass es am Arbeitsplatz eine kleine Küche gab, nahm ich meine Mutter und meine Schwester mit, und sie arbeiteten dort als Kochhilfen in der Küche, so waren wir zusammen.

Und dann – es war im Juni oder Juli, nachdem man die Juden aus der Peripherie in die Lager transportiert hatte – lasen die Gendarmen in Budapest alle Juden auf, die auf der Strasse unterwegs waren. Die Gendarmen waren eine Sonderabteilung der örtlichen Polizei; sie hatten Hüte mit grünen Federn, wie Pfaue. So ein Gendarm sagte zu mir, ich solle stehenbleiben. Ich tat so, als ob ich nichts hören würde. Er schoss hinter mir her, und da blieb ich stehen. Er nahm mich zusammen mit anderen Juden mit,

lud uns in eine Strassenbahn – wo ich während der Fahrt einen Zettel schrieb und jemanden bat, ihn an unserem Wohnort abzugeben – und brachte uns in seine Kaserne, in die Pferdeställe. Dort verbrachte ich drei schreckliche Tage. Anschliessend brachten sie uns zu Fuss zur Donau. Da fühlte ich zum ersten Mal, wie das ist, wenn Menschen durch die Strassen geführt werden und die anderen Menschen sie gehen sehen: Ich spürte Feindseligkeit.

An der Donau passierte etwas schlicht Fantastisches und Unglaubliches. Sie luden uns auf ein kleines Schiff, eine Art Jacht. Wir waren etwa dreissig Leute. Sie brachten uns zu einer Ziegelfabrik am anderen Ufer der Donau. Dort versammelten sie die Juden aus der Peripherie von Budapest. Die Jacht war vollgeladen mit Koffern und Beuteln der Juden, alle mit Namen beschriftet. Wir kamen ans andere Ufer. Nachdem sie uns abgesetzt hatten, bemerkte ich, dass an diesem Ort, wo eigentlich Ziegel hätten sein sollen, Juden am Boden lagen, in der grossen Hitze. Es waren deutsche Soldaten da, und ständig fuhren Güterzüge ein. Sie beluden jeden mit zirka 80 Leuten und verschlossen die Tür. Ich werde die Geräusche der Züge nie vergessen.

Plötzlich sagten sie über Lautsprecher durch, dass jeder, der unterwegs ohne Gepäck mitgenommen worden war, in Begleitung eines Soldaten – nicht eines Gendarmen – nach Budapest zu seiner Wohnung fahren könne, um sich auszurüsten. Ich beschloss, das zusammen mit ein paar anderen zu machen. Wir stiegen in irgendeine kleine Vorortbahn und trafen während eines Sirenenalarms in Budapest ein. Wir rannten wie alle in die Metro hinunter, um Schutz zu suchen. Ein Soldat schrie, dass es für Juden verboten sei, die Metro zu benutzen. Wir suchten uns also ein Gelbsterhaus, und da rannten wir hinein. Mit der Hilfe eines fremden jüdischen Jungen gelangte ich nach Hause. Ich hatte hohes Fieber. Ich lag stundenlang in der Badewanne, bis ich mich von diesem Erlebnis erholt hatte – drei Tage im Stall [unter Polizeigewahrsam] ... und die ganzen Sachen ... die Bedürfnisse zu verrichten vor allen... es war beschämend. Schrecklich! Körperdurchsuchungen, wirklich schrecklich.

Genau an dem Tag, an dem ich nicht bei der Arbeit war, wurde die Fabrik, in der ich arbeitete, bombardiert – «Bombenteppiche». Die Lage war sehr schwierig. Ich meldete auf der Polizeistation, dass ich meine Papiere verloren hatte. Ich erhielt neue, auf denen ich meinen Familiennamen änderte. Fast alle anderen Daten liess ich so, aber an der Stelle, an der «Religion» stand, schrieb ich, dass ich reformierte Christin sei. Das hat mir sehr geholfen. Es half auch, dass meine Schwester Zsuzsa und ich nicht jüdisch aussahen. Ich hatte einen gelben Stern auf einer dünnen Jacke, nicht auf der Bluse; aber ich zog die Jacke nicht an. Später verzichtete ich ganz auf die Jacke. Und so Überstand ich diese Zeit.

Das Leben im Gelbsterhaus war unmöglich. Sirenen in der Nacht, Leute in Stiefeln, Pfeilkreuzler. Sie liefen in Gruppen herum, und wir hatten ständig Angst: Vor welchem Haus würden sie Halt machen, um uns zu holen? Wir beschlossen, dass ich in die Vadász-Gasse gehen würde, zum Glashaus – ich hatte einen Bekannten dort drin –, um einen Schutzpass zu bekommen. Ich erinnere mich nicht, wie ich den Schutzpass erhalten habe. Jemand vom Glashaus hat ihn für uns ausgestellt. Ich bekam die Papiere, und wir gingen in ein Schutzhaus der Schweizerischen Gesandtschaft. Ich war mit meiner Schwester und meiner Mutter und einer Menge Leute zusammen. Aber auch dort kamen sie [die Pfeilkreuzler] die ganze Zeit rein. Ich blieb am Leben und versprach dem Jungen, der mir geholfen hatte zu überleben, dass ich das Schutzhaus verlassen würde, bevor die nächste Patrouille kommen würde.

Ich ging mit einer Frau, die im gleichen Haus wohnte – sie war ein bisschen älter als ich, 22 oder 24 – zum Bahnhof. Dort waren auch Flüchtlinge aus anderen Orten. Als wir ankamen, erzählten wir, dass wir aus Pécs seien, der Geburtsstadt der Frau, die dabei war. Zu unserem Glück – oder Pech – teilte eine Frau dort heisse Suppe aus. Sie war aus Pécs und nahm uns mit zu ihren Eltern nach Hause. Sie waren Antisemiten und sagten, sie würden Juden auf fünf Meter Entfernung erkennen, am Geruch. Wir assen mit ihnen zusammen zu Abend. Sie beschafften uns eine Wohnung

im gleichen Haus, eine Wohnung, die früher Juden gehört hatte. Doch wir konnten einfach nicht dort bleiben. Über einen Kontakt des Vorgesetzten der Frau, mit der ich zusammen war, wurde uns ermöglicht, in einer Villa in Buda zu wohnen. Die Familie, die dort wohnte, war schon geflüchtet, und das Haus stand leer.

Ich stand während der ganzen Zeit mit meiner Schwester und meiner Mutter, die im Schweizer Schutzhaus wohnten, in Verbindung. Ich brachte ihnen Essen, denn ich hatte Brotkarten. Es herrschten zwar Kriegszustände, aber es gab trotzdem Lebensmittel, die ich mit Hilfe meines gefälschten Ausweises und einer Bibel mit Heiligenbildern – mit Grossmutter's Widmung – beschaffen konnte. Dennoch wagte ich es nicht, meinen Ausweis zu zeigen, stattdessen zog ich immer, «versehentlich», Sachen aus meinen Taschen, die mich als Christin auswiesen. Am 24. Dezember 1944 überquerte ich die Donau. Am nächsten Tag bombardierten sie alle Brücken, und ich konnte nicht mehr ins Schweizer Schutzhaus zurück. Den Rest des Kriegs Überstand ich dann dort, in Buda, in dieser Villa.

Die Befreiung für mich kam viel später als für die Menschen in Pest. Das Ghetto wurde am 18. Januar befreit, glaube ich. Die Russen kamen erst Mitte Februar nach Buda. Dort gab es Schlachten von Haus zu Haus. Wir waren glücklich, dass die Russen vorrückten. Als ich befreit wurde, hatte ich hundert Pengo. Ich war reich. Ich rannte zur Donau und wollte auf die andere Seite. Ich fand einen Fischer, der bereit war, mich für meine letzten 100 Pengo nach Pest überzusetzen. Die Donau war voller Eisklumpen und Pferdekadaver. Leichen von Menschen, Juden, trieben darin. Als ich das andere Ufer erreicht hatte, rannte ich geradewegs zu dem Schutzhaus. Meine Mutter und meine Schwester waren nicht da.

Danach erfuhr ich, dass das Haus [vor der Befreiung] geräumt worden war und die Menschen ins Ghetto abgeführt wurden, zu Fuss. Meine Mutter und meine Schwester kamen in den Keller eines zerstörten Hauses, ohne Essen, ohne alles. Sie machten dort schreckliche Dinge durch. Als sie befreit wurden, gingen sie zu der alten Wohnung zurück, in der wir vorher

gewohnt hatten. In der Wohnung waren noch mehr Flüchtlinge. Ich fand meine Schwester und meine Mutter in einem Kämmerchen, in einem grossen Bett; sie waren am Leben. Inzwischen hat sich herausgestellt, dass ich im Krieg siebzehn Familienangehörige verloren habe: Kinder in meinem Alter, Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen. Jedes Jahr trauere ich; ich habe Gewissensbisse wegen derjenigen Person, die vielleicht an meiner Stelle zurückgegangen ist an jenen Ort [die Ziegelfabrik]. Ich bin eine Holocaustüberlebende.

Und jetzt etwas Fröhlicheres. Durch diese Freundin, mit der ich [am 19. März 1944] vor dem Kino stand, meine liebe Freundin, durch ihre Familie kam ich zur Bewegung, zum Haschomer Hazair. Ich übernahm alle möglichen Aufgaben: Ich war Produkteinkäuferin beim Joint. Da gab es bereits etwas zu essen zu Hause. Aber ich hatte das Gefühl, dass ich die Luft [in Ungarn] nicht mehr atmen konnte. Ich fühlte, dass ich zu einer kleinen Terroristin werden würde, wenn ich bleiben würde, und wenn ich ein Maschinengewehr hätte, würde ich denen etwas antun, an denen ich mich rächen wollte. Ich dachte, es sei besser wegzugehen. Nachdem ich nicht nach Australien, England oder Amerika auswandern konnte, ergriff ich die Möglichkeit, ins damalige Palästina auszuwandern, mit beiden Händen. Vorher war ich nicht zionistisch, aber die Ideologie gefiel mir sehr gut, hauptsächlich das Gemeinschaftliche, Kollektive. Ich machte Seminare, die Kibbuzidee packte mich, und ich verfolgte diesen Weg weiter. Ich gehörte zur Zelle «Erster Mai».

Vor meiner Einwanderung nach Palästina erkrankte ich an Gelbsucht und danach an Keuchhusten. Sie schickten mich zur Genesung nach Lillafüred, ein Erholungsstädtchen für Reiche. Dort gab es so eine Art Schloss, wo jüdische Waisen mit ihren Betreuern wohnten. Schmulik [Shemuel Katz], mein zukünftiger Ehemann, war einer der Betreuer. Es gab einen Flügel dort – Schmulik spielte, und ich war im siebten Himmel, und so lernten wir uns kennen. Als ich wieder gesund war, fuhren wir nach Zagreb und von dort, in Güterwaggons, an die jugoslawische Küste, ans Meer.

Das erinnerte mich an die Familien, die in Buda in die Waggons eingeladen worden waren. Ich dachte, vielleicht hätte ich nicht die richtige Wahl getroffen, aber als ich das Meer sah, war ich glücklich, übergücklich, dass ich endlich draussen war [aus Ungarn]. Und meine Mutter und meine Schwester waren bei mir.

Wir bestiegen unser «luxuriöses» Schiff – einen Kohlefrachter –, das im Bauch dreizehn Pritschen hatte, auf denen man nur liegen konnte, ohne sich aufzurichten; das heisst, wir krochen hinein und auch wieder hinaus. Wir erhielten einen Platz im Bug des Schiffes und spürten die ganze Zeit das Schwanken. Wir waren völlig verloren dort unten. Drei Wochen schlingerten wir auf der ständig stürmischen Adria herum. Zum Glück wussten wir nichts davon, dass es Minen im Meer gab. 3800 Personen bestiegen am Anfang das grosse Schiff. Die Jungen, unter ihnen Schmulik, stiegen in eine kleine Jacht, die Anastasia, die sofort im unruhigen Meer kenterte. Sie kamen dann mit Hilfe eines Seils im stürmischen Meer zu uns herüber. Schmulik konnte das Akkordeon nicht allein schleppen, ein stärkerer Junge half ihm. Und so waren wir über 4000 Personen auf dem Schiff. Das Brot, das wir an Schnüren aufgefädelt hatten, schimmelte mit der Zeit; Appetit hatte ich sowieso keinen. Wir waren so schmutzig, dass das Wasser, das über unsere Hände lief, wenn es an Deck auf uns regnete und wir uns an Seilen festhielten, schmutzige Bäche hinterliess. Aber wir waren zuversichtlich, dass wir nach Palästina kommen würden.

In der Gegend von Zypern kamen uns drei britische Kriegsschiffe entgegen. Schon davor hatten wir bemerkt, dass Flugzeuge über uns kreisten. Wir erhielten den Befehl, unter Deck zu gehen, damit das Schiff wie ein Kohleschiff aussehen würde. Wir kamen nur in der Nacht heraus. Einmal strahlte uns in der Nacht ein grosser Scheinwerfer an, und die Briten sahen die grosse Menschenmenge auf dem Deck. Schmulik spielte Akkordeon, und wir alle sangen die «Hatikva». Die Briten geleiteten uns in den Hafen von Haifa. Wir wollten nicht vom Schiff gehen, wir machten einen Aufstand. Wir öffneten alle Konserven, die wir nicht gegessen hatten, Do-

sen mit Tomatensosse, und bewarfen die Soldaten damit, die dort herum-liefen. Es war natürlich eine verlorene Schlacht. Sie sprühten Tränengas. Wir kamen ganz langsam an Deck, mit nassen Tüchern auf dem Kopf und vor der Nase. Sie holten uns mit Gewalt vom Schiff; wir stiegen gegen un-seren Willen auf die britischen Schiffe und traten in einen Hungerstreik.

Wir erreichten Zypern am 4. Dezember 1945. Es gab zwei Lager dort: ein Sommerlager und ein Winterlager. Wir waren in Nikosia, im Winter-lager. Das Sommerlager befand sich in Famagusta. Ich habe ganze Alben von diesem Lager. Dort befand sich das erste Atelier von Schmulik. Die Leute von der Jewish Agency, die die Lager besuchten, beschafften ihm Zeichenmaterial. Sie überliessen ihm einen Teil eines Zelttes, wo er malen konnte. Die anderen, die mit uns zusammen waren und aus Auschwitz-Birkenau befreit worden waren, dachten, wir seien in einem echten Som-merlager. Die englischen Soldaten umringten unsere Zelte, aber nur jen-seits eines doppelten Zauns. Auch die Wachtürme waren weit weg. Für mich jedoch war es ein sehr hartes Lager mit sehr harten Bedingungen. Meine Mutter und meine Schwester waren die ganze Zeit bei mir. Aber trotz allem – wir waren erst 18,19,20 – freuten wir uns auf eine bessere Zukunft. Wir hatten ein bewegtes Leben [auf Zypern], wir schufen ein Le-ben voller Kultur und Gesang, Aufführungen mit Kulissen, die Schmulik malte, Musik und Sport. Natürlich, wir waren in Freiheit, bloss nicht ganz. Danach brachten sie uns nach Atlit und anschliessend in ein Übergangs-lager in Kirjat Schmuel.

Von dort kamen wir direkt in den Kibbuz Eilon, mitten im Unabhän-gigkeitskrieg. Eilon stand unter Belagerung, und wir waren eine gute Ver-stärkung. Wir lernten ein tschechisches Gewehr zu benützen und beka-men ein Vorbereitungstraining, wie man einen Kibbuz aufbaut. Ich arbei-tete in den Obsthainen. Ich hatte das grosse Privileg, um fünf Uhr morgens aufzustehen und auf die Felder zu gehen, wo ich mich mit Schneiden, Pflü-cken und Verpacken beschäftigte. Im Herbst 1948 kamen wir hierher, nach Ga'aton, als Hilfe für den Nachbarkibbuz Jechi'am. Sie waren voll-



Naomi und Shemuel Katz, Israel 1952

kommen allein in der Gegend. Die Kaukji-Truppen und die Syrer sassen auf einem Hügel nicht weit weg von hier und schossen auf uns, nicht nur mit leichten Waffen, sondern auch mit Geschützen. Was einer Kriegserprobten wie mir nicht wirklich Angst machte.

Wir bauten hier einen Kibbuz auf. Es gab wirklich nur felsige Hügel, Dornen und Steine, keine Bäume. Nur Hornissen und Skorpione. Wir kamen am 8. Oktober [1948] an. Am 12. November bekamen Schmulik und ich ein kleines Zelt – wir bezeichnen diesen Tag als unseren Hochzeitstag. Unser Zelt stand auf Blocksteinen, damit das Wasser an Regentagen nicht ungehindert hineinfließen konnte. Schmulik überzog eine Holzkiste mit Jute; ich stellte kleine Joghurtgläser mit Veilchen und Narzissen darauf, die in der Umgebung wuchsen. Wir hatten ein warmes, hübsches Heim, aber nicht für lange. Die Jungen gingen im Gelände arbeiten und brauchten ein Zelt. Wir blieben also ohne Zelt zurück.

Schmulik fing an, für die Zeitung «Al Hamischmar» zu zeichnen. Ich war mit Aufforstung beschäftigt. Wir erhielten kleine Setzlinge vom Keren Kajemet [Jüdischer Nationalfonds] und pflanzten sie hier ein; sie dachten, es würde sich lohnen, hier Kiefern zu pflanzen, aber das war ein Irrtum. Als wir damit fertig waren, ging ich ausserhalb arbeiten, zur Orangerente im Kibbuz Ma abarot. Und als die Orangen zu Ende waren, gingen wir alle

nach Hause. Da sich herausstellte, dass ich eine geschulte Plantagenarbeiterin war, blieb ich, um den Weinberg von Ma abarot zu beschneiden. Das war gut, denn Schmulik war in Tel Aviv. Er hatte eine Tante und einen Onkel in Tel Aviv, so dass man sich dort treffen konnte. Die Entfernung [zwischen Ma'abarot und Tel Aviv] war sehr gross, aber es gab massenhaft Mitfahrgelegenheiten.

Wir haben zwei Töchter, Jael und Dorit.⁶⁶ Ich habe sechs Enkel – fünf Jungen und ein Mädchen. Ich habe keine Urenkel, aber ich weiss, dass auch meine Mutter keine hatte; man kann auch so leben. Ich habe eine grosse, gute, liebenswürdige und liebevolle Familie. Ich habe eine Arbeit gefunden, die ich liebe [als Erziehungsberaterin] – mit Kindern und Familien –, und ich glaube, dass es mir gelungen ist, Menschen zu helfen, die es brauchten. Ich habe mein Leben mit einem sehr talentierten Ehemann verbracht; es bestand eine starke Chemie und eine immense Liebe zwischen uns bis zum letzten Augenblick, bis jetzt. Ich bin schon seit sieben Jahren verwitwet, aber er fehlt mir täglich, stündlich. Alles, was ich mache, mache ich zu seiner Verewigung.

Während dieses Interviews habe ich mein Leben wie in einem Film gesehen. Ich habe die Strassen, die Hemden, die Pyjamas, das Haus, das Zimmer gesehen, alles. Die Schule. Ich habe mein ganzes Leben vor mir gesehen ... ob ich den Film immer noch sehe? Ich versuche, aus ihm herauszukommen.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar im Kibbuz Ga'aton, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

⁶⁶ Im E-Mail-Austausch schrieben uns Naomis Töchter, Jael und Dorit, dass ihre Mutter eine Kämpferin sei. Sie war die erste Frau im Kibbuz Ga'aton, die eine Universitätsausbildung abschloss. Sie arbeitete als Sonderpädagogin und Beraterin. Für Schmulik, wie sie ihren Mann nannte, war Naomi nicht nur seine Muse, sondern auch seine Kritikerin.

Ester Kaufman



Ester Kaufman, Kirjat Ata, Israel 2017

Kirjat Ata, Israel

Geboren als Eva Grünfeld am
6. Februar 1930 in Kötaj (Ungarn).

«Im Gegensatz zu den Erwachsenen realisierten wir Kinder nicht, dass es um Leben oder Tod ging»

Ich bin in einem kleinen ungarischen Dorf aufgewachsen, zusammen mit meiner Mutter, Malka – ihr ungarischer Name war Malvin – und meinem Bruder, David Nechemja, wir nannten ihn Dudu, sein ungarischer Name war Deju. Er war zwei Jahre älter als ich. Wir erhielten eine religiöse jüdische Erziehung. Mein Vater, Schmuel Chajim, starb an Tuberkulose, als ich neun Monate alt war. Ich kenne ihn nur von seinem Foto.

Meine Mutter brauchte Hilfe dabei, mich aufzuziehen (ich hatte zwei ernsthafte gesundheitliche Probleme als kleines Mädchen), und auch beim Führen unseres Gemischtwarenladens. Also zogen wir zu ihren Eltern, die ihrerseits einen eigenen Gemischtwarenladen hatten.

Die Ungarn waren schon vor dem Krieg Antisemiten. Zum Beispiel gab es 1938, als ich in der dritten Klasse war, keine elektrische Klingel, um damit die Pause anzuzeigen; damals hat man eine schwere Eisenglocke benutzt. Eines Tages, als ich die Ehre erhielt, die Glocke läuten zu dürfen, rannte ein Junge auf mich zu und schrie, «Stinkende Jüdin, das ist für dich», und er gab mir einen Schlag auf die Stirn. Es war eine tiefe Wunde, die genäht werden musste. Das war das erste Mal, dass ich so etwas erlebte. Ich erinnere mich an einen anderen Vorfall, der in der Schule passierte, wo mich die Kinder an den Zöpfen zogen und mich anspuckten, weil ich Jüdin war. Trotzdem hatten wir eine Reihe nichtjüdischer Freunde, aber es ist unmöglich zu wissen, was die Leute bei sich zu Hause sagten.

1939 haben sie meinen Grossvater für drei Monate ins Gefängnis gesperrt, weil er eine Schülerin angeschrien hat, die den Blumengarten vor

unserem Laden zerstörte. Sie erzählte auf der Polizei, mein Grossvater hätte ihr eine Ohrfeige gegeben – ein solcher Mann, mit Bart, der keiner Fliege etwas zuleide tat und schon gar nicht einem Menschen. Wir mussten zwölf Kilometer am Tag marschieren, um ihm koscheres Essen ins Gefängnis zu bringen.

1940, nachdem die Deutschen Polen überfallen hatten und bereits angingen, die Juden in Ghettos zu stecken, flüchteten polnische Juden zu uns nach Ungarn und erzählten uns von gewalttätigem Antisemitismus. Eines Tages klopfte eine hungrige Jüdin an unsere Tür. Sie wanderte von einem Ort zum andern auf der Suche nach einem jüdischen Haus, in dem sie Essen erhalten würde. Sie sagte uns, in sehr dürftigem Ungarisch, dass sie aus Polen komme, erzählte von den Schwierigkeiten in den Ghettos und davon, dass sie dort Menschen töteten. Darauf sagte mein Grossvater, «Erzähl uns keine solchen Sachen, bei uns passiert das nicht.» Trotz allem, was er im Gefängnis durchgemacht hatte, wollte er immer noch nicht glauben, dass das möglich war. Wir boten ihr Essen an, Wasser von unserem Brunnen, das wir erwärmten, saubere Kleidung und ein Bett. In der Früh sagte mein Grossvater zum Abschied, «Jetzt gehst du, und fang nicht wieder mit den Geschichten an, die du uns gestern erzählt hast, das wird dir Unglück bringen.»

Einige Zeit später wurde verkündet, dass es Juden verboten sei, Artikel des Grundbedarfs zu verkaufen oder zu besitzen, wie zum Beispiel Heizöl, Zucker, Salz und Mehl. Das bedeutete, dass wir praktisch nichts mehr verkaufen konnten. Trotzdem hat die Bevölkerung weiter auf Kredit gekauft, und wir sind ohne Geld und ohne Lebensunterhalt dagestanden. Man hat meinen Grossvater gezwungen, den Laden zu schliessen. Ein Jahr später ist er in Auschwitz ermordet worden.

Nachdem meine Mutter ihren Lebensunterhalt nicht mehr bestreiten konnte, zog sie nach Budapest. Dort besorgte ihr Onkel ihr und ihrer Schwester eine Arbeit. Statt weiter in die Schule zu gehen, wurde ich, mit zwölfenhalb Jahren, zu einer Tante geschickt, um ihr zu helfen. Sie wohn-

te auf dem Land, und ihr Mann war in ein Zwangsarbeitslager geschickt worden. Sie hatte ein kleines Baby, und sie selber war sehr krank. Die kommenden acht Monate kümmerte ich mich um die beiden – putzte, kochte, backte und solche Sachen. Ich machte alles, was gemacht werden musste, aber wenn ich allein auf dem Hof war, weinte ich. Währenddessen lernte mein Bruder in einem Internat in Budapest.

Im Januar 1943 zog ich nach Budapest, um bei meiner Mutter zu sein. Es war sehr schwer, einen Platz zum Wohnen zu finden, denn es war Juden schon verboten, Wohnungen zu mieten. Wir waren gezwungen, unter schrecklichen Bedingungen in einem winzigen Zimmer zu hausen. Ich stand ganz oft nachts in langen Schlangen an, um Brot zu kaufen. Tagsüber half ich meiner Mutter, die bei einer reichen jüdischen Familie arbeitete.

1944 kamen die Nazis nach Budapest, und wir mussten den gelben Stern anheften. Meine Mutter, die Tante und ich zogen in einem Gelbsternhaus in ein kleines, fensterloses Zimmer. Es befand sich in einem gefährlichen Teil der Stadt, im Rotlichtbezirk, und ich durfte nicht allein hinausgehen. Meine Mutter und meine Tante beschlossen, in unser Dorf zurückzukehren, in welchem unsere guten Nachbarn uns verstecken würden – das dachten sie zumindest. Wir hatten keine Ahnung, was wirklich in den Dörfern passierte. Wir wussten nicht, dass die Juden in Ghettos und Konzentrationslager geschickt wurden. Meine Mutter sammelte unseren ganzen Schmuck und alle Wertsachen zusammen und gab sie meiner Tante. Ihr Plan war, dass die Tante, die nicht jüdisch aussah, mit dem Zug in unser Dorf zurückfahren würde. Sie bezahlten einen Goj, damit er sie sicher zum Zug begleiten würde. In dem Moment, in dem sie aus dem Zug stieg, wurde sie jedoch festgenommen. Man nahm ihr alles weg und steckte sie sofort ins Ghetto. Natürlich hat man sie nach Auschwitz deportiert. Nach dem Krieg, sie überlebte sogar den Todesmarsch, holte sie sich eine Infektion am Bein und starb. Als der Krieg vorbei war, fanden wir heraus, dass sich dieser Mann mit den Behörden in dem Dorf, in das mei-

ne Tante fuhr, in Verbindung gesetzt und ihnen eine Beschreibung von ihr gegeben hatte.

So blieben wir, ohne Wertsachen und gute Kleider, in Budapest. Die Arbeitgeber meiner Mutter kannten die Familie Weiss und schlugen vor, dass wir in ihre Fabrik, das Glashaus, ziehen sollten. Dieses Gebäude hatte einen gelben Stern, diente aber immer noch als Glasfabrik. Die Familie Weiss suchte Juden, die in die Räume [der Fabrik] einziehen würden, und wir kamen mit Empfehlungen. Meine Mutter nahm den Vorschlag sofort an und sagte: «Das ist wunderbar.» Das war im Mai 1944. Wir bekamen das Zimmer des Hausmädchens; es gab ein Becken mit Wasserhahn und fliessendem Wasser, ein grosses Bett, ein grosses Fenster und einen Schrank – wir waren überglücklich! Meine Mutter kochte für die Familie Weiss mit den Waren, die ich auf dem Markt kaufte. Das Gebäude hatte eine Reihe von Eingängen – an einem führten Stufen nach unten zu einer wunderbaren Wohnung, in der die Pförtnerin mit ihrer Familie lebte. Es gab einen weiteren Eingang fürs Büro, und noch einen Lieferanteneingang für Glasplatten.

Im Lauf der Zeit wurde den Juden auch verboten, mehr als ein paar Stunden am Tag draussen zu sein; ebenso durften sie keine Strassenbahn benutzen und keine Geschäfte betreten, genau wie Hunde. Ich fand Arbeit in einem Betrieb, der Schachteln für Apotheken herstellte und erhielt eine Sondergenehmigung, die es mir ermöglichte, zu jeder Tageszeit draussen zu sein. Sie wollten, dass ich dort weiterhin arbeite, doch meine Mutter war damit nicht einverstanden. «Wo ich bin, bist du auch», sagte sie. Also hörte ich auf, zur Arbeit zu gehen und blieb im Glashaus.

Eines Tages kam Arthur Weiss und sagte: «Jetzt ist es keine Glasfabrik mehr; es ist eine Schweizer Gesandtschaft.» Zahlreiche Angestellte tauchten auf, alles Juden, die sich um Schutzpässe und auch um Ausreisegenehmigungen für Kinder durch Rumänien kümmerten. Auch ich ging ins Büro und half, Namen aufzuschreiben. Als mein Bruder zu uns stiess, liess der Türwächter gegenüber den Deutschen verlauten, dass ein sechzehnjähri-

ger Junge nicht zur Zwangsarbeit eingezogen worden war. Mein Bruder war von da an gezwungen, sich im Büro des Konsuls zu verstecken.

Arthur Weiss war der Hauptverantwortliche, und es gab zehn Leute, die mit ihm zusammen das ganze Glashaus leiteten. Polizisten, die das Gebäude absicherten, sorgten dafür, dass keiner hineinkonnte. Und dann wurden ganze Familien ins Glashaus aufgenommen. Die Menschen standen draussen Schlange, in der Nacht, im Regen. Es gab sehr lange Schlangen, um die Schweizer Schutzpässe zu bekommen. Es wurden geschützte Häuser organisiert, in denen Juden sich verstecken konnten. Die Häuser waren der Schweizer Gesandtschaft angeschlossen. Wer Papiere besass, konnte dort hingehen und ein Zimmer bekommen. Die Polizisten, die draussen standen, liessen immer nur zwei Personen aufs Mal hinein.

Ich lief draussen herum und verteilte Schutzpässe, die mir von den jüdischen Angestellten gegeben worden waren, unter den Leuten. Ich teilte auch Adressen von den Häusern aus, zu denen die Leute gehen konnten. Ich tat das zusammen mit meinem Bruder. Es war äusserst gefährlich. Die Pfeilkreuzler hatten eine Sperrstunde verhängt. Sie hielten Leute an, und man musste die Papiere vorweisen. Ich hatte keine Papiere, ich trug nicht einmal den gelben Stern. Ich war eigentlich bloss ein Kind, aber ich hatte schon so viel erlebt, dass ich nicht mehr wirklich ein «kleines Mädchen» war.

Nachdem Szälasi im Oktober 1944 an die Macht kam, brachten alle Angestellten ihre Familien in der Nacht ins Glashaus, und danach auch ihre Freunde. Sie müssen sich vorstellen, es war ein riesiges Lager mit verschiedenen Abteilen, in denen Glasplatten waren. In jedes dieser Abteile zog jetzt eine Familie ein. Es gab auch einen riesigen Keller, in dem die Mitglieder der Poalej Aguda wohnten, die Orthodoxen. Die Mitglieder des Haschomer Hazair hausten im zweiten Keller, diejenigen von Bejtar und von Hanoar Hazijoni im Speicher, und die Bne Akiva nebenan. In diesem Winter zog die Kälte bis in die Knochen. Meine Mutter brachte ihre Freundinnen in ihr Zimmer – und auch andere Frauen, die sie traf und mit de-

nen sie Mitleid hatte. Fünf Frauen schliefen der Breite nach im Bett meiner Mutter, die anderen schliefen auf dem Boden. Die Leute standen stundenlang an, um die Toiletten zu benutzen, die sich in der Wohnung der Familie Weiss befanden, denn es gab keine anderen, die funktionierten.

Das Essen war knapp, wir erhielten zwei Stück Brot am Tag. Unten kochten sie etwas in riesigen Töpfen. Meine Mutter half auch beim Kochen und beim Austeilen des Essens an alle: Es gab für jeden einen grossen Löffel. Der Hof, in dem das Essen gekocht wurde, war gefährlich, wegen der häufigen Bombardierungen. Wir fanden ziemlich oft Schrauben oder Verputz im Essen.

Ich wollte mich meinen Freunden des Bne Akiva anschliessen, also zog ich in den Keller der Schule, in dem sie sich versteckten. Die Schule war im benachbarten Gebäude, so dass ich meine Mutter noch regelmässig besuchen konnte. Die Mädchen schliefen oben auf Balken und die Jungen unten. Wir konnten uns nirgends waschen, und daher bekamen wir eine grosse Schüssel und säuberten uns mit Schnee. Aber es half nichts, unsere Körper waren von Läusen übersät. Wir kratzten uns in einem fort. Als Kind nahm ich es nicht so schwer wie die Erwachsenen. Wir Kinder realisierten nicht, dass es jetzt um Leben oder Tod ging, und dass wir nur Haut und Knochen waren, störte uns nicht. An den Freitagabenden sassen wir immer auf dem Boden um eine kleine Kerze herum und sangen Schabbatlieder, ganz leise, damit man uns draussen nicht hörte. Mein Bruder und andere Jungen verkleideten sich als Pfeilkreuzler. Sie hatten ein Gewehr und entwischten in der Nacht, trieben sich auf der Strasse herum und suchten Juden, die aus geschützten Häusern zur Donau geschleppt worden waren und brachten sie ins Glashaus. «Wir kümmern uns um sie; da, nehmt ein bisschen Geld, geht was trinken», sagten sie zu den Milizen der Pfeilkreuzler. Und die waren einverstanden, denn sie hassten zwar die Juden, aber das Trinken liebten sie mehr.

Eines Tages [am 31. Dezember] entdeckte ich, dass das Zimmer meiner Mutter völlig leer war. Ich schaute nach draussen und sah Leute mit erhoh-

benen Händen im Hof stehen. Ein Mann zielte mit einem Gewehr auf sie. Als er mich am Fenster stehen sah, brüllte er, «Geh weg vom Fenster, ich schiesse!» Ich zog meinen Kopf gerade rechtzeitig weg, um keine Kugel in die Stirn abzubekommen. Und dann kamen die Pfeilkreuzler mit ihren Gewehren und Granaten herein, um alle rauszuholen, die noch drinnen waren. Sie schossen, und es gab viele Verletzte. Draussen, auf der Strasse vor der Gesandtschaft, sah ich die vielen Menschen auf dem Gehsteig mit den Köpfen zur Wand. Sie wollten uns allesamt auf die Lastwagen laden, die dort warteten. Ich glaube, dort waren um die 2000 Menschen. Arthur Weiss rief den Schweizer Konsul und die Polizei. Die Polizei traf ein und begann mit Verhandlungen, die einige Stunden dauerten, bis sie einverstanden waren, uns wieder hineingehen zu lassen, aber die zehn Verantwortlichen nahmen sie mit, einschliesslich Arthur Weiss. Ich erinnere mich gut daran, dass die, die abgeführt wurden, uns an jenem Tag gerettet haben. Nach dem Krieg fanden wir heraus, dass sie ermordet worden waren, einschliesslich Arthur Weiss. Seine Frau und seine Tochter haben überlebt, ebenso seine alten Eltern, die kurze Zeit danach starben.

Nach diesem Vorfall zogen die Leute aus den geschützten Häusern ins Glashaus. Weil ich nicht jüdisch aussah und sehr dünn und klein war, wurde ich mit einem älteren Jungen zu einem der Häuser an der Donau geschickt, um die Bewohner von dort ins Glashaus zu begleiten. Die Geschichte, die wir uns zur Tarnung ausgedacht hatten, war, dass ich krank sei und er mich ins Krankenhaus bringen würde. Das war Ende Dezember 1944. Um uns herum fielen Bomben. Wir bewegten uns vorwärts, in der Nacht, im Eis, krochen auf dem Bauch, bis wir das Haus erreichten. Es war leer. Sie hatten alle zur Donau gebracht und erschossen. Also kehrten wir zurück.

Kurze Zeit darauf bat ein alter Mann einige von uns, seine Enkelin zu suchen, die im Ghetto war. Ich kann nicht vergessen, was ich dort auf der gefrorenen Erde gesehen habe: tote, erfrorene Menschen und ein totgefrorenes Pferd. Völlig verhungerte Menschen schnitten Scheiben von dem Pferd ab, um es zu essen. Sie hatten keine Kleider – bloss Decken. Was wir



Ester und Yisrael Kaufman,
Debrecen, Ungarn 1948

im Ghetto gesehen haben, das kann ich nie vergessen. Erst da habe ich eigentlich unsere verzweifelte Lage begriffen. Wir fanden das Mädchen. Sie war in meinem Alter, aber nur halb so gross wie ich. Wegen der mangelnden Ernährung hatte sie sich nicht normal entwickelt. Sie war völlig allein in einem Keller, als wir sie fanden. Wir brachten sie ins Glashaus.

Damals lernten wir auch eine Frau kennen, derer sich meine Mutter annahm. Sie sass Schiwa [siebentägige Trauerzeit] für ihren Sohn, den sie an der Donau erschossen hatten. Als der Krieg zu Ende war, erhielt sie plötzlich eine Mitteilung von ihm. Er war schwer verletzt worden und mit Leichen zugedeckt, aber es war ihm gelungen, auf dem Bauch zur Polizeiwache zu kriechen, wo ihn ein anständiger Polizist ins Krankenhaus gebracht hatte, und so wurde er gerettet.

Als die Russen ankamen, herrschte Freude und Fröhlichkeit. Aber was passierte? Wir, die Mädchen, mussten Jungenkleidung anziehen, denn die Russen schnappten sich die Mädchen und vergewaltigten sie – es war schrecklich! Es gab auch noch eine Situation, in der meine Mutter mich hinlegte und mit einem Tuch zudeckte und sich über mich legte. Auch andere Mütter machten das so, damit die Russen dachten, das seien Kranke.

Meine Mutter wollte nicht in Budapest bleiben. Sie wollte in unser Dorf zurück um zu sehen, ob die Familie überlebt hatte. Wir organisierten uns als Gruppe und fingen an, durch den Schnee zu marschieren. Wir waren Zeugen von Gräuelszenen auf den Strassen. Wir sahen tote Deutsche – ihr Gehirn war ausgelaufen und ihr Bauch aufgeschlitzt. Es war schrecklich, was wir sahen. Es kostete uns etliche unerträgliche Tage – Tage des Hungers, der Entkräftung und des Fiebers –, um unser Haus zu erreichen. Die Deutschen hatten unser Haus ramponiert. Sie hatten es als ihr Hauptquartier benutzt. Unsere Nachbarn, die Gojim, holten uns herein, legten mich ins Bett und gaben meiner Mutter ein bisschen etwas zu essen. Die Leute begannen, aus den Konzentrationslagern zurückzukehren, doch von unserer Familie kam niemand zurück. Sie sind alle in Auschwitz ermordet worden. Ich hatte einen seelischen Zusammenbruch und es dauerte lange Zeit, bis ich wieder gesund wurde.

Als ich mich besser zu fühlen begann, machte ich einen Gemischtwarenladen auf, um uns ernähren zu können. Ich beschloss, dass ich nicht unter den Gojim leben wollte und schloss mich, zusammen mit anderen jungen Leuten, einer Vorbereitungsgruppe des Bne Akiva an. Ich holte auch die Jahre meiner verlorenen Schulbildung nach. Mit sechzehn Jahren war ich schon Betreuerin in einem Waisenhaus. Ich feierte meinen ersten Seder [erster Abend des Pessachfestes] nach dem Krieg: Ich kochte für etwa 150 Menschen, alles Überlebende aus Auschwitz und Zwangsarbeitslagern. Ich eröffnete noch mehr Kinderheime und arbeitete in der Berufsschule des Bne Akiva. Dort begegnete ich meinem Mann, Israel; er arbeitete als Schneider.

Vor dem Krieg wollte meine Mutter, dass wir nach Amerika auswanderten, mit Hilfe eines Onkels, den wir dort hatten. Es war schon alles bereit, aber dann brach der Krieg aus und wir konnten nicht mehr weg. Danach wollte meine Mutter wieder, dass wir dorthin emigrierten, aber ich weigerte mich hartnäckig und sagte, «Ich fahre nicht nach Amerika, ich will nicht unter den Gojim leben. Ich will unter Juden leben.» Darauf sagte

meine Mutter: «Dann musst du heiraten!» Ich sagte also zu meinem zukünftigen Mann, dass wir uns verloben müssten. Wir verlobten uns in meinem Dorf, als ich siebzehn war. Ich fand eine Arbeit für meine Mutter in Debrecen in dem Heim für kleine Waisenkinder, in dem ich arbeitete. Dann erhielten wir plötzlich vom Ausbildungsbüro die Nachricht, dass unsere Gruppe nach dem Pessachfest nach Israel einwandern sollte. Ich sagte zu meiner Mutter – es war an Purim –: «Mama, wir fahren nach Pessach ins Land Israel.» – «Nein, nur wenn ich dich unter die Chupa bringe!» «Aber die Zeit reicht nicht!», sagte ich. «Nein, du fährst nicht einfach so alleine. Das erlaube ich nicht.» Also wandte ich mich wieder an meinen Verlobten und sagte: «Hör mal, wir müssen heiraten.» Die Hochzeit wurde innerhalb einer Woche organisiert. Sie fand am 4. April 1948 statt, in Debrecen, in dem Waisenhaus, in dem meine Mutter und ich arbeiteten. Sie haben mir eine riesige Hochzeit ausgerichtet, mit vielen Gästen aus der zionistischen Bewegung.

Im Mai 1948 machten mein Mann Israel und ich uns auf den Weg, und wir kamen Anfang Juni in Israel an. Unterwegs erhielten wir die Nachricht, dass der Staat Israel gegründet worden war und dass er uns gehörte; es herrschte grosse Freude. Meine Mutter traf ein paar Monate danach ein. Ich arbeitete als Kindergärtnerin und hatte einen privaten Kindergarten mit fünfunddreissig Kindern. Mein Mann führte ein Kleidergeschäft. Wir hatten dann zwei Kinder: einen Sohn und eine Tochter. Unsere Tochter wurde in Nir Galim geboren. Sie starb mit 51 Jahren. Mein Sohn, Meir, wohnt hier, in Kirjat Ata. Ich habe eine Schwiegertochter, die wie eine Tochter und Freundin ist. Ich habe neun Enkel und vierundzwanzig Urenkel. Diesen Monat erwarten wir den fünfundzwanzigsten. Das ist das Ende meiner Geschichte. Meine ganze Freude kommt von den Urenkeln und der Familie. Das gibt mir die Kraft, weiterzumachen.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Kiryat Ata, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

Agnes Misan



Agnes Misan, Tel Aviv, Israel 2017

Tel Aviv, Israel

Geboren als Agnes Flohr am
5. März 1937 in Budapest.

«Wir waren die letzten, die ins Glashaus hineingingen»

Mein Vater hiess László, aber wir nannten ihn Laci. Er war Kaufmann, beschäftigte sich mit allem, was mit Schuhhandel zu tun hatte. Meine Mutter Maria – ihr hebräischer Name war Miriam – war Hausfrau. Wir waren weder arm noch reich und führten bis zum Krieg ein normales, ruhiges Leben. Ich hatte eine gute Kindheit.

Bevor die Deutschen kamen – und das ist nun wichtig –, gab es viele Kinder, die aus Polen geflohen waren und sich in Budapest herumtrieben. Es gab einen Jungen, an dessen Gesicht ich mich bis heute erinnere, vor allem an seine Augen – er hatte grosse schwarze Augen, war vielleicht zwölf, dreizehn Jahre alt. Diese Kinder waren voller Läuse. Wenn solche Kinder an unsere Tür klopfen, gab meine Mutter ihnen etwas zu essen, aber an einem kleinen Tisch mit einem Schemel. Sie hatte Angst vor den Läusen, es war furchtbar. Der polnische Junge mit den schwarzen Augen lernte Ungarisch – sie lernten schnell, diese Kinder –, und er erzählte schreckliche Dinge, die keiner glauben wollte. Man dachte, er würde fantasieren, nicht lügen, aber vielleicht hatte er Tote oder so etwas in Polen gesehen. Meine Eltern hielten es für Fantasien, als er von «Gas» redete. Das war 1943 – ich war damals sechs Jahre alt. Meine Mutter gab dem Jungen Kleider. Sie waren ihm zu gross, aber was machte das schon? Sie hatten meinem Vater gehört. Alle diese Kinder schliefen in Treppenhäusern, denn wegen der Läuse wollte sie niemand.

An dem Tag, an dem die Deutschen in Ungarn einmarschierten, am 19. März 1944 – und daran erinnere ich mich heute noch ganz genau, obwohl ich erst sieben Jahre alt war –, war ich wie üblich zu Hause. Am Nachmittag kam meine Tante, sie war ganz verängstigt, und sie sagte, die Deutschen seien in Ungarn einmarschiert. Alle waren in Panik. Wir hörten ständig Radio, doch meine Schwester sagte, dass es plötzlich still gewor-

den sei im Radio, dass man dem Sprecher den Mund verschlossen hatte. Meine Schwester war damals zehn.

Ganz langsam, nicht auf einen Schlag, änderten sich die Dinge. Zuerst wurden Gesetze gegen Juden erlassen. Zum Beispiel eines, das Juden verbot, christliche Angestellte zu beschäftigen. Wir hatten ein Hausmädchen, das bei uns wohnte. Zufällig fand meine Mutter eine jüdische Haushaltshilfe als Ersatz. Ich erinnere mich an Plakate auf der Strasse. Ich sah eines, auf dem stand: «Die Waffe der Juden ist Geld. Gib ihnen keine Waffe.» Mit diesem Satz wurde dazu aufgefordert, nicht in jüdischen Geschäften einzukaufen. Jeden Tag, Stück für Stück, kam etwas noch Schlimmeres dazu. Meinen Vater nahmen sie mit, in verschiedene Zwangsarbeitslager in Ungarn. Bevor die Deutschen einmarschiert waren, konnte er immer, wenn er frei hatte, nach Hause zurückkommen. Wir hatten natürlich Sehnsucht nach ihm. Ich war in einem Alter, wo man sich sehr nach dem Vater sehnt. Er kam weiter von Zeit zu Zeit nach Hause. Eines Tages brachten sie alle Juden aus seinem Arbeitslager zu einem Zug, aber er ist mit zwei Kameraden geflüchtet. Sie sprangen vom Zug und versteckten sich in irgendeinem Keller, den ganzen Krieg über, ohne Wasser, ohne Essen, unter schrecklichen Bedingungen, hinter einem Schrank.

Ich habe die erste Klasse nicht abgeschlossen und eine zweite habe ich nie besucht. Ich erinnere mich, dass ich meinen Kindern zum Spass erzählte, dass ich ein Genie war und deshalb eine Klasse übersprungen hatte: von der ersten direkt in die dritte.

Dann kamen noch mehr Einschränkungen. Ich erinnere mich nicht an die Daten. Zu bestimmten Stunden durfte man nicht mehr hinausgehen. Man musste natürlich den gelben Stern tragen. Wir konnten gerade noch von hier nach da gehen. Und dann kam das Gesetz, dass alle Juden nahe beieinander wohnen mussten, damit sie uns nicht suchen mussten, wenn sie uns in die Donau werfen wollten. Es gab ein Haus, das mit einem gelben Stern gekennzeichnet war, nicht weit von da, wo wir wohnten. Dort hin zogen wir. Da war es schon viel schlimmer – es war überfüllt und es

gab massenhaft Einschränkungen. Uns war es erlaubt, zwei, drei Stunden am Tag hinauszugehen, aber mehr nicht. Wir wohnten ziemlich lange in dem gekennzeichneten Haus, jedenfalls habe ich das so in Erinnerung. Das alles passierte 1944. Alles wurde immer schlimmer. Viele Leute wurden mitgenommen und kamen nicht mehr zurück. Essen gab es kaum. Brot bekamen wir auch nicht mehr zu Gesicht.

Eines Tages standen wir in einer riesigen Schlange an, um ins Glashaus hineinzukommen [um eine Bewilligung für ein geschütztes Haus zu bekommen]. Es war bitterkalt, dreissig Grad unter Null. Wir standen dort von frühmorgens bis am Nachmittag. Die Leute gingen immer zu zweit hinein. Meine Mutter ging voran, hielt mich an der einen Hand und meine Schwester an der anderen. Endlich waren wir an der Reihe. Bevor sich jemand vordrängen konnte, zog meine Mutter uns beide an sich. Aber der Kerl, der an der Tür stand, trennte meine Schwester von uns. «Es können bloss zwei reingehen», sagte er; wir waren zu dritt. Wir fingen an zu schreien. Hinter meiner Schwester stand eine Frau, ich erinnere mich an sie – eine grosse, wirklich grosse Frau. Sie gab meiner Schwester einen solchen Stoss, dass sie hineinstürzte. Wir gingen also zu dritt hinein, bekamen die Papiere und gingen wieder hinaus.

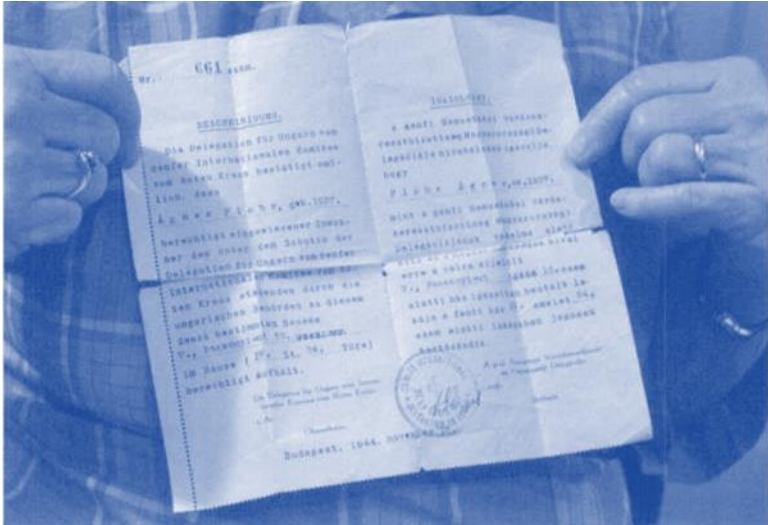
Draussen war kein Mensch mehr. Warum? Weil die Nazis gekommen waren und alle Leute in der Schlange mitgenommen hatten. Wir waren sicher, dass sie sie zu den Zügen gebracht hatten.

Vor zwei, drei Jahren bekam ich im Moschav Nir-Galim, in der dortigen Holocaustgedenkstätte, einen Schock. Ich habe begriffen, dass alle, die in der Schlange standen, einschliesslich dieser Frau hinter uns, nicht zum Zug, sondern geradewegs an die Donau gebracht worden waren – es war näher. Das war am 15. November 1944. Wir waren die letzten, die ins Glashaus hineingingen. Meine Schwester war die allerletzte, die einen Ausweis erhielt, nur weil sie hineingestossen worden war, und ich, ich war die vorletzte. Ich habe die Dokumente bis heute. Wie das? Fragen Sie nicht. Die Welt hat seitdem ein paar Mal gebrannt. Meine Mutter hat die Papiere anscheinend mitgenommen, als sie nach Israel kam. Hier, ich ha-

be sie mitgebracht, aber nur, um sie zu zeigen, ich gebe sie nicht her. Meine Mutter hatte von einem geschützten Haus gehört. Es war kein Luxus, aber geschützt. Man konnte Kinder dort hinbringen. Sie organisierte, dass wir dort hinkonnten. Wir waren drei Tage dort, auf dem Gang. Es war unmöglich, Zimmer oder Betten zu kriegen, wir hatten nichts. Wir hatten immer die gleichen Sachen an, ohne uns zu waschen natürlich. Einmal am Tag, am Mittag, gaben sie uns einen Teller mit Essen, ich habe keine Ahnung mehr, was es war. Wir waren sehr hungrig.

Eines Mittags, als wir essen sollten, wurde bombardiert. Und als sie uns das Essen gebracht haben, war es voller Glasscherben. Aber ich, mit meinem kleinen Hirn, dachte, ich könnte das Glas mit den Zähnen aussieben. Meine Schwester und ich haben uns deswegen gestritten und geschlagen. Sie war grösser und stärker und hat es geschafft, mir den Teller wegzunehmen. Und so bin ich eigentlich am Leben geblieben. Seitdem habe ich keine Angst mehr vor solchen Dingen, wenn es hier [in Israel] Kriege und Alarme gibt. Aber das Glas hat das Seine getan. Zum Beispiel habe ich während des letzten Kriegs Klebepapier auf das grosse Fenster gegenüber von meinem Bett geklebt, damit das Glas nicht in kleine Stückchen zerbricht. Als der Krieg zu Ende war, habe ich es nicht entfernt. Ich sagte: «Es wird noch einen Krieg geben, wozu soll ich mir die Arbeit zweimal machen?» Ich fürchte mich vor Glas. Alle haben gesagt, ich sei nicht normal, dass ich [während der Raketenalarme in Israel] herumlaufe, zu Freunden gehe. Aber vor Bombardierungen fürchte ich mich nicht; auch meine Mutter hatte keine Angst davor in Budapest. Nur vor Glas habe ich Angst.

Später haben wir noch in einem geschützten Haus der Schweizer Gesandtschaft gewohnt. Damals wusste ich nicht, wer Carl Lutz war. Mit sieben Jahren war mir Spielen wichtiger. Wir zogen in ein anderes Haus, ich weiss nicht, warum. Man sagte uns, das sei auch ein geschütztes Haus, und meine Mutter hatte gehört, dass man dort hineinkonnte, also gingen wir. Eines Tages kam die Gestapo und nahm meine Mutter mit. Ich blieb mit meiner Schwester dort.



Schutzzertifikat für Agnes Flohr, ausgestellt vom Roten Kreuz am 15. November 1944: Dieses Zertifikat erlaubte der damals 7-jährigen Agnes, in einem Haus zu leben, das durch das Rote Kreuz geschützt war.

Eine der Mitbewohnerinnen sagte uns, dass sie in der Früh kommen würden, um die älteren Frauen und Kinder zu den Zügen nach Auschwitz zu bringen. Sie hatte Geld, und wir taten ihr leid, weil unsere Mutter mitgenommen worden war. Sie bezahlte den Torwächter, damit er uns in der Nacht hinausliess. Wir kehrten zu dem geschützten Haus der Schweizer Gesandtschaft zurück, in dem wir Leute kannten. Gott sei Dank hat uns niemand gesehen. Jeden Tag gab uns eine andere Familie etwas zu essen.

Danach kamen sie, um uns von dort ins Ghetto zu bringen. Meine Tante, die Schwester meiner Mutter – ich weiss nicht, wie sie uns gefunden hat –, war schon im Ghetto. Eines Tages hat sie uns geholt. Sie wusste, dass sich meine Grosseltern irgendwo im Ghetto befanden. Sie ist fast vor Hunger gestorben, sie hatte gar nichts. Man gab uns so etwas wie eine

schwarze Suppe zu essen. Es war eine Katastrophe. Meine Tante brachte uns zu meiner Grossmutter, die ein wenig Bohnen, Erbsen und solche Sachen hatte.

Im Ghetto gab es einen Platz. Ich bin mit meiner Tante dorthin gegangen. Der ganze Platz – der heute ein Kinderspielplatz ist – war voller Toter. Voll, voll, voll davon, Hunderte Menschen haben sie dort getötet. Ich wollte nicht auf eine Hand oder einen Fuss treten, aber ich bin trotzdem immer auf irgendetwas getreten, weil wir so schnell gingen.

Die Befreiung

Der Krieg endete, als die Russen kamen. Meine Mutter hatte man zur Gestapo mitgenommen, dort war Eichmann. Sie war bis zum Kriegsende dort. Als der Krieg aus war, kam mein Vater aus dem Keller und ging direkt zu seinem Bruder, der in früheren Zeiten eine Christin geheiratet hatte. Mein Vater hatte keine andere Adresse als die seines Bruders. Dort fand er uns und brachte uns zu unserem ursprünglichen Haus zurück. Aber das alte Haus war von antisemitischen Christen besetzt. Mein Vater warf sie nicht einmal hinaus. Die Wohnung hatte zwei Zimmer. Er sagte zu ihnen, dass sie eines davon räumen sollten. Sie wollten nicht. Obwohl er keine Kraft mehr hatte – vor dem Krieg war er allerdings Meister im Gewichtheben in Ungarn gewesen –, hob er einen riesigen Schrank hoch und warf ihn vor lauter Zorn zum Fenster hinaus. Diese Leute bekamen Angst vor ihm und gingen fort. Nach ungefähr einem Monat, als es eine provisorische Brücke [über die Donau] gab, konnte meine Mutter, die auch am Leben geblieben war, hinüber und kam zu uns zurück. Ich war damals schon fast acht.

Nach dem Krieg sind wir in Budapest geblieben. Ich war dort bis ich neunzehn, fast zwanzig war. Nach der Revolution bin ich aus Ungarn geflohen und, mit anderen Flüchtlingen zusammen, nach Wien gekommen. Als ich dann in Israel eintraf, erhielten wir eine Unterkunft, Trumpeldor, in Naharija. Es gab keinen Strom, es gab kein Wasser. Meine Schwester und mich schickten sie in einen Ulpan [Hebräischsprachkurs] im Kibbuz

Geva. Meine Schwester und ihr Mann blieben dort. Ich wollte nicht lernen und sagte: «Nur in eine grosse Stadt, Tel Aviv.» Ich zog nach Tel Aviv, aber es gab dort keinen Platz, und die Sprache, Ivrit, konnte ich nicht. Ich konnte nur Ungarisch. Einen Beruf hatte ich nicht, ich war heimatlos hier in Israel. Wenn es irgendwo eine Arbeit gab, habe ich gearbeitet, Geschirrspülen zum Beispiel. Ich bekam ein paar Groschen dafür, und so verstrich die Zeit. Meine Eltern trafen ungefähr fünf Jahre nach uns ein.

Während dieser Zeit habe ich meinen Mann kennengelernt. Das war nicht schwer. Ich war zwanzig. Wir heirateten, und nach vier Jahren liessen wir uns scheiden, trotz aller Liebe. Wir kamen nicht miteinander zurecht. Einige Monate später kamen dann meine Eltern. Da arbeitete ich schon in Cafés als Barfrau. Nachdem ich von meinem ersten Ehemann geschieden war, fand ich im Nu den zweiten. Wir haben geheiratet und zwei Söhne bekommen, Arie und Joram. Ich habe sieben Enkelkinder.

Ich habe eine Menge Freunde, die Holocaustüberlebende sind, und glauben Sie mir, wenn ich die Geschichten von ihnen höre ... verglichen mit unserer. Wir vier sind am Leben geblieben und zurückgekommen. Aber meine Grossmutter hat vier Kinder im Krieg begraben, und dann noch zwei. Das heisst, es sind vier von zehn übriggeblieben. Einen fünfjährigen Cousin haben sie in Auschwitz umgebracht. Wissen Sie, es gibt so viele ... und so viele Geschichten.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Tel Aviv, Israel, geführt.
Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

Mordechai Neumann



Mordechai Neumann, Jerusalem, Israel 2017

Jerusalem, Israel

Geboren als Gyuri Neumann am 5. September 1930 in Vac (Ungarn).

«Arthur Weiss hat mit seinem Leben dafür bezahlt, dass er uns gerettet hat»

Ich bin in Vac geboren, zwanzig Kilometer von Budapest entfernt. Der Familienname meiner Mutter war Ungar. Offenbar war unsere wirtschaftliche Lage schwierig, denn als ich drei Jahre alt war, zogen wir zu meinem Grossvater. Er war Rabbiner in einer Kleinstadt, die fünfzehn Kilometer von Budapest entfernt liegt. Er hatte acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter. Alle Söhne waren gebildet – zwei waren Ärzte und zwei Rechtsanwälte. In diesen Zeiten war es selten, dass ein kleiner Rabbiner aus einer Kleinstadt seine Kinder zum Studium nach Budapest schickte, aber es war ihm wichtig, dass sie gebildet und religiös waren.

Wir wohnten in der Wohnung meiner Grosseltern, die alles in allem aus zwei Zimmern und einem Gang bestand. Im Gang befand sich auch die Küche. Die Familie wohnte in einer Küchenhälfte. Auch die Nichte meiner Mutter wohnte da. Ich war damals drei Jahre alt. Mein Grossvater lebte noch, aber er hatte Krebs und starb innerhalb von ein paar Monaten. Wir wohnten dort, bis ich zehn war. Ich erinnere mich gut an meine Kindheit, es waren die glücklichsten Jahre meines Lebens. Sobald wir aus der Schule heimkamen, zogen wir kurze Hosen an und liefen in den Hof. Wir kletterten auf Bäume, spielten im Sand, alles zusammen mit meiner Schwester, Esther. Es bestand eine selten grosse Liebe zwischen uns, die uns, bis zu ihrem Todestag, miteinander verband. Ich ging sie immer besuchen, wir sassen beieinander – bevor sie verstarb, vor zehn Jahren – und dachten nach, wann wir uns zum letzten Mal gestritten hatten. Wir konnten uns nicht daran erinnern, dass wir in unserem Leben überhaupt je gestritten hätten. Wir wuchsen zusammen auf, spielten zusammen. Später ging sie zum Haschomer Hazair – sie war bereits nicht mehr reli-

giös –, und ich blieb beim Bne Akiva. Das störte uns nicht im Geringsten. Unsere wunderbare Beziehung blieb bis zum Tod bestehen.

Damals in dem Städtchen wohnten wir an der Donau. Im Sommer ging unsere Mutter mit uns – Mädchen wie Jungen – jeden Tag zum Baden. Wir lernten in der Donau schwimmen. Und sie, die Arme, stand fünf Stunden lang am Flussufer und passte auf uns auf. Im Winter ging sie auch mit uns eislaufen. In der Kälte, bei Regen und Schnee – sie passte auf uns auf. Damals wusste ich ihre Grösse, alles, was sie für uns tat, damit wir die Armut nicht spürten, noch nicht zu schätzen. Ich bin erst in den letzten Jahren zu dieser Schlussfolgerung gelangt – warum waren wir den ganzen Tag draussen, warum an der Donau, warum auf dem Eis? Weil es einfach keinen Platz zu Hause gab, und sie wollte, dass wir das Leben genossen.

In dieser Kleinstadt besuchte ich eine nichtjüdische Schule, bis ich zehn war. Es gab irgendeinen Melamed [hebräische Bezeichnung für den Lehrer in einer Toraschule], der uns lehrte zu beten. Die Aufgabe meines Vaters war, Gelder für die Neolog-Gemeinde in Budapest zu mobilisieren, der wir angehörten. Meine Mutter kam zu dem Schluss, dass es unmöglich war, Kinder auf dem Land grosszuziehen. Sie wollte uns in die Stadt bringen, damit wir in eine jüdische Schule gehen konnten. 1940 verliessen wir das Städtchen und zogen nach Budapest. Wir wohnten dort im Haus von einem meiner Onkel, Doktor Ungar, ein reicher Zahnarzt. In diesem Haus wurde die Stelle des Hausmeisters frei. Auch in der orthodoxen Talmud-Tora-Schule [jüdische Religionsschule für Kinder], in der uns meine Mutter einschrieb und die weit weg von unserem Wohnort war, war die Hausmeisterstelle frei. Mein Vater arbeitete als Hausmeister an diesen beiden Orten. Jeden Morgen gingen wir – rannten wir –, meine Schwester und ich, ungefähr eine halbe Stunde zu Fuss zur Schule. Um ein Uhr gingen wir heim, um zu Mittag zu essen, und um drei Uhr kehrten wir in die Schule zurück. Um sechs Uhr kamen wir dann wieder nach Hause. Viermal am Tag machten wir diesen Weg, jedes Mal eine halbe Stunde, aber ich verspürte keine Müdigkeit. Das kam von der Abhärtung auf dem Land.

Wir waren stark. Warum gingen wir zu Fuss? Es gab eine Strassenbahn, man hätte mit der Strassenbahn fahren können. Ich kam, auch erst kürzlich, zum Schluss, dass es, finanziell gesehen, schwierig gewesen wäre, die Fahrten mit der Strassenbahn zu bezahlen. Aber auch wenn wir laufen mussten, war es nicht hart. Wir machten alles mit Freude, ich und meine Schwester. Es war ein sehr schönes Leben. Ich war von der vierten bis zur achten Klasse in dieser Schule.

Als wir noch in dem Städtchen wohnten, waren unsere Nachbarn Gójim. Ich hatte gute Freunde, Nichtjuden. Wir spielten die ganze Zeit zusammen. An Weihnachten sangen wir gemeinsam mit ihnen; an Chanukka sangen sie mit uns. Meine Schwester fiel in der Schule auf, sie war eine herausragende Schülerin. Der 15. März ist ein ungarischer Nationalfeiertag. Man brauchte damals jemanden, der an diesem Tag singen würde, und sie suchten sich ausgerechnet die Jüdin aus, um für die ganze Schule zu singen, obwohl der Antisemitismus in Ungarn bereits vor 1940 angefangen hatte. Die antisemitischen Gesetze gegen die ungarischen Juden kamen langsam. Ab 1940 lebten wir in Budapest. 1943 wurde plötzlich ein Gesetz erlassen, welches besagte, dass ein Jude kein Hausmeister sein durfte. Juden durften auch nicht an einer Universität studieren. Meine Mutter suchte nach einem anderen Platz zum Wohnen. Wir erhielten eine Wohnung im Judenviertel gegen Hausmeisterarbeit.

Die Türen des Hauses, in dem wir wohnten, wurden um zehn Uhr geschlossen. Als Hausmeister wurde mein Vater immer in der Nacht geweckt, um die Tür für die aufzumachen, die spät nach Hause kamen. Er verlangte Geld – zehn Pengő von jemandem, der nach zehn Uhr kam, und zwanzig Pengő von jemandem, der nach zwölf Uhr heimkam. So lebte er, Groschen für Groschen, um die Familie ernähren zu können. Er war ein ernster Mann, kräftig und stark, der im Ersten Weltkrieg gedient hatte. Er hielt sich nicht so sehr an die religiösen Gebote, aber hatte eine Frau geheiratet, die die Tochter eines Rabbiners war, und meine Mutter war sehr religiös, befolgte alle Gebote. Mein Vater versprach ihr, religiös zu bleiben,

jeden Tag zu beten und den Schabbat einzuhalten. Er hielt, was er versprochen hatte. Es gab nur ein Problem: das Rauchen am Schabbat. Erwartete immer bis zum Ende des Schabbat und dann begann er, Zigaretten zu rauchen. Er war ein richtiger Mann. Man sieht das auch auf den Bildern.

Im März 1944 marschierten die Deutschen offiziell in Ungarn ein. Das war nach meiner Barmizwa. Als die Deutschen kamen, schickten sie uns alle, die ganze Klasse, nach Hause. An diesem Tag begann der Holocaust in Ungarn. Vierzehnjährige [jüdische] Kinder wurden in die Dörfer geschickt, um Grabenarbeit zu machen. Meine Mutter liess mich nicht gehen. Warum? Schon bevor die Deutschen in Ungarn einmarschierten, waren Flüchtlinge aus Polen und der Tschechoslowakei gekommen, aus ganz Osteuropa nach Budapest. Zwei Flüchtlingsfamilien wohnten bei uns und sie sagten zu meiner Mutter: «Denkt bloss nicht, dass ihr gerettet seid. Die Deutschen werden auch hierherkommen.» Meine Mutter hatte Angst, dass ich in ein Arbeitslager gehen müsste. Sie bat ihren Bruder, den Arzt, mir einen Brief auszustellen, dass ich nicht in ein Lager gehen könnte. Er sagte zu ihr: «Ich bin Jude. Ich kann ihm keinen solchen Brief ausstellen. Geh zum Bezirksarzt, einem Goj, der soll dir so einen Brief geben.» Der Bezirksarzt gab mir tatsächlich einen solchen Brief. Er rettete mich. Nach einer guten Woche brachten sie diese Kinder [die beim Graben arbeiteten] direkt von der Arbeit zum Zug. Sie schickten sie nach Auschwitz, fast alle meine Freunde. Vielleicht sind zwei oder drei aus Auschwitz zurückgekommen. Ich blieb ohne Freunde zurück.

Meine Mutter suchte und fand eine nichtjüdische Familie im Stadtteil Buda, zu der sie uns brachte. Ich war dort Glaserlehrling, und meine Schwester putzte das Haus. Meine Mutter hatte ihnen offenbar viel Geld gezahlt, damit sie uns retteten. Inzwischen gab es strengste antijüdische Gesetze in Ungarn. Sie sammelten die Juden aus allen Dörfern ein, steckten sie in die Ghettos der grossen Städte, und von da – nach ein oder zwei Wochen, manchmal mehr, bis ein Zug eintraf – luden sie die Juden auf

einen Zug und schickten sie in ein Arbeitslager oder nach Auschwitz. Die meisten nach Auschwitz.

Nach zwei Monaten bei der Familie in Buda sagte der Hausherr: «Wir ziehen in eine nahe Kleinstadt, in einen Bunker. Wir werden dort Schutz suchen vor den Bombardierungen. Du und deine Schwester, ihr steigt in einer halben Stunde in den Zug, kommt in diese Kleinstadt und mit uns in den Bunker.» In Budapest schlug es inzwischen in einem fort Alarm, denn die Alliierten bombardierten die Stadt. Gegen Mitternacht stiegen wir in den Zug ein. Es war gefährlich, denn es gab dort Nazispione, die nach Juden suchten, die aus dem Ghetto, aus Ungarn flüchten wollten. Ein Nazi kam zu uns und verlangte unsere Papiere. Wir hatten gefälschte Papiere, aber das stellte ihn nicht zufrieden. Er sagte: «Ihr zwei seid Juden. Ihr steigt mit mir an der nächsten Station aus.» An der nächsten Station mussten wir aussteigen. Es war stockdunkel. Er sagte zu meiner Schwester: «Ich kann nicht genau sagen, ob du Jüdin bist oder nicht, aber bei dir», sagte er zu mir, «weiss ich es innerhalb von zwei Sekunden». Ich tat so, als ob ich nicht wüsste, wovon er sprach und was er von mir wollte. Nach fünf Minuten sagte er: «Na gut, verschwindet» und ging weg. Wir sassen mitten in der Nacht allein am Bahnhof. Wir hatten Angst, nochmal zu den Gojim zurückzukehren, sie waren ja schon nicht mehr zu Hause. Wir suchten ein Telefon und riefen unsere Eltern an. Irgendwie brachten wir es fertig, sie zu erreichen. Ich weiss nicht mehr, wie. Sie waren auf einem Hof, den unser reicher Onkel für viel Geld von einem Goy gemietet hatte. Es gab dort viel zu essen.

Zu der Zeit, nachdem sie alle Juden aus den ganzen Dörfern in Ungarn eingesammelt und nach Auschwitz deportiert hatten, blieben nur noch in Budapest Juden übrig. Die ganzen Juden waren im jüdischen Viertel konzentriert, und jede Familie musste noch andere Familien in ihre Wohnung aufnehmen. Tagsüber musste man mit dem gelben Stern herumlaufen, und man durfte nur zu ganz bestimmten Zeiten hinausgehen. Wer sich Papiere beschaffen und bei Nichtjuden verstecken konnte, machte das.

Ungefähr 1'800 Juden fuhren – für viel Geld – mit dem «Kasztner-Zug» von Ungarn in die Schweiz. Andere schafften es über Mosche Krausz. Krausz organisierte ein Rettungsunternehmen über ausländische Botschaften – die Schweiz und Schweden. Der Botschafter konnte Schutzpässe ausstellen, laut denen der Inhaber Schweizer oder schwedischer Bürger war. Krausz hatte Verbindung zum Schweizer Vizekonsul Carl Lutz. In der Vadász-Gasse gab es ein Glaslager – das Glashaus, das Arthur Weiss gehörte. Es war ein grosses Gebäude mit Kellern und einem Speicher. Das Glashaus wurde zum geschützten Schweizer Haus, und dort stellten sie Schutzpässe aus.

Einer der Anführer im Glashaus, der auch einer der Anführer der ungarischen Juden und der Misrachi war, war unser Onkel, Doktor Sándor Ungar. Über ihn kamen wir ins Glashaus und wurden dort in den Orthodoxen-Keller geschickt. Jede Gruppierung hatte ihren eigenen Platz: Die Orthodoxen waren im Keller; Haschomer Hazair im Speicher; die zionistische Jugend hatte ihren Platz, ebenso Bne Akiva. Es war schrecklich eng dort im Keller. Es gab Leute, die die ganze Zeit sitzen mussten. Ich konnte nur auf der Seite liegen, nicht auf dem Bauch. Es war entsetzlich eng.

Einmal pro Tag erhielten wir Essen, am Mittag. Sie brachten einen grossen Topf mit Erbsen und wir bekamen davon je einen Teller. Das war das Essen für den ganzen Tag. Ich wurde begünstigt, mich liess man den Topf mit einem Stück Brot auswischen. Die Toiletten, mit Löchern und einem Holzbrett, waren im Hof, in einer kleinen, 50 Meter weit entfernten Hütte. Die ganze Zeit wurde bombardiert. Es war gefährlich, auf die Toilette zu gehen. In den Büros gab es auch Toiletten. Das war irgendwie menschlicher. Also ging ich jeden Morgen dorthin, ob ich musste oder nicht. Es kostete ungefähr zwei Stunden Schlangestehen, auf die Toilette zu kommen. Ich erinnere mich nicht daran, dass ich jemals meine Kleider ausgezogen hätte.

Ich kann mich auch nicht erinnern, was ich im Glashaus gemacht habe. Es gab dort orthodoxe und neologe, teils berühmte Rabbiner – ich weiss ihre Namen nicht mehr –, die jeden Abend Vorträge hielten, um die Zeit

rumzubringen. An die Themen erinnere ich mich nicht. Ich erinnere mich aber noch daran, dass ich den ganzen Tag damit beschäftigt war, Läuse zu töten. Sie frassen uns auf. Die Menschen wuschen sich nicht; unsere Körper waren voller Läuse. Also tötete ich den ganzen Tag nur meine Läuse. Während dieser ganzen Periode [von Anfang November 1944 bis Januar 1945] ging ich nicht nach draussen, nur auf die Toilette oder in den Keller. Einmal dahin, einmal dorthin.

Die Juden im Glashaus erhielten 7500 Schutzpässe von Carl Lutz. Damit konnten sie ins damalige Palästina einwandern oder in die Schweiz gehen. Im Glashaus fingen sie an, noch mehr Schutzpässe zu drucken, immer mehr und mehr, und sie fälschten die Unterschrift des Konsuls. Es wurden 35000 Schutzpässe ausgestellt, manche sprachen auch von 40 000. Am Anfang wurden sie von den Ungarn und Deutschen respektiert, aber später sahen sie, dass es Fälschungen waren, und dann erkannten sie diese Schutzpässe nicht mehr an. Derweil wurden noch weitere geschützte Häuser – schweizerische [von Carl Lutz] und schwedische [von Raoul Wallenberg] – eingerichtet.

Am 31. Dezember 1944 brachen die Pfeilkreuzler mit Gewalt in das Glashaus ein. Sie warfen einen Sprengsatz hinein und schossen in alle Richtungen. Es gab drei Tote. Einer davon war mein Onkel. Sie holten alle Juden heraus und stellten sie in einer Reihe auf, alle zwei- oder dreitausend Menschen. Wir dachten, dass sie uns zur Donau bringen würden. Wir standen ein paar Stunden dort aufgereiht. Plötzlich bekamen wir den Befehl, wieder ins Glashaus zurückzugehen. Folgendes war passiert: Der Hausherr, Arthur Weiss, hatte die Polizei gerufen, nicht die von den Pfeilkreuzlern. Er sagte zu ihnen, dass alle diese Menschen Schweizer Staatsbürger seien und dass die Pfeilkreuzler deshalb kein Recht hätten, sie mitzunehmen. Die Polizei befahl darauf, uns alle wieder hineinzuschicken. Wir waren gerettet. Es war ein Wunder. Aber er, Arthur Weiss, musste mit seinem Leben dafür bezahlen. Ein paar Tage später kam eine Sonderabordnung und holte ihn ab, nur ihn persönlich. Sie nahmen ihn mit, und er

kehrte nie mehr zurück. Er hat mit seinem Leben dafür bezahlt, dass er uns gerettet hat. Ich erinnere mich genau daran. Das war in der Nacht vom 31. Dezember 1944 auf den 1. Januar 1945. Wir waren noch bis zum 18. Januar dort.

Am 18. Januar hörten wir, dass die russische Armee im Anmarsch war. Plötzlich kamen russische Soldaten ins Glashaus und befreiten uns. Jeder von uns ging nach Hause. Ich war so mager, dass ich kaum auf den Beinen stehen, kaum gehen konnte. Unser Haus war zerstört worden. Wir gingen zu meiner Tante, um bei ihr zu wohnen. Unterwegs sah ich, auf einem zentralen Platz in Budapest, einen Nazi an einem Strommast hängen. Alle Pfeilkreuzler, die sie erwischten, hängten sie auf. Budapest lag in Trümmern. Alles war verlassen, alles geplündert, die Fenster alle zerbrochen. Es gab nichts zu essen, also warf man Schaufenster ein und holte Essen heraus, oder was es eben gab. Juden wie Nichtjuden – wer sich gerettet hatte, drang in solche Läden ein. Wir wohnten dann bei meiner Tante außerhalb von Budapest. Wir blieben etwa zwei Monate dort, damit ich ein bisschen kräftiger werden konnte. Und nachdem es in Budapest nichts mehr zu essen gab, fuhren alle in die Dörfer.

Wir, meine Schwester, zwei Schulkameraden, deren Vater nicht überlebt hatte, und ich fuhren in ein Dorf in der Nähe von Rumänien. Doch um dorthin zu kommen, brauchte man einen Zug. Es fuhren wenig Züge – nur ein- oder zweimal am Tag. Viele Leute fuhren auf dem Dach der Züge mit. Irgendwie erreichten wir dieses Dorf, und dort hatten wir etwas zu essen. Und hier fing die schönste Zeit meiner Jugend an, die ich zusammen mit meiner Schwester verbrachte. Das Dorf, in dem wir wohnten, war in der Nähe der rumänischen Stadt Arad, zwanzig Kilometer davon entfernt. Dort gab es viel und gutes Essen. Wir fuhren nach Arad, holten Essen und kehrten über die Grenze zurück. Es war kein Problem, obwohl wir keine Fahrkarten [für den Zug] hatten. Ich erinnere mich nicht, dass jemand kontrolliert hätte. Die Juden in Arad waren sehr herzlich und liebenswürdig, sie hatten ein jüdisches Herz. Wenn wir Kinder in die Stadt kamen, gingen wir zur Synagoge – wohin kann man schon gehen? – und fragten,

wo man etwas essen bekommen und schlafen könnte. Am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Zug wieder nach Hause.

Einmal beschlossen wir, nach Bukarest, in die Hauptstadt von Rumänien, zu fahren. Es war eine zwölfstündige Reise von Arad mit einem Schnellzug. Der Zug war eigentlich nur für russische Soldaten. Ich hatte eine Kappe mit einem russischen Abzeichen; vielleicht dachten sie, ich sei ein russischer Junge. So gelangten wir nach Bukarest. Wir suchten immer nach Soldaten, Soldaten mit einer grossen Nase. Wir wussten, wenn die Nase gross war, musste es ein Jude sein. Es gelang uns oft. Jüdische Offiziere oder Soldaten gaben uns Schutz. In Bukarest gingen wir zum Joint. Dort teilten sie Geld an Flüchtlinge aus. Wir erhielten eine grosse Summe und wollten nach Ungarn zurück. Ich hatte nun viel Geld. Was sollte ich damit anfangen? Ich wollte etwas kaufen, das ich in Ungarn verkaufen konnte – ich war ein Junge, und ein bisschen dumm. Ich kaufte zwanzig Kilo Hefe. Meine Freunde nahmen das Geld mit. Wir wollten in einen Zug einsteigen, aber es gab keinen Platz mehr. Der Lokomotivführer sagte zu uns: «Steigt oben rauf», also stiegen wir auf die Lokomotive. Der Zug fuhr mit Kohle, nicht mit Strom. Ich sah die Kohle und dachte, das wäre gut für den Winter, gut für die Eltern. Also legte ich noch Kohle auf die Hefe. Als wir vom Zug herunterstiegen, wurde ich von zwei Polizisten aufgehalten. Offenbar hatte der Zugführer ihnen gesagt, dass jüdische Schmuggler auf dem Zug gewesen waren. Sie ergriffen mich und brachten mich zur Polizeiwache, wo ich die ganze Nacht bleiben musste. Sie nahmen mir alles weg. Ich ging allein und mit leeren Händen nach Hause. Danach gab es noch eine ähnliche Geschichte mit Zündhölzern, aber sie endete erfolgreicher: Die Zündhölzer aus Bukarest wurden verkauft, und mit dem Geld kauften wir Alkohol und brachten die Flaschen unseren Eltern, die den Alkohol verkaufen konnten.

Mittlerweile hatte sich die Lage in Ungarn etwas gebessert. Es gab wieder Essen in Budapest, und wir kehrten in die Stadt zurück. Wir hatten dort aber keinen Platz zum Wohnen. Meine Eltern fanden eine Wohnung,



David, Gyuri, Ester und Yocheved Ella Neumann (v.l.n.r.), Budapest, Ungarn 1945

die weit vom jüdischen Viertel in der Stadt entfernt war. Dort bekamen wir zwei Zimmer. Das Regime wurde kommunistisch. Mein Vater machte verschiedene Arbeiten, meine Schwester lernte einen Beruf und ging auf die Universität, und ich lernte in einer Jeschiwa. Nach zwei Jahren sagten meine Eltern, wenn ich nach Israel wolle, müsste ich einen Beruf lernen. Sie schickten mich in eine Automechanikerlehre. Einer meiner Onkel, der Direktor beim Joint war, besorgte mir Arbeit in einer Autowerkstatt des Joint. Dort arbeitete ich eineinhalb, zwei Jahre, und währenddem schloss ich mich dem Bne Akiva an. Ich bin bis heute so geblieben.⁷³ Im Bne Akiva waren damals gute Kameraden, alle in meinem Alter, Mädchen und Jun-

⁷³ Der Bne Akiva ist eine Jugendbewegung. Der Interviewte ist also sicher nicht mehr Mitglied des Bne Akiva. Mit «so geblieben» meint er, dass er nach wie vor die religiös-zionistische Haltung des Bne Akiva vertritt.

gen, es gab keine Trennung wie heute. Es war viel liberaler. Wir tanzten zusammen, wir gingen zusammen ins Kino. Es war eine andere Welt. Wir gingen zusammen aus, wir tranken.

Inzwischen hatten sich die Kommunisten festgesetzt und standen im Begriff, die Grenzen Ungarns zu schliessen. Wir nahmen Verbindung zu einer Organisation auf, die sich Bricha nannte. Bricha schmuggelte Juden in die Slowakei, nach Bratislava, und von dort aus nach Wien. Zu Hause wussten sie überhaupt nichts davon. Ich überquerte die Grenze nachts mit einer Gruppe. Nach Bratislava kam ich an Pessach. Dort gab es eine Einrichtung des Bne Akiva, in der ankommende Flüchtlinge wohnen konnten. In Bratislava begegnete ich meiner zukünftigen Frau, Chaja-Bluma, wir waren beide achtzehn Jahre alt. Sie stammte ursprünglich aus Transsilvanien. Sie hatte den Grossteil ihrer Familie in Auschwitz verloren, aber sie und ihr Vater hatten Auschwitz überlebt. Von Bratislava brachten sie uns nach Österreich, nach Salzburg. Dort wohnten wir drei Wochen in Zelten, und dort traf ich meine Schwester wieder. Sie war mit dem Hachomer Hazair geflüchtet. Von Salzburg ging es weiter nach Bari, Italien. Nördlich von Bari, in Trani, gab es ein Flüchtlingslager, in dem wir einen Monat verbrachten, die ganze Gruppe des Bne Akiva, Jungen und Mädchen; alle hatten ein eigenes Zelt. Wir waren den ganzen Tag im Meer. Wir gingen schwimmen, gingen aus dem Wasser, wieder rein, wieder raus, bis wir genug hatten. Und wir traten in einen Hungerstreik; wir wollten, dass man uns nach Israel brachte. Wie lange sollten wir noch warten?

Sie brachten uns nach Bari, wo wir das Schiff «Azma'ut» [Hebräisch: Unabhängigkeit] bestiegen. Es war mit 500 Flüchtlingen vollgepackt, einer auf dem anderen. Wir erreichten Jaffa Ende 1949, nachdem der Staat schon gegründet war. In Jaffa begann die Land-Israel-Geschichte.

Chaja-Bluma und ich heirateten am 15. November 1949. Meine Frau hatte eine Bestimmung im Leben – Gott hatte ihr die Bestimmung gegeben: mich auf dem Weg ins Land Israel zu treffen.

Sie widmete ihr Leben der Familie. Wir waren selbst noch zwei Kinder, zwei Achtzehnjährige, und wir gründeten eine Familie: plötzlich vier Kinder, siebzehn Enkel, fünfunddreissig Urenkel. Unsere Begegnung war ein Wunder des Himmels, sie war von irgendwoher gelenkt worden. Zu meinem Kummer hat sie mich nach 67 Jahren Ehe allein zurückgelassen. Sie ist im April 2016 gestorben. Aber wir sind zusammen, wenn nicht physisch, so doch in der Seele. Man kann nicht voneinander scheiden. Man kann uns nicht trennen.

Nicht alle Flüchtlinge kamen nach Israel. Manche reisten in die ganze Welt, in die Vereinigten Staaten, nach Australien. Mein bester Freund ist nach Australien gegangen, wir sind bis heute in Kontakt. Und ich habe einen Freund aus Wien, der dort geblieben ist und studiert hat. Er ist Professor in Wien. Die Verbindung aus der Kindheit blieb für immer.

Über Carl Lutz hat man nicht viel geredet. Meiner Meinung nach ist das ein grosser Fehler. Vor nicht langer Zeit haben sie eine Statue von Carl Lutz in Ungarn aufgestellt. Die erste Generation hat nicht so viel über die Rettung gesprochen. Die zweite und dritte Generation interessiert sich viel mehr dafür, was ihren Eltern passiert ist. Niemand wusste etwas vom Glashaus. Heute weiss man es. Es gibt eine Glashaus-Ausstellung in Nir Gallim [im Museum «Bejt Ha'edut»]. Ich weiss nicht genau, was mit Carl Lutz passiert ist. Ich denke, die Schweiz war nicht zufrieden mit der Arbeit, die er gemacht hat, sie war gegen das internationale Gesetz. Aber eigentlich war er ein grosser Mann. Er hat uns ganz sicher gerettet.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Jerusalem, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

Miryam Palgi



Miryam und Uzi Palgi, Kibbuz Giv'at Oz, Israel 2017

Kibbuz Giv'at Oz, Israel

Geboren als Martha Hölzl am 27. April 1930 in
Budapest.

«Und plötzlich riefen sie mich und sagten, mein Vater sei zurückgekommen»

Ich war das einzige Kind meiner Eltern; sie liebten mich sehr. Bis ich in den Kibbuz kam, nannte man mich Martuschka. Meine Mutter, Ruth Rozsi, arbeitete als Kassiererin in einem Geschäft, das Juden gehörte. Mein Vater, Béla Hölzl, war Taxifahrer. Sie arbeiteten hart, und mir hat es an nichts gefehlt. Wir waren nicht besonders religiös noch sonst etwas – einfach jüdisch. Wir feierten die Feste, aber wir lebten nicht koscher. Es ging mir gut, bis die Deutschen kamen.

Wir wohnten in der István-Strasse 40 in Budapest, im siebten Bezirk, im ersten Stock eines riesigen, vierstöckigen Hauses. In diesem Haus wohnten viele Juden, aber auch Gojim. Wir kamen ausgezeichnet miteinander aus. Vor dem Krieg ging ich in eine staatliche Volksschule, zusammen mit christlichen Kindern, und ich muss sagen, dass ich dort keinen Antisemitismus spürte.

Die Deutschen marschierten am 19. März 1944 ein, und damit änderte sich in Ungarn alles. Davor gab es keinen gelben Stern und keine Gesetze, die nur Juden betrafen, denn Ungarn hatte einen liberalen Präsidenten, der nicht sehr antisemitisch war. Ich glaube nicht, dass er [die Juden] geliebt hat, aber er hat [sie] auch nicht gehasst. Als aber die Deutschen kamen, hat sich alles geändert. Dann begann es. Sie nahmen Juden aus der Peripherie und schickten sie direkt in die Gaskammern. Davon wussten wir damals nichts. Plötzlich mussten wir einen gelben Stern tragen und plötzlich mussten wir in Häusern mit einem gelben Stern wohnen. Zu unserem Glück war das Haus, in dem wir wohnten, ein jüdisches Haus, welches als Gelbsternehaus gekennzeichnet wurde. So konnten wir in unserer Wohnung bleiben. Mein Vater ging zur ungarischen Armee, denn sie brauchten dort Fahrer. Danach schickten sie ihn in ein Zwangsarbeitslager.

Der Besitzer des Glashauses hiess Arthur Weiss. Er rief die Jugendbewegungen zusammen und übergab ihnen das Haus. Er sagte: «Bringt alle Juden hierher.» Das Glashaus war ursprünglich eine Glasfabrik. Drinnen war nichts, nur leere Hallen. Man fing an, dort Pritschen aufzustellen. Unser Nachbar und naher Freund der Familie, Mosche Kernik, der ein Neolog-Rabbiner war, war schon im Glashaus. Er sagte mir, dass ich hinkommen sollte, aber ich traf ihn dort nicht an, weil er sehr beschäftigt war. Ich fühlte mich dort sehr unwohl, weil ich allein war und niemanden kannte; ich war erst vierzehn. Aber als ich meinen Namen sagte, wussten sie Bescheid und nahmen mich auf. Einen Schutzpass gaben sie mir allerdings nicht, ich bekam gar nichts. Meine Mutter hatte das Haus, in dem wir wohnten, schon verlassen: Man hatte sie zu einem anderen Haus gebracht, das unter dem Schutz der Schweizer stand. Sie bekam dort einen Schutzpass. Eines Tages, nachdem ich ungefähr zwei Wochen im Glashaus gewohnt hatte, beschloss ich, dass ich meine Mutter sehen wollte. Ich war sehr selbständig und kannte mich in Budapest ausgezeichnet aus. Es gibt Dinge, die ich nie vergessen werde. Es gab einen jüdischen Jungen, der auch im Glashaus wohnte, er hatte eine Pfeilkreuzler-Uniform. Er ging ein und aus, er war vielleicht sechzehn oder so, sehr nett, ich wusste nicht einmal, wie er hiess. Ich bat ihn, mich zu meiner Mutter zu begleiten, denn ich wollte nicht alleine gehen. Sie wohnte in einem schönen, geschützten [Schweizer] Haus am Donauufer. Sie freute sich sehr, mich zu sehen, und ich beschloss, dort zu schlafen. Ich dachte, ich würde am Morgen zurückkehren. Ich hatte keine Papiere, und auch meine Mutter hatte nichts für mich. In der Früh kamen die Deutschen und die Ungarn, machten eine Razzia, kontrollierten Papiere. Der Ungar, der sah, dass ich keine Papiere hatte, sagte, dass sie mich mitnehmen würden. Meine Mutter wohnte im zweiten Stock, ich war unten. Sie können sich nicht vorstellen, was für eine Szene wir machten! Meine Mutter schrie, sie würde runterspringen, und ich fragte: «Wieso nehmen Sie mich denn mit? Ich wohne im Glashaus.» «Gut», sagte der Soldat, «geh hinauf.»

Ich kehrte also ins Glashaus zurück. Ich ging zu Fuss, es war nicht weit, beide Gebäude lagen im Belváros-Viertel. Sie erwischten mich nicht. Als ich ankam, sagte man mir: «Komm, komm, dein Vater sucht dich.» Und dann sah ich, dass sie meinen Vater mitnahmen. Sie liessen ihn nicht hinein [ins Glashaus], sondern sie nahmen ihn mit. Er sah mich nicht, und ich konnte nichts tun. Später erzählte er mir, dass sie ihn zu Fuss nach Mauthausen gebracht hatten. Als ich sah, wie sie ihn mitnahmen, sagte ich: «Ich bleibe nicht hier [im Glashaus].»

Ans Glashaus habe ich nicht viele Erinnerungen. Ich war noch ein Mädchen. Ich ging von hier nach da, war interessiert, nahm an allem teil. Im Haus gab es Holzbetten. Ich glaube nicht, dass wir uns auch nur einmal gewaschen haben. Höchstens ein bisschen, die Hände. Ausserdem gab es in Ungarn keine solche Sauberheitskultur. Die ganze Zeit über suchte ich Mosche [Kernik, den Rabbiner], aber ich sah ihn nicht. Ich beschloss, nicht länger dort zu bleiben. Ich ging wieder zu meiner Mutter [ins geschützte Schweizer Haus], und dieses Mal blieb ich bei ihr. Ich hatte dann einen gefälschten Schutzpass, aber damals nützte er schon gar nichts mehr; die Deutschen ignorierten diesen und brachten uns zum Ostbahnhof, sozusagen also bereits in Richtung Polen. Wir blieben eine gute Woche lang beim Bahnhof, ohne Essen, ohne Toiletten, ohne irgendetwas. Wir warteten bloss, dass der Zug kommen und uns wegbringen würde. Wir sagten uns, es wird gut, Juden sind sowas von dumm. Man würde uns nach Deutschland zum Arbeiten bringen. Aber die Russen waren auf dem Weg, liessen keinen Zug durch. Und da schickte Mosche [Kernik] einen Polizisten, um uns zu holen. Der Polizist brachte uns zurück zu dem Haus, in dem meine Mutter wohnte. Da waren wir nur kurze Zeit. Das war schon im September, Oktober. Dann sagten sie eines Tages, sie würden uns ins Ghetto bringen. Ich erinnere mich, dass wir zu Fuss gingen. Wir kamen an der Donau vorbei und sahen dort Kinder und Erwachsene, die ihre Schuhe auszogen. Wir sahen nicht, was passierte, aber man hat uns danach erzählt, dass sie alle erschossen und in die Donau warfen, denn diese Men-



Miryam Palgi mit
Smadar ca. 1955

schen hatten keinen Schutzpass. Der Schutzpass bewahrte uns vor solchen Dingen.

Wir kamen im Ghetto an. Sie brachten uns in ein Gebäude neben der grossen Synagoge, im zweiten Stock. Unten war ein Hof, wo sie alle Menschen, die gestorben waren, hinlegten. Massenhaft Tote waren dort. Es gab kein Essen, es war überfüllt, und die Bedingungen waren grauenhaft, einfach grauenhaft. Mir kam es damals nicht schlimm vor, ich spürte es nicht... ich war mit meiner Mutter zusammen. Aber dass sie meinen Vater mitgenommen hatten, das tat mir sehr weh, dass ich ihm nicht helfen konnte. Ich war doch nur ein kleines Mädchen.

Im Januar 1945 kamen die Russen. Wir gingen zu unserem Haus zurück, es war unbeschädigt geblieben. Die Stadt lag in Trümmern, aber un-

ser Haus und unsere Wohnung – nichts. Man sagte uns, dass diejenigen, die dort gewohnt hatten, geflüchtet waren und alle unsere Möbel mitgenommen hatten. Da fragte meine Mutter: «Wo sind sie hin?!», ging ihnen nach und holte unsere Sachen zurück!

Der Sommer kam, und ich ging in ein jüdisches Gymnasium, welches ich zwei Jahre lang besuchte. Das war schon nach Kriegsende. Und plötzlich riefen sie mich und sagten, mein Vater sei zurückgekommen. Er war zurückgekommen. Er war zu Fuss ins Lager gegangen und zu Fuss zurückgekehrt. Man kann gar nicht beschreiben, wie er aussah! Er hatte keinen einzigen Zahn mehr. Er wog 45 Kilo, und er wollte nur noch schlafen, sich ins Bett legen und schlafen. Danach fuhr er wieder Taxi.

Im Sommer ging ich zur Bewegung, zum Haschomer Hazair. Rafi Benshalom, ein Abgesandter der Bewegung aus Israel, arrangierte, dass ich in der ersten Gruppe war. Ich lernte dort Arye Palgi kennen [Miryams zweiter Mann, sie heirateten später in Israel]. Arye war für die Bewegung eine Schlüsselfigur, und war auch Mitglied in der zionistischen Föderation. Er sagte zu mir, dass ich nicht zu ihrer Gruppe passen würde, weil ich zu jung sei. Ich solle zu einer anderen Gruppe gehen. Also ging ich. Heute, im Nachhinein, klingt das sehr lustig. So verliebte er sich in mich.

Wir verliessen Ungarn in Gruppen auf illegalem Weg. Wir fuhren mit dem Zug zur slowakischen Grenze und marschierten zu Fuss nach Bratislava. Von dort nahmen wir einen Autobus nach Österreich. In Israel trafen wir im April 1949 ein. Man schickte uns in den Kibbuz Hasore'a, später zogen wir von dort in den Kibbuz Giv'at Oz. Im Kibbuz musste jeder in irgendeinem Ausschuss sein. Sie fragten mich, wo ich hinwollte; ich sagte: «Ich bin im Gesundheitsausschuss.» Ich dachte, ich sollte ein bisschen etwas darüber wissen, was ein Gesundheitsausschuss ist. Ich ging zur Poliklinik, um zu sehen, was sie dort machten. Chawa, ein sehr nettes Mädchen, nahm mich dort unter ihre Fittiche und erklärte mir meine Aufgaben. Danach lernte ich. Aber ich war keine geprüfte Krankenschwester; das fehlte mir. Nach dem Sechs-Tage-Krieg liessen sie mich gehen, um

meine Ausbildung zu vervollständigen. Mirka, die Oberschwester im Krankenhaus kannte mich und war meine Freundin. Sie schrie mich an, als sie hörte, dass ich für meine Fortbildung nur ein Jahr freigeekriegt hatte. «Du gehst in die Schwesternschule und machst die Ausbildung fertig!» Ich sagte, «Aber das sind zwei Jahre.» – «Macht nichts, dann sagst du, dass du zwei Jahre brauchst», sagte sie. Das tat ich, und sie liessen mich. Nach meiner Ausbildung war ich ein Leben lang Krankenschwester.

Ich habe vier Kinder – Smadar und Doron von meinem ersten Mann, Aharon. Er war Lehrer. Uzi und Meirav von meinem zweiten Mann, Arye Palgi. Ich habe neun Enkel. Drei sind in Amerika, einer ist religiös geworden. Zwei sind in der Armee, beide im Offizierskurs, und vier sind hier [in Israel].

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar im Kibbuz Giv'at Oz, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

Peter Pollak



Peter Pollak, Bnei Brak, Israel 2017

Bnei Brak, Israel

Geboren als Peter Pollak am
9. Februar 1939 in Budapest.

«Und seit damals habe ich bis heute nicht verstanden, wie es ihr gelungen ist, den Kidduschbecher meines Vaters zu finden»

Meine Eltern wohnten in Buda. Mein Vater, Istvan Mordechai, arbeitete in einer grossen Textilfabrik, die einem Juden gehörte. Auch mein Onkel arbeitete im gleichen Textilbetrieb. Meine Mutter, Taube Zippora, war Hausfrau. Meine Eltern waren Cousin und Cousine und insgesamt haben drei Schwestern drei mit ihnen verwandte Brüder geheiratet, nachdem sie vom Bezirksarzt die Genehmigung erhalten hatten. Wir wohnten zur Miete am Stadtrand von Buda, wo ich aufwuchs. Es gab nicht viele Juden in der Gegend, in der wir wohnten, und wir hatten gute Beziehungen zu den Nichtjuden. Meine Familie gehörte der orthodoxen Gemeinde an.

1943 holten sie meinen Vater zur Zwangsarbeit in Jugoslawien. Im Juni 1944 kam der Befehl, dass sich alle im Ghetto⁷⁴ einzufinden hatten. Meine Tante aus Buda, ich, mein Bruder und meine Mutter gingen im August ins Ghetto im Judenviertel. Dort starb mein kleiner Bruder Avraham 1945, im Alter von neun Monaten, an Hunger. Meine Tante hatte zwei Kinder mehr oder weniger im gleichen Alter, die ebenfalls an Hunger starben. Dieser Winter, 1944-1945, war ein sehr harter Winter. In der Nähe unseres Wohnortes lag ein Badehaus mit einem grossen Hof. Da es in je-

⁷⁴ Offiziell ist erst ab November 1944 von einem Ghetto in Budapest die Rede. Die Betroffenen sprachen aber häufig bereits nach dem Befehl, sich in speziell gekennzeichnete Gelbsternhäuser zu begeben, von einem Ghetto im Judenviertel.

nem Winter 28-30 Grad unter Null war, lagerten sie dort die Leichen; kreuz und quer legten sie sie übereinander. Auch diese drei kleinen Kinder bewahrten sie im Hof des Hauses auf, in dem meine Tante wohnte, und dort blieben sie, bis die Russen kamen. Dann, in der gleichen Nacht, brachten meine Mutter und meine Tante die drei kleinen Leichen zum orthodoxen Friedhof in Budapest; sie transportierten sie mit einem Schlitten. Der Vater meiner Mutter und meiner Tante – mein Grossvater – lag auf diesem Friedhof begraben. Sie beerdigten die Kinder direkt neben ihm. Das war übrigens das Einzige, was meine Mutter mir zu erzählen gewillt war: «Damit du weisst, dass dein Bruder neben deinem Grossvater begraben ist.»

Zurück zum Jahr 1944. – Das Ghetto war überfüllt; es herrschte grosser Hunger. Zu der Zeit, als wir im Ghetto waren, kam Ferenc Szálasi [der Führer der Pfeilkreuzler-Partei] an die Macht. Es vergingen keine 24 Stunden, und die Regierung war in den Händen der Pfeilkreuzler. Und das war schon eine ganz andere, viel schlimmere Geschichte. Ich erinnere mich, dass sie an diesem Tag [16. Oktober 1944] den Pfeilkreuzlern erlaubten, ins Ghetto einzumarschieren, Juden herauszuholen und sie zu erschiessen. Aber das war zeitlich begrenzt, auf 24 Stunden, glaube ich. Als diese Frist um war, vertrieb die ungarische Polizei die Pfeilkreuzler, die den Juden alles weggenommen hatten, Goldringe, Goldketten, Uhren, alles.

Ich war damals ein kleiner Junge, aber verstand, was passierte. Ich sah, wie die drei Schwestern – meine Mutter und ihre beiden Schwestern – am nächsten Tag zusammenkamen und den Entschluss fassten, dass sie nicht im Ghetto bleiben wollten. In diesen Tagen begriffen einige ausländische Konsulate, was Sache war, und sie beschlossen, grosse Häuser anzumieten und Schilder dort anzubringen, dass der Zutritt zu diesen Gebäuden allen äusser den Konsulatsangehörigen verboten war. Es wurde vereinbart, die Menschen in diese geschützten Häuser zu holen. Das Glashaus war offenbar eines dieser Häuser.

Die Schwestern beschlossen, am nächsten Tag ins Glashaus zu gehen. Es gab dort einen ziemlich grossen Hof, der voller Menschen war, die dar-

auf warteten, hineinzukommen. Was soll ich sagen, es war eine Glücksgeschichte. Kurz gesagt: Wir kamen ins Glashaus hinein. Wir waren drei Frauen und an die vierzehn Kinder. Sie brachten uns in ein Stockwerk und sagten zu uns: «Richtet euch hier ein und wartet.» Sie brachten uns irgendein Sandwich oder etwas ähnliches. Es wurde Nacht. Im Gang des Hauses gab es riesige Kisten. Man sagte uns, wir sollten darauf schlafen. Plötzlich – fragen Sie mich nicht, zu welcher Zeit das war, um ein Uhr nachts oder drei Uhr früh, ich weiss es nicht mehr –, weckte man uns und holte uns von den Kisten herunter. Sechs bis acht junge Burschen kamen an, in Zivilkleidung. Sie stiegen in die Kisten. Nach ein paar Minuten sah ich, wie aus den Kisten Soldaten herauskamen, Männer in der Uniform der Pfeilkreuzler. Dann gingen sie wieder weg. Es war niemand da, den man hätte fragen können, wer sie waren. Dieses Bild von den Jungen, die aus den Kisten stiegen, in Uniformen, das ist unauslöschlich; daran erinnere ich mich, als ob es gestern gewesen wäre.

Nach dieser Nacht holten sie uns, um acht oder neun Uhr morgens, in den Hof. Dort befanden sich vielleicht 60,70 Personen, ausschliesslich Frauen und Kinder. Da waren auch ein paar Männer von den Pfeilkreuzlern, mit ihren Waffen und Handgranaten, mit dem Griff im Gürtel. Wir hatten keine allzu grosse Angst, weil wir wussten, dass sie uns nicht zur Donau abführen würden [hier erklärt Peter, dass sie keine Angst hatten, weil es nicht plausibel war, dass man die Pfeilkreuzler ins Glashaus hineinliess]. Vier von den jungen Burschen in den Pfeilkreuzleruniformen brachten uns zu einem Schutzhaus.⁷⁵ Ich glaube, dieses Haus war von der spanischen Botschaft. Ein Mann wartete dort auf uns, der für das Haus verantwortlich war. Er trug eine deutsche Uniform. Dieser Mann – ich kann mich nicht erinnern, dass er einmal nicht betrunken gewesen wäre.

⁷⁵ Es handelt sich hier um die jüdischen Widerstandskämpfer, die «Burschen», die in der Nacht, als Pfeilkreuzler getarnt, «aus den Kisten stiegen.»



Peters kleiner Bruder
Avraham Pollak,
Budapest, Ungarn 1945

Ich weiss noch, wie er dort an der Seite stand und schwankte. Die meiste Zeit war er in der Schänke, nicht im Haus. In diesem Haus assen wir nur Graupen – in Wasser gekocht. Später gingen uns auch die Graupen aus. Wir hatten nur noch das Wasser von den Graupen. Das war das Essen. Seither sind schon eine Menge Jahre vergangen, aber ich esse noch heute keine Graupen.

Ich erinnere mich im Zusammenhang mit der Befreiung an sehr wenig. Ich weiss nur noch, dass wir ins Ghetto zurückkehrten, sozusagen in unser Zuhause. Ich erinnere mich, dass meine Mutter und eine Tante die drei kleinen Kinder auf einem Schlitten zum Friedhof brachten. Ich erinnere mich, dass sie am Vormittag aufbrachen. Es war ziemlich weit vom jüdischen Viertel entfernt, sie gingen zu Fuss, zogen die drei Leichen bis zum Friedhof und begruben sie. Daran kann ich mich erinnern. Und ich erinnere mich, dass meine Mutter zu dem Haus ging, das wir verlassen hatten, und ein paar Sachen von dort mitbrachte, Erinnerungen. Und seit damals

habe ich bis heute nicht begriffen, wie es ihr gelungen ist, den Kidduschbecher meines Vaters zu finden. Bis heute mache ich damit den Kidduschsegen. Solche Dinge ... ich weiss nicht, wie ... wie sie ihn versteckt haben... wie er übrig geblieben ist...

Nach dem Krieg ist mein Vater nicht zurückgekehrt. Wir wussten schon, dass man ihn auf dem Rückweg vom Zwangsarbeitslager ermordet hat. Die Deutschen haben alle Menschen in diesem Zug, der sie nach Ungarn zurückbringen sollte, ermordet. Sie waren auf dem Rückweg nach Ungarn, und sie haben sie umgebracht, alle im ganzen Zug. 196 Juden. Haben sie in irgendeiner Kleinstadt in Ungarn ermordet. Nach dem Krieg. Jemand hat dafür gesorgt, dass sie nach Budapest in ein Gemeinschaftsgrab überführt wurden. Wir hingegen wurden gerettet. Es ging uns gut. Wir gingen in eine jüdische Schule. Später schlossen sie einige jüdische Schulen in Budapest, unsere kommunistischen Freunde. Wir litten bis 1956, bis wir aus Ungarn flüchteten und nach Israel kamen.

Wir kamen [auf dem Weg von Ungarn] nach Österreich. Wir gingen ein paar Stunden zu Fuss, aber dann entdeckten sie [die Russen] uns, ergriffen uns und wollten uns gleich wieder nach Ungarn zurückschicken. Doch bevor sie uns zurückbrachten, durchwühlten sie unsere Taschen. Was kann man schon mitnehmen, wenn man von vornherein weiss, dass man sechs, acht Stunden im Schnee marschieren wird? In der Tasche waren meine T'filin [Gebetsriemen]. Der Soldat fing zu schreien an: «Bombe, Bombe», und rannte los, um seinen Vorgesetzten zu holen, dem er erklärte, dass ich eine Bombe in der Tasche mitschleppen würde, wobei er auf die T'filin deutete. Der russische Offizier fragte auf Jiddisch: «Wie viele Juden sind hier?» Dieser Jude erkannte sofort, dass es keine Bombe war. Wir waren ungefähr zehn Juden. Der Offizier erklärte, er sei bereit, ein Risiko einzugehen, und er würde uns zwei Soldaten mitgeben, die uns bis zur österreichischen Grenze begleiten sollten. «Aber ihr müsst versprechen, dass ihr ins Land Israel geht. Wir werden alle davon profitieren», sagte er. Und dann gab er den zehn Juden tatsächlich zwei Soldaten mit und sagte zu ihnen, sie sollten nicht eher umkehren, bis sie die öster-

reichische Fahne an der Grenze gesehen hätten. Die zwei Kameraden brachten uns – die zehn Juden – nach Österreich, und von dort aus erfüllten wir, was wir dem russischen Offizier versprochen hatten: Wir wanderten nach Israel ein.

Wir kamen ungefähr um den 15. November 1956 in Israel an. Ich war mit meiner Mutter zusammen. In Israel gelangten wir zu ihrer Schwester, der gleichen Tante, die mit uns ihre beiden Kinder begraben hatte. Wir kamen nach Jerusalem. Heute heisst das Viertel «Kirjat Hajovel», damals nannte man es «Churbat Beit Mazmil». Ich war siebzehn. Sara, meine [zukünftige] Frau, ging in eine Lehrerinnenschule. Die Hausmutter war Ungarin und stellte den Kontakt zwischen ihr und mir her; sie war, sozusagen, die Kupplerin. Meine Frau ist geborene Ungarin. Sie ist 1947 in Israel [Palästina] eingewandert [sie ist nicht mit der Geschichte vom Glashauss verbunden].

Wir heirateten und bekamen drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Anat ist die Älteste, Chagit die mittlere, und der Sohn, Motti – Mordechai – ist der Jüngste. Anat hat, ungerufen, fünf Kinder, darunter Zwillinge – ein Mädchen und einen Jungen. Sie verheiratet ihren Sohn, den ältesten Enkel, so Gott will, im August [2017]. Chagit, unsere mittlere Tochter, hat einen Sohn und eine Tochter. Ihr Sohn heiratet in zwei Wochen. Mein jüngster Sohn wohnt in Kirjat Arba. Er hat, ungerufen, neun Kinder: Die Älteste ist siebzehn und der Kleinste sechs Monate alt. Ich habe sechzehn Enkel. So hat sich das entwickelt. Als Kuriosum kann ich Ihnen noch erzählen, dass die zukünftige Frau des Sohnes meiner zweiten Tochter [Chagit] beim Sicherheitsdienst arbeitet. Sie gehen schon seit zwei, drei Jahren miteinander aus. Vor ein paar Monaten war sie als Begleitschutz von Gruppen in Warschau. Der Junge hat die Initiative ergriffen, hat einen Ring für sie gekauft, ist ins Flugzeug gestiegen und hat ihr mitgeteilt: «Hör mal, in vier Stunden lande ich bei dir in Warschau.» Sie hat in Warschau auf ihn gewartet. Am nächsten Tag, als sie nach Auschwitz aufbrachen, sagte er zu ihr, «Ich habe dir einen Ring mitgebracht.

Wo das Leben getilgt worden ist, da bauen wir ein neues Leben auf.» Und so Gott will, heiraten sie in zwei Wochen. So ist das Leben.

Meine Mutter hat mir nichts von ihrer Geschichte während des Holocaust erzählt. Soviel ich auch versucht habe, es nützte nichts. Was habe ich nicht alles zu ihr gesagt: «Du brauchst nicht schreiben, ich komme, ich schreibe es auf. Du musst gar nichts schreiben. Ich bringe dir einen Kassettenrekorder mit, du kannst es aufnehmen.» Nichts. Sie war nicht bereit zu reden. Das Einzige, was sie je erzählte, war, wo mein Bruder begraben liegt.

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Bnei Brak, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

Elizabeth Rieder



Elizabeth Rieder mit ihrer Enkelin Zahava in
New York City, New York, USA 2014

New York City, New York, USA

Geboren als Erzsébet Fenakel am 25. Januar 1927 in Budapest,
gestorben am 4. April 2015 in New York City.

«Ich glaube nicht, dass ich den Mut gehabt hätte, und das ist einer der Gründe, warum ich Carl Lutz für seinen moralischen Mut so bewundere»

Ich bin in einem orthodoxen jüdischen Umfeld in Budapest aufgewachsen. Mein Vater war Ladeninhaber, meine Mutter Lehrerin, aber sie hörte auf zu arbeiten, als sie Kinder bekam. Die Familie meiner Mutter setzte sich aktiv für die jüdische Sache und die jüdische Organisation ein. Ich hatte noch einen Bruder. Meine Familie gehörte der zionistischen Bewegung an, und einer meiner Onkel arbeitete im Glashauss.

Es gab damals viele antijüdische Gesetze und Vorschriften, die das Leben sehr schwer machten, und es gab viel Feindseligkeit, aber keine Deportationen, keine Morde, vielleicht einzelne Gräueltaten, aber noch nicht die systematischen Tötungen und Deportationen. Und es kamen viele Flüchtlinge aus Polen oder der Slowakei nach Budapest. Sie wurden in die Internierungslager gebracht und verschwanden von dort.

Ich war ein ganz normales Schulmädchen, als ich zum ersten Mal mitbekam, was vor sich ging. Ich hatte eine Freundin, die zwei Häuser weiter wohnte, wir besuchten einander gegenseitig. Als ich eines Morgens zu ihr ging, war das Haus leer und die ganze Familie verschwunden. Ich sah, dass das Haus verwüstet war; dann erfuhr ich, dass sie Polen waren und verschleppt worden waren. Es war meine erste wirkliche Begegnung mit der Gefahr.

[Am 19. März] sah ich auf dem Heimweg deutsche Lastwagen und deutsche Soldaten. Die Soldaten trugen Möbel und andere Dinge aus der

orthodoxen Synagoge. In diesem Augenblick war mir natürlich klar, was los war. Ich lief nach Hause, wo schon meine Familie versammelt war. Sie besprachen, was zu tun sei. Ich glaube, ich habe im April angefangen, den gelben Stern zu tragen. Später, an diesem Tag noch nicht, musste ich mit dem gelben Stern zur Schule gehen. Manchmal fahren deutsche Lastwagen vorbei, und ich hatte ein bisschen Angst, weil sie damit Leute von der Strasse wegholten. Ich weiss, dass meine Mutter immer ängstlich wartete, bis ich wieder zu Hause war. Man war so ungeschützt [mit dem gelben Stern]; wenn man auch nur ein paar Minuten draussen war, konnte man mitgenommen oder getötet werden.

Im Oktober 1944 waren meine Eltern bereits im Glashaus. Sie wollten nicht, dass wir zur gleichen Zeit dort ankamen, also versteckte ich mich erst bei einer ungarischen Familie. Als ich von dort ins Glashaus gehen wollte, konnte ich nicht bis zu dessen Tür vordringen. Ich sah meinen Onkel, der mich suchte, aber ich glaube, er konnte mich nicht sehen, weil ich zu weit weg war. Ich trug den gelben Stern und konnte wegen der Ausgangssperre nicht länger draussen bleiben, also ging ich zu der Frau, bei der ich mich versteckt gehalten hatte, zurück, aber sie liess mich nicht mehr rein. Sie sagte, die Leute hätten mich Weggehen sehen und würden Fragen stellen. Ich weiss nicht mehr genau, wo ich diese Nacht verbrachte. Am nächsten Tag versuchte ich es wieder, und diesmal sah mich mein Onkel und schickte jemanden, um mich reinzuholen.

Im Glashaus hatte ich gleich ein seltsames Erlebnis. Man sagte mir, ich solle auf den Dachboden hinauf, die Leute versteckten sich überall. Da waren ein paar Leute der Misrachi-Bewegung, zu der auch ich gehörte, junge Männer und Frauen. Sie sagten mir, ich solle mir Stroh besorgen und mir einen Platz zum Schlafen zurechtmachen. Während ich das tat, war ich allein, weil die Leute irgendetwas draussen erledigten. Plötzlich spürte ich, dass jemand im Raum war; ich drehte mich um, und da stand ein junger Mann in Pfeilkreuzler-Uniform. Natürlich blieb mir das Herz stehen, aber er sagte: «Keine Angst, mein Name ist Pinchas», also ein hebräischer

Name, ein sehr hebräischer Name, ein biblischer Name. Er gehörte zu denen, die in Pfeilkreuzler-Uniform auf Rettungseinsätze gingen.

Ich zog mit einer Gruppe junger Leute ins Nebengebäude, in die Nummer 31, weil sie meinten, dass es dort sicherer wäre, und auch weil es im Glashaus zu voll war. Sie hatten die Jungen hingeschickt, damit sie gerettet wurden. Ich weiss nicht genau, wann das war. Zwischen den beiden Häusern gab es keine Verbindung. In dem Gebäude mit der Nummer 31 hatten wir jungen Leute eine tägliche Routine. Ich hatte ein paar Brocken Hebräisch gelernt, aber es wieder vergessen. Im Haus gab es viele Professoren, einige aus dem Rabbinerseminar, die Vorlesungen hielten. Abends boten ein paar Gruppen Unterhaltung, können Sie sich das vorstellen? Da war ein junger Mann, der später Direktor eines Theaters in Budapest wurde; ich habe seinen Namen vergessen, aber er trat oft auf. Ich erinnere mich, wie er einmal kurzerhand zu einem Kochbuch griff. Ich weiss nicht, woher er es nahm, aber er begann, daraus vorzulesen: «Nehmen Sie acht extragrosse Eier», und alle lachten wie verrückt, weil es so unwirklich war. Das Essen war so knapp, und die Vorstellung, acht Eier zu haben, war einfach urkomisch. Manchmal, wenn man sich in einer verzweifelten Lage befindet, hat man einen besonderen Sinn für Humor. Am Anfang war die Lebensmittelversorgung nicht so schlecht, denn diejenigen, die den Ort eingerichtet hatten, hatten an alles gedacht. Sie hatten vorgesorgt und eine beträchtliche Menge an Konservendosen und anderen Vorräten angeschafft, die allerdings irgendwann zur Neige gingen. Ich kann mich nicht erinnern, wann es anfang, knapp zu werden, aber am Ende verhungerte man fast. Überall.

[Im Glashaus war es sehr voll.] Die Leute konnten nicht einmal nachts sitzen, sie lehnten sich an die Wand. Oben war ein bisschen Platz, und die Leute konnten ein Bad nehmen oder wenigstens das Wasser zum Waschen benutzen, denn die sanitären Bedingungen waren schrecklich. Es gab vielleicht zwei oder drei Badezimmer für so viele Menschen, und deshalb hatte man Latrinen ausgegraben. Davor war eine lange Schlange, da



Ausweis von Elisabeth Fenakel, Basel, Schweiz 1955

viele Menschen krank waren und nicht warten konnten. Es war ein schrecklicher, schrecklicher Ort.

Im Januar 1945 gab es eine Menge Beschuss und Bombenangriffe, aber irgendwie blieb das Gebäude selbst verschont. Da fällt mir ein, dass es gegen Ende der Glashauszeit keine Küche mehr gab; es wurde in grossen Wasserkesseln im Freien gekocht. Auf dem Dach der Nachbargebäude befanden sich Flugabwehrstationen. Sie schossen auf die tieffliegenden Flugzeuge, und deshalb fielen viele Glasscherben ins Essen. Ich erinnere mich an eine Tomatensuppe voller Glas, die wir sofort wieder ausspuckten. Eine Zeit lang wollte ich danach keine Tomatensuppe mehr essen, weil ich diese schlechte Erinnerung daran hatte. Carl Lutz kam mehrmals vorbei, und wann immer er kam, wollten ihn natürlich alle sehen, ihn anschauen, einen Blick auf ihn erhaschen. Sein Name war ein Synonym für etwas Übermenschliches. Er sah sehr aristokratisch aus, gross, dünn, gut

gekleidet, und seine ganze Erscheinung hatte etwas Nobles an sich. Zumindest sahen wir das so, aber ich glaube, es stimmte. Carl Lutz war ein Humanist und ein religiöser Mensch. Er war sehr religiös erzogen worden, und er war sehr mutig. Nicht nur, weil er diesen Schutzbrief möglich gemacht hat, sondern auch im Umgang mit wichtigen deutschen Männern in der Stadt; er ist nie eingeknickt, auch nicht vor der ungarischen Regierung. Er war schon für sich allein eine Widerstandsbewegung.

[Dann, eines Tages,] als ich in dem anderen Gebäude war, bemerkten wir Schüsse und Radau. Ein Pfeilkreuzler warf eine Granate gegen die Tür, und sie zersplitterte. Dann gingen sie hinein und begannen, die Leute auf die Strasse hinauszutreiben; sie brachten sie zur Donau, zur Duna. Uns andere im Nebengebäude hatten sie nicht gefunden, aber ich machte mir grosse Sorgen um meine Eltern. Meine Mutter war unter denen, die auf die Strasse getrieben und dann wieder freigelassen wurden. Leider gehörte mein Vater zu den Opfern, die im Glashaus erschossen wurden; an diesem Tag wurden drei Menschen getötet. Die Täter waren Teenager, die meisten Pfeilkreuzler waren junge Schläger.

Während das passierte, kam jemand zu uns, warf sich einfach aufs Bett und wollte nichts sagen. Er sah völlig schockiert und verzweifelt aus; er wollte uns nicht sagen, was los war. Am selben Abend kamen einige der Leiter, die dort arbeiteten, zu uns herüber. Ich fragte sie immer wieder, ob es meinem Vater gutgehe. Sie sagten: «Ja, ja, wir haben ihn gesehen», und sie waren überrascht, dass ich nicht nach meiner Mutter fragte. Ich hatte befürchtet, dass mein Vater eines natürlichen Todes gestorben sein könnte, denn er war krank. Ich dachte nicht an das, was an dem Tag vorgefallen war. Am nächsten Tag kam mein Onkel, der dort als Arzt arbeitete, zu mir und sagte: «Komm zu deinem Vater! Komm, komm, dein Vater ist sehr krank!» Ich lief in den Keller, der völlig überfüllt war. Ich ging zu dem Platz, an dem meine Eltern normalerweise waren. Dort sah ich meine Mutter sitzen, und ich fragte: «Wo ist mein Vater, wo ist er?» Sie murmelte nur: «Oh, wo ist er?» Ich habe einen Cousin, der mir später er-

zählte, dass mein Vater vorerst noch am Leben gewesen war; er wurde in den [behelfsmässigen] Operationsraum getragen, aber es war zu spät. Es dauerte mehrere Tage, bis mein Vater begraben werden konnte, weil es nicht möglich war, ihn auf den Friedhof zu bringen; nicht nur, weil es für Juden gefährlich war, sondern auch, weil es Kugeln hagelte und der Boden gefroren war.

Die meisten Menschen, die von den Pfeilkreuzlern auf die Strasse gezerrt wurden, sollten getötet und in die Donau geworfen werden. Es gab Treppen, die zum Wasser hinunterführten, und die Pfeilkreuzler jagten die Menschen dort hinunter, um sie dann zu erschiessen. Auf diese Weise mussten sie sich nicht mit den Leichen herumschlagen. Ich habe gehört, dass eine Frau, der man in den Magen geschossen hatte, nach Konsul Lutz schrie, der dorthin ging. Sie rief seinen Namen. Glücklicherweise war das Wasser kalt, eiskalt, sodass die Blutung irgendwie gestoppt wurde. Carl Lutz half der Frau aus dem Wasser. Er war immer mit seinem loyalen Fahrer unterwegs, in einem schwarzen Auto, einem Packard. Es erstaunt mich, dass die Pfeilkreuzler es zugelassen haben; das war wahrscheinlich ein Stück flussabwärts, und er hat der Frau das Leben gerettet.

Die Pfeilkreuzler überfielen auch die Schutzhäuser und holten die Leute heraus. Es geschah mehr als einmal, und jedes Mal tauchte Konsul Lutz auf. Er war immer zur Stelle und setzte sich für die Menschen ein.

Im Januar 1945 hörten wir das Gerücht, die Russen seien auf der Strasse. Wir sollten uns nicht zu erkennen geben, aber irgendwann hielten wir es nicht mehr länger aus und zogen den Vorhang vor dem Kellerfenster ein wenig zur Seite. Viel konnte man nicht sehen, nur ein kleines Stückchen vom Bürgersteig aufwärts, aber was ich sah, war sehr aufschlussreich: Da waren drei Paar Stiefel. In der Mitte die eleganten, schwarzen, glänzenden Stiefel eines deutschen Offiziers; zu beiden Seiten diese schweren, primitiven Stiefel der russischen Soldaten. Ich sah die drei Paar Stiefel und sie erzählten uns die ganze Geschichte.

Dann ging das Tor auf. Die Russen hatten eine Menge Geldscheine, die völlig wertlos waren. Diese warfen sie nach uns und schenkten uns kleine Dinge, die sie dabei hatten. Zwei Tage später gingen wir nach Hause; wir gingen einfach nach Hause.

Während ihres Interviews mit Daniel von Aarburg reflektierte Elizabeth Rieder auch darüber, wie die Geschichte in ihrem Leben immer wieder auftauchte:

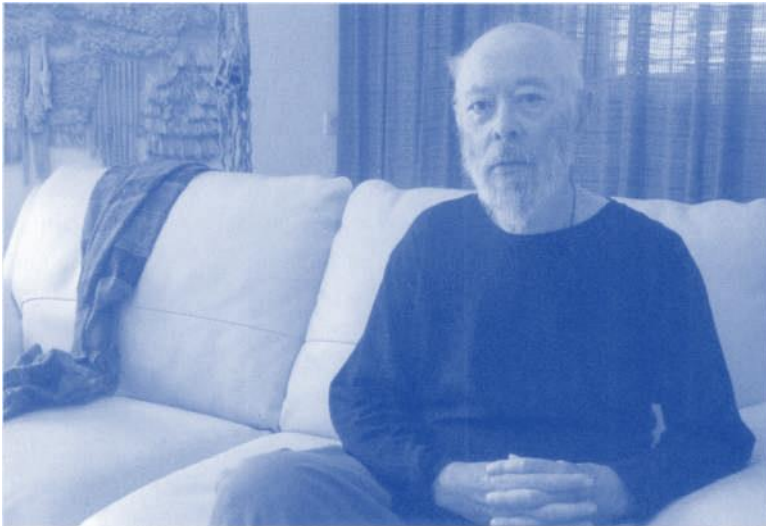
[Die Vergangenheit ist] wie eine Hintergrundmusik, etwas, was mir einfällt, wenn ich gewöhnliche Dinge tue. Wenn ich zum Beispiel dusche, erinnere ich mich manchmal daran, dass viele Menschen getötet wurden, weil sie sich einer Eisdusche unterziehen mussten und dann der Kälte ausgesetzt wurden, bis sie erfroren. Irgendwie erinnern mich alltägliche Dinge daran, aber sie überwältigen mich nicht. Dann frage ich mich oft, wie ich mich verhalten hätte, wenn ich eine nichtjüdische Ungarin gewesen wäre. Hätte ich den Mut gehabt, Juden zu helfen? Diese Frage beschäftigt mich oft. Und wissen Sie was, die Wahrheit ist, ich glaube nicht, dass ich den Mut gehabt hätte, und das ist einer der Gründe, warum ich Carl Lutz für seinen moralischen Mut so bewundere.

Nachbemerkung von Agnes Hirschi: Elizabeth Rieder ist 1948 aus Ungarn in die Schweiz gekommen und hat ihr Medizinstudium an der Universität Basel abgeschlossen. Von 1955 bis 1959 wirkte sie an der Klinik Wyss in Münchenbuchsee als Psychiaterin. In dieser Zeit war sie eng mit meiner Mutter, Magda Lutz, befreundet. Sie war oft bei uns, in der Wohnung von Carl Lutz in Bern, zu Gast. 1959 ist sie in die USA ausgewandert, wo sie eine Familie gründete und weiter – bis ins hohe Alter – ihren Beruf ausübte.

Ausschnitte aus der Interview-Abschrift zum Dokumentarfilm «Carl Lutz – Der vergessene Held» (2014) von Daniel von Aarburg. Das Interview wurde am 22. Juni 2012 von Daniel von Aarburg in New York City durchgeführt und ist für die vorliegende Ausgabe gekürzt und zugunsten der Lesbarkeit leicht überarbeitet worden.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Mosche Schavit



Mosche Schavit, Modi'in, Israel 2015

Modi'in, Israel

Geboren als Robert Mosche Menachem Stern am 7. Mai 1935
in Budapest.

«Unsere Mutter überredete uns, bei Tante Hannah zu bleiben, unter Schweizer Schutz»

Mein Vater, Josef Stern, war Furnierhändler. Er wurde in einem Karpantendorf geboren, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte und später rumänisch wurde. Der ungarische Name war «Oroszko», und heute heisst die Stadt Repedea. Meine Mutter hiess Ilana, und ihr Mädchenname war Klein. Sie war Hausfrau. Ich hatte noch eine Schwester, Judith Gitele, die 22 Monate älter war als ich. Unsere Familie lebte in Budapest und gehörte der Mittelschicht an; wir hielten sämtliche Mizwot ein und waren Teil der orthodoxen Gemeinde.

1943 begab sich mein Vater an seinen Geburtsort, um seine Familie zu überzeugen, zu uns nach Budapest zu kommen. Keiner von ihnen wollte kommen. Aber sie schickten eine meiner Cousinen, ein dreizehnjähriges Mädchen. Sie lebte bei uns, bis die Nazis kamen; dann überlebte sie mit christlichen Ausweispapieren. Sie ist vor Kurzem in Israel gestorben.

Richtig ernst wurde die Lage, als die deutsche Armee Ungarn besetzte. Der Angstpegel stieg augenblicklich an. Mein Vater, mein Onkel und mein Cousin wurden alle ins selbe Arbeitslager eingezogen. Ich hatte eine junge Tante, Hannah; sie war eine Frau, die alles fertigbrachte. Sie hatte viele Freunde und einer von ihnen war Mikios Krausz. Sobald es möglich war, erhielt Tante Hannah einen Schutzpass, und ein paar Tage später zog sie in die Schweizer Gesandtschaft⁸¹ ein. Hier muss ich etwas erzählen, das

⁸¹ Gemeint ist hier vermutlich das Glashaus.

mir in klarer Erinnerung geblieben ist. Meine Tante wollte, dass meine Mutter auch zu ihr in die Gesandtschaft kam. Meine Mutter aber lehnte ab. Sie sagte, sie wolle ihre Familie nicht alleinlassen, auch nicht, wenn es dort sicherer sei. Sie war aber einverstanden, ihre beiden Kinder bei Tante Hannah zu lassen. Und so kamen wir dort unter. Wir wollten uns nicht von unserer Mutter trennen, aber sie überredete uns, bei Tante Hannah zu bleiben, unter Schweizer Schutz. Dort waren wir im Kellergeschoss. Es gab vier Betten übereinander und alle Betten waren ganz nah zusammengeschoben, alles war vollgestopft. Ich weiss nicht, wie sie es schafften, genug Essen zum Überleben zu besorgen. Offenbar gelang es ihnen, denn diejenigen, die dort waren, haben überlebt. Wir blieben eine Nacht bei Tante Hannah, und am nächsten Tag wollten wir zurück. Wir weinten schrecklich, riefen nach unserer Mutter, sie sollte uns holen kommen. Wir wollten bei ihr sein.

Im November 1944 mussten wir ins Budapester Ghetto umsiedeln. Dort lebten wir zusammen mit den anderen Bewohnern des Hauses im Kellergeschoss, da die Stadt ständig von sowjetischen Flugzeugen bombardiert wurde.

Es gab eine Vorschrift, dass alle Keller miteinander verbunden sein mussten. Wenn ein Haus bombardiert wurde und das Verlassen des eigenen Kellers nicht mehr möglich war, konnte man durch den des Nachbarhauses flüchten. Einmal kamen Pfeilkreuzler, beladen mit Gewehren und Munition, und setzten sich zu uns ins Kellergeschoss. Wir hatten schreckliche Angst, sie würden uns erschiessen. Ich erinnere mich, dass am nächsten Tag das Nachbarhaus unter starken Beschuss geriet. Eine Bombe fiel in unseren Innenhof, aber sie explodierte nicht. Und dann war es plötzlich still. Äusser uns Kindern war niemand zu sehen. Nach einem halben Tag sagte einer von uns, ein Jugendlicher: «Ich gehe raus und sehe nach, was los ist.» Und er ging hinaus und kam zurück und sagte: «Ich habe die Russen gesehen.» Da wussten wir, dass es vorbei war.

Wir kehrten in die Jösika-Gasse zurück. Es war Januar 1945. Ich war ganz dünn. Von Christen, die im selben Haus wohnten, bekamen wir ein



Robert und Judith Stern,
Budapest, Ungarn ca. 1947

paar Lebensmittel. Meine Schwester vertrug das Essen nicht und war ein oder zwei Tage lang krank. Meine Mutter sagte, das käme von dem Essen. Und ich erinnere mich, dass wir kurz darauf Budapest verliessen und in die rumänische Stadt Arad zogen. Dort fanden wir den Bruder meines Vaters und seine Frau und lebten ungefähr ein halbes Jahr bei ihnen. Danach lebten wir noch an einem anderen Ort in Rumänien und kehrten schliesslich wieder nach Budapest zurück, und mein Vater brachte es irgendwie fertig, sein Geschäft wieder zu eröffnen.

Meine Schwester und ich gehörten dem zionistischen Jugendverband Bne Akiva an. Wir hatten immer diese Büchse im Schrank stehen, mit der Geld für die Juden in Palästina gesammelt wurde, und steckten regelmässig etwas Kleingeld hinein. Soweit ich mich erinnern kann, hatten meine Eltern beschlossen, so bald wie möglich nach Palästina zu gehen. Ein Jahr nach der israelischen Unabhängigkeitserklärung liessen meine Eltern meine Schwester in die Tschechoslowakei schmuggeln, von der Tschechoslowakei nach Österreich und von Österreich nach Israel. Ich wurde ir-

gendwann im Sommer oder Anfang Herbst 1949 ebenfalls nach Österreich geschmuggelt. Ich kann mich nicht an das genaue Datum erinnern. Ich war ohne Vater und Mutter, beide waren in Budapest geblieben. Bis zur österreichischen Grenze fuhren wir über Minenfelder. Dort wurden wir von der russischen Armee aufgefangen. Zum Glück liess uns ein russischer Major, der Jude war, nach Wien weitergehen, wo wir das Schweizer Büro der Jewish Agency auf suchten. Und von dort aus reisten alle aus unserer Gruppe weiter nach Israel.

Wir kamen am 7. September 1949 in Haifa an, auf einem Schiff namens «Azma'ut» [Hebräisch: Unabhängigkeit]. Wir wurden sofort in ein Lager gebracht, das von der Jewish Agency südlich von Haifa geleitet wurde. Es war ein verlassenes englisches Militärlager namens «Scha'ar Ha'alija» oder «St. Luke». Alle Juden, die nach Israel kamen, wurden dorthin gebracht; wir bekamen dreimal täglich etwas zu essen und ein Bett mit einer Decke zum Schlafen.

Als ich erwachsen war und die Schule beendet hatte, wurde ich in den Militärdienst eingezogen, wo ich in der Berufsschule Elektronik lernte und als Elektroniker bei der Luftwaffe diente. Dort lernte ich auch meine zukünftige Frau kennen, die ich heiratete, sobald sie ihren Militärdienst beendet hatte. Später studierte ich an der Technischen Universität Israel (Technion) und wurde Elektronikingenieur. Noch während des Studiums bekamen wir unseren ersten Sohn, Ido. Später bekamen wir einen zweiten Sohn, Aviv, und nach ihm eine Tochter, Inam. Inzwischen haben wir sieben Enkelkinder.

Meine Schwester heiratete ihren Freund Jenó [Mordechaj], ebenfalls aus Ungarn, und sie hatten zwei Kinder. Sie und ihr Mann sind schon vor langer Zeit gestorben.

Ich habe hier in Israel sehr viel über Carl Lutz und seine Taten erfahren. Er war einer von ganz wenigen, der sich kümmerte. Danke, Carl Lutz, dank Ihnen bin ich heute am Leben.

Das Interview wurde von Charlotte Schallié im Mai 2015 in Modi'in, Israel, geführt.
Aus dem Englischen von Lis Künzli

Alexander Schlesinger



Alexander Schlesinger, Houston, Texas, USA 2012

Houston, Texas, USA

Geboren als Sándor Schlesinger am 27. Januar
1928 in Budapest.

«Am 20. Oktober um fünf Uhr morgens begann für mich der Holocaust»

Meine Familie lebte in Csillaghegy, am Stadtrand von Budapest. Ich hatte einen Bruder, zusammen mit den Eltern waren wir zu viert. Ich würde sagen, wir führten ein durchschnittliches Leben, es gab nichts Besonderes an uns. Wir waren eine liebevolle Familie. Mein Vater hatte Geschwister, die in verschiedenen Landesteilen lebten. Wir besuchten sie, und sie besuchten uns. Am besten würde man uns als loyale ungarische Staatsbürger bezeichnen. Ich weiss nicht, ob man uns assimiliert nennen konnte oder ob wir einfach versuchten, normal zu sein. Ich versuchte, so zu sein, wie ich es zu Hause gelernt hatte: Wenn man in einem Land lebt, dann ist man diesem Land gegenüber loyal, dann betet man für die Gesundheit des Staatsoberhaupts und für die Regierung.

Freitagnachts ging ich mit meinem Vater in die Synagoge, und meine Mutter zündete Kerzen an. Wir hielten die hohen Feiertage ein, aber wir galten nicht als religiös, denn in Budapest gab es viele, die viel gläubiger waren als wir.

Mein Vater half in der Näherei meiner Mutter mit; sie nähte auf Auftrag Hemden und Damenunterwäsche. Mein Vater war Uhrmacher von Beruf, aber meine Mutter brauchte ihn im Geschäft, und so arbeiteten sie zusammen. Meine Mutter glaubte, der Mann müsse das Haupt der Familie sein, aber sie glaubte auch, dass die Frau der Hals ist, der das Haupt nach links oder rechts dreht.

Der Laden meiner Mutter befand sich in Fussnähe zum Glashaus. Er war in der Bank-Gasse, die von der Vadász-Gasse abgeht. Das Glashaus war mir als Kind vertraut. Ich hätte nie gedacht, dass dieses Gebäude eines Tages zu einer historischen Stätte würde, an der so viele Menschen gerettet werden würden.

Ich gehörte keiner zionistischen Jugendbewegung an, denn die Juden in Ungarn lehnten die zionistische Vorstellung ab – auch wenn sie nicht besonders religiös waren. Sie sagten: «Ungarn, das ist unser Land, wir leben hier, wir müssen loyale Bürger dieses Landes sein, und das war's.» Die zionistischen Organisationen schickten die Leute aus Ungarn ins damalige Palästina. Zu Hause sprachen wir nicht über Zionismus, ich habe in Verbindung mit dem Glashauss zum ersten Mal von den zionistischen Organisationen gehört.

19. März 1944: Ich erinnere mich noch genau an diesen Tag, weil ich eingeladen war, einen jüdischen Feiertag an einem Ort in Budapest zu feiern, an dem jüdische Jugendliche zusammenkamen. Wir nahmen die Strassenbahn. Dabei schauten wir aus dem Wagenfenster und bemerkten ungewöhnlich viele deutsche Flugzeuge. Wir dachten uns nichts weiter dabei, denn wir befanden uns bereits im fünften Kriegsjahr. Doch als wir im Zentrum von Budapest ausstiegen und zu unserem Treffpunkt gehen wollten, kamen uns aus der entgegengesetzten Richtung zwei Männer entgegen: «Jungs, macht kehrt, die Polizei sammelt dort Leute ein!» Sie nannten es eine Razzia. Da sahen wir, dass die deutsche Armee durch die Strasse marschierte; der Zug mit den verschiedenen Einheiten schien endlos. Erst sahen wir die deutsche Infanterie und danach einige Tanks. Es war der Beginn der deutschen Besetzung von Ungarn.

Als wir am selben Tag am Nyugati-Bahnhof [Westbahnhof] vorbeikamen, bemerkten wir eine grosse Aufregung. Eichmann war dort, gleichzeitig der Grossmufti von Jerusalem und László Endre; alle drei waren zur selben Zeit in Budapest angekommen. Wir wussten damals noch nicht, was das zu bedeuten hatte. Wir fanden erst später heraus, welche Folgen das für die Juden von Budapest haben würde. Als wir auf der Buda-Seite der Margaretenbrücke ankamen, forderten Soldaten und Polizisten alle auf, sich auszuweisen. Ich hatte zwei Ausweise bei mir; einer war ein Schulausweis, der andere von der Levente ausgestellt. Merkwürdigerweise war im Levente-Ausweis die Religion nicht vermerkt. Ich griff in die

Tasche und zog zufällig mein Levente-Dokument heraus und nicht das Schulbuch [auf dem ich als Jude ausgewiesen war]. Der ungarische Soldat sah sich den Ausweis an und fragte: «Ihr Jungs, wohin seid ihr unterwegs?» – «Nach Hause!» – «Dann macht, dass Ihr nach Hause kommt!»

Es war das erste Mal, dass ich entkam. Später hörten wir, dass an jenem Nachmittag Juden eingesammelt und von allen Bahnhöfen aus nach Auschwitz deportiert wurden. Zu Hause erzählte ich meinem Vater, was in der Hauptstadt vor sich ging. Ab Mai mussten wir den gelben Stern tragen. Meine Mutter stellte die gelben Sterne vorschriftsgemäss her und nähte sie uns auf. Jeden der sechs Zacken extra. Es wurden praktisch jeden Tag neue Beschränkungen für Juden eingeführt. Allgemein herrschte das Gefühl, dass wir nicht mehr in Sicherheit waren. Das Wort Holocaust benutzten wir damals noch nicht, aber wir wussten, dass um uns herum Schreckliches geschah. Viele Juden waren aus der Slowakei geflüchtet und nach Ungarn gekommen. In Csillaghegy gab es auf einem Hügel ein Heilbad mit vielen Bungalows; wir wussten, dass sich in diesen Bungalows Juden versteckten.

Mein Bruder und ich brauchten auch eine spezielle Bewilligung, um täglich die Komitatsgrenze zu passieren und in Budapest zur Schule zu gehen. Ich hatte dort Freunde, Schulkameraden. Manche von ihnen ignorierten uns Juden einfach, manche lächelten, lachten, manche waren sehr traurig, und manche von ihnen waren sogar beschämt [wenn sie uns mit dem gelben Stern sahen]. Im Grunde mochten sie die Vorstellung nicht, in einem Land zu leben, in dem Leute ein bestimmtes Zeichen tragen mussten, um ihre Religion anzuzeigen, zeigen mussten, dass sie anders waren als manche. Ich erfuhr das Gefühl, anders zu sein, bereits in der dritten Klasse, als ein Junge mir in die Augen spuckte und sagte: «Ihr habt Christus ermordet.» Eine Stunde zuvor waren wir noch die dicksten Freunde gewesen. Es war das allererste Mal, dass ich mit den realen Auswirkungen von religiösem Hass konfrontiert wurde. Wie soll man sich verteidigen gegen etwas, was vor 2000 Jahren geschah?

Der Antisemitismus hat in Ungarn eine lange Geschichte. Ob er schlummerte oder wach war – wo man ihn sehen konnte, in den Zeitungen lesen, in Parlamentsreden hören oder als Graffiti an den Wänden sehen –, er machte sich oft bemerkbar, manchmal in der Öffentlichkeit. Die Juden hatten versucht, Teil des Landes zu sein. Sie hatten im österreich-ungarischen Reich in der Armee gedient; sie wollten ihre Loyalität unter Beweis stellen. Sie hatten versucht, Teil des Landes zu sein; es funktionierte nicht. Manche ungarischen Juden glaubten nicht, dass ihnen etwas Schlimmes zustossen würde. Aber als die deutsche Armee einmarschierte, war allen klar, dass wir mit den anderen Juden, die ausserhalb von Ungarn lebten, dasselbe Schicksal teilten. Und aus gutem Grund, denn der Holocaust hatte bereits begonnen.

Im Juni wurde uns befohlen, ins Ghetto umzusiedeln. Aber zum Glück hatte der Chef der Gendarmerie von Csillaghegy meiner Mutter bereits die Bewilligung erteilt, nach Budapest zu ziehen. Eine ihrer Kundinnen bot uns an, bei ihr zu wohnen, und so zogen wir, zwei Tage, bevor wir ins Ghetto sollten, nach Budapest. Wir liessen alles zurück; wir hofften schliesslich, dass es sich um eine vorübergehende Lösung handelte.

Der 15. Oktober 1944 ist mir bis heute – praktisch Stunde für Stunde – im Gedächtnis geblieben. Mein Vater war bereits ein paar Monate früher in eine Zwangsarbeitsbrigade eingezogen worden. Er diente am Stadtrand von Budapest in einer Shell-Ölfabrik. Am 15. Oktober kam er vormittags von einem bewaffneten Soldaten eskortiert nach Hause; ob es ein Besuch war, weiss ich wirklich nicht mehr. Er brauchte ein paar Medikamente, und meine Mutter ging sie für ihn kaufen. Das war um elf Uhr morgens. Punkt elf Uhr hörten wir die Stimme des Reichsverwesers, Admiral Horthy, im Radio [er verkündete den Waffenstillstand mit der Sowjetunion]. Natürlich hatten die meisten gemischte Gefühle – manche hofften, dass Ungarn den Krieg an der Seite von Deutschland gewinnen würde; für die Juden war es ein Augenblick unsäglichen Jubels und Glücks. Aber meine Mutter sagte zu mir: «Feiern wir nicht.»

Ungefähr eine Stunde später musste mein Vater zu seiner Einheit zurück. Es war das letzte Mal in meinem Leben, dass ich meinen Vater gesehen habe. Um drei Uhr nachmittags wussten wir, dass Szälasi die Macht übernommen hatte. Später, um ungefähr vier Uhr, schaute ich mit meinem Bruder aus dem Fenster. Auf der Strasse gegenüber stand ein ungarischer Junge in deutscher Uniform mit einem Armeegewehr. Er gab einen Schuss über unsere Köpfe ab, er traf die Fensterbank: «Fenster zu, ihr Drecksjuden, Fenster zu!» Wir schlossen das Fenster und traten zurück. In den nächsten Tagen lasen wir in der Zeitung, dass es neue Gesetze gab, neue Verordnungen und Befehle gegen Juden – Beschränkungen hier und Beschränkungen dort. An manchen Tagen konnten wir nicht einmal zu essen kaufen, da es für Juden verboten war, das Haus zu verlassen.

Am 20. Oktober um fünf Uhr morgens begann für mich der Holocaust. Der Hausmeister stand vor unserer Tür und sagte zu meiner Mutter, sie würden mich holen. Alle Männer zwischen 16 und 18 sowie zwischen 45 und 70 Jahren mussten hinunter. [Jüdische Männer zwischen 18 und 44 waren bereits zur Zwangsarbeit eingezogen worden]. Ich wurde 1928 geboren, im Januar, war also 16. Alle, die unten auf der Strasse vor dem Haus standen, waren zwischen 44 und 70. Ich erinnere mich, dass meine Mutter die Älteren anflehte, auf mich aufzupassen, weil ich der Jüngste aus dem Haus war.

Wir liefen die Hauptverkehrsstrasse der Stadt entlang in Richtung des Millenniumsdenkmals in der Andrassy-Strasse; wir waren um die 6000. Als wir vor dem Denkmal nach rechts abbogen, sah ich, wie der erste Mann der Gruppe erschossen wurde. Vielleicht konnte er nicht gehen oder er war zu alt. Der Mann hatte, ich erinnere mich, einen weissen Kissenbezug dabei, der mit seinen Habseligkeiten gefüllt war, und jetzt war der Kissenbezug bereits rot von seinem Blut: Der Mann lag auf dem Bauch, und aus seiner Nase und seinem Mund floss Blut. Er war das erste Todesopfer, das ich sah.

Wir wurden Richtung Flughafen Ferihegy dirigiert, zum alten Flughafengelände, und verbrachten die Nacht dort. Am nächsten Tag ging es weiter nach Pécel, wo wir Panzerabwehrfallen – fünf Meter tiefe Gräben – ausheben mussten, gegen die Sowjetische Armee. Die Russen hatten bereits die Karpaten überquert und besetzten eine Reihe von Städten der grossen Ungarischen Tiefebene. Schritt für Schritt näherten sie sich Budapest. An unserem ersten Morgen befanden die Pfeilkreuzler, dass einige nicht schnell genug arbeiteten, sie wurden der Sabotage beschuldigt. Daraufhin wurde willkürlich jeder zehnte Mann erschossen. Es war ungefähr halb sechs und noch immer halbdunkel, sodass wir nur die Schüsse hörten. Ich weiss nicht, ob unsere Gruppe davon betroffen war oder nicht. Wir schauten nicht zurück, drehten uns nicht um.

Ein anderes Mal konfiszierten sie alle Lebensmittel, die wir in unseren Rucksäcken hatten. Das war ein Problem, denn wir bekamen nicht viel zu essen. Wir hatten Hunger, waren sehr schwach, und wir mussten jeden Tag die Schaufeln von der Ziegelfabrik, wo wir schliefen, zu unserem Arbeitsplatz tragen. Wir liefen jeden Morgen und jeden Abend ungefähr dreieinhalb Kilometer, hin und zurück.

Es war sehr kalt. Es schien mir, der Winter sei in diesem Jahr früher eingetroffen und besonders hart. Eines Abends, als wir zurückmarschierten, trat ich zusammen mit einem anderen Jungen namens Thomas aus der Kolonne, weil wir auf einem Feld ein paar halbverfaulte Karotten gesehen hatten. Die Farbe der Karotten stach aus dem dunkelgrauen Boden hervor, und ich sagte zu Thomas: «Komm, wir holen uns ein paar!» Nachdem wir drei oder vier aufgelesen hatten, reihten wir uns wieder in die Kolonne ein. Ein Soldat hatte uns gesehen und drehte sich um: «Was macht ihr da? Bestehlt ihr etwa die ungarischen Bauern?»

Ich kann mich nicht genau erinnern, was ich ihm auf Ungarisch geantwortet hatte. Vielleicht hatte ich gesagt: «Es ist schon November; niemand wird sie mehr ernten; es sind nur ein paar liegen gebliebene Reste.» Der

Soldat sagte kein Wort, und ich dachte, die Sache sei erledigt. Doch sobald wir das Gelände des Ziegelwerks betraten, rief der Soldat einen jungen Offizier – er war Leutnant – und hiess uns beide aus der Kolonne treten.

«Ihr zwei, stellt euch an die Wand!»

Der Soldat und der Leutnant gingen weg. Etwa zehn Minuten später brachten sie einen Tisch mit zwei Stühlen und eine Armeedecke.

«Hierher!»

Als wir uns genähert hatten, begannen sie uns zu beschimpfen, wir seien Diebe, würden stehlen. «Weil hier militärisches Gelände ist, steht darauf Todesstrafe. Geht dort hinüber und grabt!»

Es war ihnen ernst, und so fingen wir an zu graben. Thomas weinte. Ich sagte: «Wein nicht – lass sie nicht sehen, dass du weinst.» Wir gruben, aber der Boden war Steinhart, weil so viele Lastwagen darüber gefahren waren. Wir hatten keine Hacke, und so schaufelten wir vielleicht eine Stunde lang. Einige Soldaten sahen uns lachend zu. Als wir etwa zehn Zentimeter geschafft hatten, riefen sie: «Grabt schneller!»

Es war offensichtlich, dass wir zwei Gräber aushoben. Plötzlich sahen wir, wie ein Wagen das Eisentor passierte. Thomas fragte: «Was macht das Rote Kreuz hier?» Ich warf einen Blick auf das Auto; es war nicht das Rote Kreuz. «Das Rote Kreuz hat eine weisse Flagge mit einem roten Kreuz darin. Das ist die Schweizerfahne, die geht umgekehrt.»

Das Auto hielt, und sie schrien immer noch: «Schaufeln, schaufeln, schaufeln, verfluchte Juden!» und Schlimmeres. Die Wagentür wurde zugeschlagen, und ich kann nicht sagen, wie lange es dann dauerte: Zwei Minuten, fünf Minuten, eine halbe Stunde – ich habe keine Ahnung. Ich schwitzte wie ein Pferd.

Ich dachte mir: «Das ist also das Ende; so muss ich mich wenigstens nicht nach Deutschland schleppen. Wenn sie ordentlich schiessen, ist es eine Frage von Sekunden, und alles wird vorbei sein.» Ich war noch nicht bereit zu sterben, aber ich sagte mir: «Wenn das mein Schicksal ist, dann will ich es akzeptieren.»

Aber dann kamen zwei Soldaten mit unseren Rucksäcken aus dem Gebäude, in dem wir übernachteten. Sie warfen uns die Rucksäcke hin und stiessen uns zum Auto. Sie öffneten die Tür und schoben uns hinein. In diesem Moment fühlte ich etwas, das ich noch nie gefühlt hatte: Ich war gerettet. Denn sobald ich im Auto sass, wusste ich, dass ich mich auf Schweizer Territorium befand – obwohl ich immer noch in Ungarn war. Ich sass hinter dem Fahrer, Thomas hinter dem leeren Sitz. Dann stieg ein Mann ein. Er sagte zum Fahrer, der für ihn übersetzte: «Buben, jetzt seid ihr in Sicherheit.» Ich wusste, dass der Mann ein Beamter des Konsulats war. Ich kannte seinen Namen nicht, und er sagte nicht, wie er hiess. Er sprach mit dem Fahrer, und wir machten uns auf den Weg nach Budapest.

Der Mann war nicht nervös; ich hatte den Eindruck, dass er jeden Tag mit solchen Situationen konfrontiert war. Er war ganz sachlich. Er war es gewohnt, mit dieser Art von Menschen umzugehen. [Der Fahrer sagte uns,] der Mann habe mit unserem Hauptmann gesprochen und zu ihm gesagt: «Sind Sie bereit, die Verantwortung für den Abbruch der Beziehungen zwischen dem Roten Kreuz und den Kriegsgefangenen zu übernehmen? Sie wissen, dass diese beiden Kinder minderjährig sind – das ist gesetzeswidrig.»

Das Gesicht des Mannes löste Vertrauen aus, und er wirkte wie ein Vater, ich fühlte mich in absoluter Sicherheit. Thomas und ich schauten uns an. Wir konnten im Gesicht des anderen lesen: Wir sassen in einem Auto mit einem Engel, mit jemandem, der Leben rettete.

Unter normalen Umständen hätte unsere Fahrt nicht länger als eine halbe Stunde gedauert. Aber die deutschen Panzer zogen ein, und wir mussten mehrmals an den Strassenrand fahren oder anhalten. Als wir den Stadtrand von Budapest erreichten, sprach der Mann mit dem Fahrer, der übersetzte: «Buben, ihr könnt im Glashaus wohnen. Aber dort drin sind dreitausend Leute oder noch mehr. Ihr könnt dort ein Hemd bekommen, aber ihr könnt nicht lange bleiben, denn es gibt leider nicht genug Platz.»

Ich wusste, dass die Leute, die im Glashaus Unterschlupf gefunden hatten, nicht aus der Hauptstadt kamen. Sie waren mit falschen Dokumenten aus anderen Teilen des Landes gekommen. Diese Leute brauchten den Schutz dieses Gebäudes. Ich selbst bin gebürtiger Budapester, ich kannte jede Ecke. Ich bin dort aufgewachsen, ich konnte jederzeit einen Unterschlupf finden. Also sagte ich zum Fahrer: «Ist schon gut, ich weiss, wo meine Mutter ist, ich kann zu ihr gehen.» Und Thomas sagte: «Das ist kein Problem, ich habe Familienmitglieder, die Christen sind, sie werden mich verstecken.» Der Wagen setzte uns in der Nähe der Donau ab. Der Fahrer sagte: «Viel Glück», und der Mann schüttelte uns die Hand. Ich wusste noch nicht, dass er Carl Lutz hiess.

Thomas und ich begannen zu diskutieren, wie Lutz wohl erfahren hatte, dass wir in Schwierigkeiten waren. Wer hatte ihn gerufen? Wer hatte ihm die Nachricht überbracht, dass dort etwas Schreckliches geschehen würde, wenn er nicht kam? Das war kein Zufall. Ich glaube nicht, dass er manchmal einfach so in einem solchen Lager auftauchte. Ich habe später gehört, dass er aus einem anderen Grund zur Ziegelei in Óbuda gekommen war. Dieser Mann hat mir und Thomas das Leben gerettet. Erst viel später erfuhren wir, dass er noch viele andere gerettet hat.

Nachdem wir abgesetzt worden waren, fuhr ich nachts mit dem Zug nach Csillaghegy, wo sich meine Mutter mit Freunden versteckt hielt. Meine Mutter sagte: «Weisst du eigentlich, dass ich einen Schutzpass für dich habe?» Sie hatte ihn zwei Tage, nachdem ich eingezogen wurde, erhalten, am Morgen des 20. Oktober. Mein Bruder hatte bereits einen gehabt, und sie auch. Wir zogen gemeinsam in ein Schweizer Schutzhaus. Einmal tauchten dort an einem Morgen die Pfeilkreuzler auf. Einer packte meinen Schutzpass und sagte: «Der ist gefälscht.» Er zerriss ihn auf der Stelle. Unsere Schutzpässe hielten also nicht sehr lange.

Schliesslich landeten wir für ein paar Wochen im Ghetto, bevor uns die Flucht gelang. Dann hatte meine Mutter wieder eine Überraschung für uns parat. Sie sagte: «Hier, nimm dieses Dokument.»

Sie hatte es von einem Gendarmerie-Beamten erhalten, und daraus ging hervor, dass wir katholische Flüchtlinge aus Transsilvanien wären, deren Gepäck und Ausweise durch Bomben zerstört worden waren. Meine Mutter zeigte das Dokument den ungarischen Behörden. So gelang es ihr, eine Wohnung zu bekommen sowie Rationen von Zucker, Mehl, Brot, Fleisch und all diese Dinge, die jeder gute katholische Ungar bekam. Es war ein Wunder, dass sie das arrangieren konnte. So zogen wir in eine Wohnung in der Csáki-Gasse. Wir konnten dort ohne Probleme bleiben, bis am 18. Januar 1945 die russische Armee einrückte.

Wir waren unten im Keller, im Schutzraum. Ich erinnere mich, dass an der Wand ein Hinweis angebracht war, dass dieser Mauerabschnitt nur aus einer einzigen Ziegelschicht bestand. Im Falle einer Evakuierung konnte man sie durchbrechen, und man befand sich in einem anderen Haus. An diesem frühen Morgen [des 18. Januar], es muss um acht Uhr gewesen sein, hörten wir Lärm aus dieser Richtung, plötzlich brachen die Ziegelsteine auseinander, und russische Soldaten traten durch das Loch. Der erste russische Soldat stellte sich als Nikolai Dodka vor. Er war ein zwei Meter grosser Riese, und er griff nach der Hand meines kleinen Bruders. Er half ihm aufzustehen und gab ihm eine Handvoll Zuckerwürfel und eine russische Fünf-Kopeken-Münze.

In diesem Moment wussten wir, dass der Krieg für uns zu Ende war. Dann begannen die Hoffnung und das Warten. Was ist aus unseren Verwandten geworden – vor allem aus meinem Vater? Wir erfuhren später, dass mein Vater auf einem Todesmarsch zwischen Gunskirchen und Mauthausen war. Er war zu Beginn des Marsches gesehen worden, aber er kam nicht in Mauthausen an. Nach ein paar Monaten war klar, dass wir den Verlust von weiteren Familienmitgliedern hinnehmen mussten: Es waren insgesamt 70, aus verschiedenen Teilen Ungarns.

Manchmal habe ich das Gefühl, ich müsste mich schämen, dass ich den Holocaust überlebt habe. Und natürlich war da auch ein philosophischer Effekt. Wie konnte ich nach vorne blicken? Wie konnte ich weiterleben?

Ich war noch sehr jung, und ich wusste nicht, wie ich das alles verarbeiten sollte. Ich beschloss, es Schritt für Schritt anzugehen, einen Tag nach dem anderen – und schliesslich habe ich durch meine Familie etwas aus meinem Leben gemacht. Ich habe immer darauf achtgegeben, sie nicht zu sehr in das hineinzuziehen, was in der Vergangenheit passiert ist.

Man vergisst nicht, was geschehen ist, aber man kann seine Vergangenheit auch nicht die ganze Zeit mit sich herumschleppen. Ich versuchte einfach, ein normaler Mensch zu sein, aktiv, und den Hass nicht in mich hereinzulassen. Ich versuchte, die gute Seite des Lebens zu bewahren, die gute Seite der Seele, und nicht die Fähigkeit zu verlieren, zu lieben und andere Menschen zu verstehen. Mein Bruder wurde später in Israel Kampfpilot. Als er 1956 abgeschossen wurde, bekam ich in einem Taschentuch seine persönlichen Gegenstände. Die Fünf-Kopeken-Münze war dabei; so gefühlsbeladen war der Gegenstand für ihn. Er war damals noch ein kleiner Junge, aber er verstand, dass die russische Armee uns gerettet hat, dass wir auf diese Weise gerettet wurden.

Ja, wir sind eine Generation, die am Aussterben ist; bald gibt es niemanden mehr mit persönlichen Erinnerungen, und Carl Lutz wird für alle zur Geschichte gehören. [In den letzten Jahren] ist Carl Lutz in meinen Augen noch grösser geworden. Vielleicht, weil ich mir mit dem Älterwerden bewusst wurde, welche Risiken auch er auf sich genommen hat. Das war mir 1944 noch nicht so klar wie heute. Carl Lutz hat sein Leben ebenfalls aufs Spiel gesetzt. Niemand war in Sicherheit. Ich bin erst vor wenigen Jahren zum ersten Mal nach Budapest zurückgekehrt und habe das Glashaus besucht. Ich erfuhr so viel Neues im Zusammenhang mit seinen Rettungsaktivitäten. Und es war fantastisch, verblüffend. Ich erfuhr, dass er nicht die Anerkennung erfahren hat, die ihm zusteht. Und er ist nicht der einzige grosse Mann, dem von Seiten der Regierung ein solches Schicksal beschieden war.

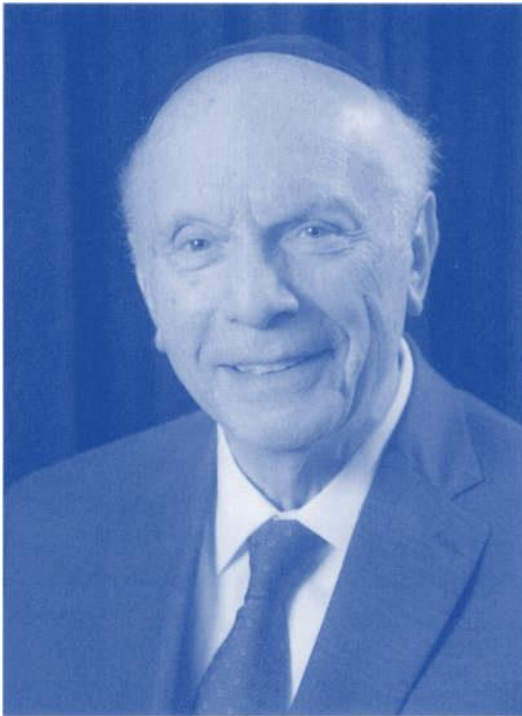
Aber er verdient Anerkennung, und seine Familienmitglieder erinnern noch immer an das, was er getan hat. Es ist wirklich schwer zu sagen, was

genau in seinem Kopf, in seinem Herzen vorging, als er beschloss, sein Leben der Rettung von Menschenleben zu widmen. Was bringt einen Menschen dazu, das zu tun, während rund um ihn herum Menschen andere Menschen vernichten? Aber wenn ein Mensch sagt: «Nein, das ist nicht in Ordnung: Es ist nicht in Ordnung, Kinder, Frauen, alte Männer, wehrlose Menschen zu töten» – dann ist das ein Grund, ihn über die anderen zu erheben. Carl Lutz war ein solcher Mensch.

Ausschnitte aus der Interview-Abschrift zum Dokumentarfilm «Carl Lutz – Der vergessene Held» (2014) von Daniel von Aarburg. Das Gespräch wurde am 18. Juni 2012 in Houston, Texas, USA, geführt und ist für die vorliegende Ausgabe gekürzt und zugunsten der Lesbarkeit sprachlich überarbeitet worden.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Rabbiner Arthur Schneier



Arthur Schneier 2017

New York City, New York, USA

Geboren als Arthur Schneier am 20. März 1930 in Wien.

«Ich hatte viele christliche Freunde, die zu uns nach Hause kamen; das änderte sich am 12. März 1938, als die Nazis die Macht übernahmen»

«Ohne die Menschlichkeit, den Mut und die Grosszügigkeit von Carl Lutz und seiner diplomatischen Mitarbeiter hätten ich und viele andere nicht überlebt. Sie sind die Helden einer menschlichen Diplomatie und können in der Zukunft Regierungsbeamten als Inspiration dienen. Ihr Andenken möge zum Segen sein.»⁷⁶

Ich wurde in Wien geboren. 1936, mit sechs Jahren, verlor ich meinen Vater, Chaim Schneier. Ich besuchte eine öffentliche Schule und dazu die religiöse Nachmittagsschule in meiner Synagoge, dem Polnischen Tempel, im zweiten Bezirk von Wien. Ich hatte viele christliche Freunde, die zu uns nach Hause kamen; das änderte sich am 12. März 1938, als die Nazis die Macht übernahmen. Ich wurde zum Paria. Freunde, die uns bisher oft besucht hatten, kamen nicht mehr. Ab dem 13. März 1938 waren wir gezwungen, in eine jüdische Schule zu gehen – jüdische Kinder durften die öffentliche Schule nicht mehr besuchen. Es wurde uns auch verboten, die Parks zu besuchen, es wurde uns sogar verboten, ins Eiscafé zu gehen; wir waren in Wien unerwünscht. Es war damals recht üblich, Lederhosen zu tragen – Mädchen trugen sogenannte Dirndl, Sie wissen schon, diese traditionellen Trachten –, und das alles war nun für Juden Tabu. Viele meiner früheren Freunde wurden Mitglieder der Hitlerjugend. Was mit der

⁷⁶ Rabbi Arthur Schneier, «Preface», in: Mordecai Paldiel: Diplomat Heroes of the Holocaust, Jersey City, NJ 2007, S.x.

Verbrennung von Büchern und dem Boykott jüdischer Geschäfte begann, führte am 9. November 1938 zur Kristallnacht. Sogar der Sohn unseres Hausmeisters, Franz, wurde SS-Mann. An den Feiertagen hatte er alle möglichen Geschenke von Juden wie uns bekommen, und dann wurde er ein SS-Mann. In der Kristallnacht war er der Anführer des Trupps, der in unserem Haus in der Leopoldsgasse 16 jüdische Wohnungen plünderte. Am nächsten Morgen, am 10. November, sah ich, wie meine Synagoge in Flammen aufging. Die Feuerwehr stand daneben; sie sorgten sich nur um die Nachbargebäude. Ich wurde auch Zeuge davon, wie die Tora-Rollen zerrissen wurden.

Sämtliche 30000 Juden, die in der Kristallnacht festgenommen wurden, wurden nach Dachau deportiert. Ich erinnere mich immer noch an die Aufstellung in der Rossauer Kaserne im neunten Bezirk. Viele von ihnen sind nicht zurückgekehrt. Viele Familien bekamen die Nachricht, ihr Mann, ihr Bruder, ihr Cousin sei gestorben: «Wenn Sie die Überreste wollen, müssen Sie dafür bezahlen.» Einige sind zurückgekommen. Tatsächlich hätten Hunderttausende von Juden gerettet werden können, denn Hitler wollte sie anfänglich nur aus dem Deutschen Reich heraushaben, aber sie hatten keinen Ort, wo sie hingehen konnten. Die demokratischen Länder haben auf der Konferenz von Evian nicht reagiert. Alle haben gesagt: «Nein, wir können nicht noch mehr Juden nehmen. Bei uns gibt es Arbeitslosigkeit.»

Ich muss jedoch sagen, dass die Behörden zu diesem Zeitpunkt, 1938 und 1939, die Juden ermutigten, Wien zu verlassen. Wir wollten in die Vereinigten Staaten. Ich bin in Wien geboren, ich hätte ein Visum bekommen können, aber meine Mutter Gisela Schneier war in Rumänien geboren. Für sie galt eine Wartezeit von zwölf Jahren. Wir hatten sogar schon unsere Möbel in einem Container, einem sogenannten Lift, in die Vereinigten Staaten geschickt, in der Absicht, dort zu leben. Ich erinnere mich noch, dass meine Mutter Bürsten mit Schrauben kaufte. Sie setzte Diamanten in die Bürsten ein, sodass wir, einmal dort angekommen, einen

Notgroschen hätten. Der Lift wurde im Februar 1939 verschifft. Doch schliesslich wurde nichts aus den Vereinigten Staaten, und so versuchten wir, nach Shanghai zu gehen, damals eine offene Stadt, die 25 000 Juden aufnahm. Uns wurde gesagt, wir müssten ein Jahr warten, um eine Überfahrt auf einem italienischen Schiff zu bekommen, und dann brach am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg aus.

Wir beschlossen, nach Ungarn zu gehen, wo meine Grosseltern lebten. Mein Grossvater, Moses Bergmann, war ein angesehener Rabbiner in Korösmezo⁷⁷, das zum karpatischen Teil Ungarns gehört. Meine verwitwete Mutter und ich gingen aus Wien weg und machten uns mit einem Sechstage-Touristenvisum auf den Weg nach Budapest. Ich wurde an der Schule angemeldet. Am Anfang konnte ich kein Wort Ungarisch. Nach einem Jahr weigerte sich die ungarische Einwanderungsbehörde, unsere Aufenthaltsbewilligung zu verlängern, und wir mussten illegal in Budapest weiterleben. Meine Mutter und ich schliefen alle zwei, drei Wochen an einem anderen Ort. Manchmal schlief ich woanders, von ihr getrennt, um nicht erwischt zu werden – die ungarische Polizei machte Jagd auf illegale Einwanderer.

Im Juni 1941, als ich die Sommermonate bei meinen Grosseltern in Korösmezo verbrachte, wurde ein Dekret erlassen, dass in der karpatischen Region jeder Jude, der keine ungarische Staatsbürgerschaft besass, deportiert werden soll. Mein Grossvater hatte sehr gute Beziehungen zu einem Polizeichef. Der Polizeichef sagte zu ihm: «Verstecken Sie ihren Enkel besser, in den nächsten zwei Stunden kommen die Gendarmen, um ihn zu holen.» Ich verstand nicht, warum ich mich verstecken musste, aber meine Grosseltern arrangierten sich mit der benachbarten Bauernfamilie. 1941 hielt ich mich zwei Monate lang auf einem Heuboden über einem Stall versteckt, in dem Pferde und Kühe gehalten wurden. Meine

⁷⁷ Heute Jassinja (Ukraine). Der Oberrabbiner Moses Bergmann wurde in Auschwitz ermordet.

Grossmutter liess mir jeden Tag Essen bringen. Leider wurden viele der illegalen Immigranten, wie auch wir es waren, deportiert; jenseits der Grenze in Kamenez-Podolsk mussten sie ihre eigenen Massengräber ausheben. Sie wurden von ukrainischen und ungarischen Streitkräften, die bei der Besetzung von Polen zu den Deutschen gestossen waren, erschossen. Es war knapp für mich, aber ich bin davongekommen.

Wieder in Budapest, besuchte ich das jüdische Gymnasium in der Szent-Domonkos-Strasse 8-10. Als ich dreizehn war, rief mich der Schuldirektor eines Tages in sein Büro und fragte mich nach meiner polizeilichen Anmeldung. Ich hatte keine, weil ich ständig illegal von einem Ort zum anderen zog. Er sagte: «Hör mal, es tut mir leid, aber du kannst nicht mehr in die Schule kommen, es sei denn, du legst die Anmeldung vor.» So schloss er mich ungefähr drei Monate lang von der Schule aus. Während dieser Zeit traf ich morgens meine Freunde, lief mit ihnen bis zur Schule in der Szent-Domonkos-Strasse, wartete draussen, während sie ins Gebäude gingen und traf sie danach wieder. Sie gaben mir die Hausaufgaben, die ich zu machen hatte.

Ich erinnere mich noch an das erste Jahr im Gymnasium. Wir waren 61 Schüler; ich war Schüler Nummer 61. Laut Gesetz durften nur 60 Schüler eingeschrieben werden, aber sie machten eine Ausnahme. Ein paar Wochen lang sass ich in der Schule, ohne ein einziges Wort zu verstehen. Ich kam in Mathematik mit, ich kam in Geografie mit, aber in ungarischer Literatur oder Ähnlichem konnte ich natürlich nicht mithalten. Ein sehr renommierter Lehrer hatte keine grosse Geduld mit mir. Er sagte: «Wer ist dieser dumme Junge in meiner Klasse, ich kann in meiner Schule keine Dummköpfe dulden!» Schliesslich sagte man ihm, dass ich ein Flüchtling sei. Letzten Endes gelang es mir, diese schwierige ungarische Sprache zu lernen, die ich bis heute spreche.

Wir wussten Bescheid über die Deportationen der Juden aus Polen und über das Warschauer Ghetto. Es gab einen berühmten Bericht von Rabbiner Weissmandl. Manche wussten, dass man in Auschwitz bereits Juden

verbrannte, aber die meisten ungarischen Juden wussten damals noch nicht, dass Auschwitz ein Vernichtungslager war. Sonst glaube ich, wäre die Haltung eine andere gewesen. Wir dachten, wir würden davonkommen.

Am Sonntag, 19. März 1944 besetzten die Deutschen Ungarn. Kurz darauf setzten Adolf Eichmann und 150 seiner SS-Vasallen die Deportationen der Juden aus der Provinz in Gang. Am zweiten Tag des Pessachfestes, im April, wurden meine Grosseltern und ihre Familie ins Ghetto von Mátészalka umgesiedelt und im Mai nach Auschwitz deportiert.

Im Juni 1944 wurden die Juden von Budapest in Gelbsternehäuser umgesiedelt. Meine Mutter und ich lebten zuerst in einem Haus in der Népszínház-Strasse, dann in einem anderen. Juden durften die Gelbsternehäuser nicht verlassen – wir konnten nur zwei Stunden am Vormittag und zwei Stunden am Nachmittag auf die Strasse, ansonsten war es wie Hausarrest. Die jüdische Schule wurde nicht mehr geöffnet. Wir wussten, dass viele unserer Brüder und Schwestern aus der Provinz in Ghettos lebten und danach deportiert wurden, aber noch immer wussten die meisten Leute in Budapest nicht Bescheid über Auschwitz. Tatsächlich erhielten manche von ihren verschleppten Verwandten Postkarten mit dem Stempel «Waldsee»⁷⁸. Sie gingen davon aus, dass diese Menschen verschifft wurden, um umgesiedelt zu werden.

Ich arbeitete für den Jüdischen Zentralrat als Futär [Kurier] und Übersetzer. Nach den Bombenangriffen der Alliierten wurden die Juden gezwungen, ihre Wohnungen zu räumen, um für die ausgebombten Ungarn Platz zu machen. Ich lieferte eine Liste von Wohnungen in Eichmanns

⁷⁸ Viele ungarische Deportierte im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau wurden gezwungen, Postkarten an ihre Verwandten zu schreiben. Die Postkarten wurden an den Budapester Judenrat übermittelt, dieser leitete sie an die Adressaten weiter. Der (fiktive) Absendeort Waldsee sollte vortäuschen, dass sie an einem sicheren Ort seien und es ihnen gut gehe.

Büro ab und begegnete kurz dem Biest in der schwarzen Uniform mit den bösen, stechenden Augen. Im Juni 1944 erfuhren wir von Carl Lutz und dem Glashaus und konnten einen Schweizer Schutzpass erhalten.

Am 17. Oktober zogen die Pfeilkreuzler von einer Gelbsterne-Wohnung zur nächsten und trieben Männer und Frauen zwischen 14 und 60 zusammen. Das war, als die Todesmärsche an die österreichische Grenze begonnen hatten. Was mich rettete, war die Kopie der eidesstattlichen Erklärung, die ich von meiner Tante in den Vereinigten Staaten erhalten hatte [mit der sie bestätigte, dass ich bei ihr wohnen könne]. Als der junge Pfeilkreuzler mich abführen wollte, sagte ich: «Ich bin ein amerikanischer Staatsbürger, hier sind meine Papiere.» Bestimmt sprach er kein Englisch, er schaute auf meine Papiere und sah den Notarstempel. Er hatte wohl noch nie einen gesehen und sagte sofort: «In Ordnung.» Er liess mich gehen. Statt nach Hause zu gehen, holte ich meine Mutter und wir gingen direkt zu einem Schutzhaus des Internationalen Roten Kreuzes. Es war das jüdische Gymnasium, in dem ich zur Schule gegangen war. Es befanden sich über 700 Juden in dem Gebäude.

Im November, als die Juden ins Ghetto umsiedeln mussten, beschlossen meine Mutter und ich, im Schutzhaus des Internationalen Roten Kreuzes zu bleiben, da es für uns zu gefährlich war, ins Glashaus zu gehen.

Die Befreiung fand im Januar 1945 statt. Viele Leute aus dem Rotkreuzhaus waren geholt worden, um Verteidigungsgräben gegen die Rote Armee auszuheben, die sich schnell näherte. Die Belagerung von Pest begann am 30. Dezember 1944; das Schutzhaus des Internationalen Roten Kreuzes wurde am 13. Januar 1945 befreit; das Ghetto wurde am 18. Januar 1945 befreit, aber die Deutschen und die Pfeilkreuzler hielten sich noch mehrere Wochen in Buda verschanzt, das etwas erhöht am Berghang liegt.

Nach der Befreiung blieb ich in Budapest. Dem jüdischen Gymnasium gegenüber befanden sich zwei Gebäude, die zusammen über 250 jüdische Waisenkinder beherbergten, die allein zurückgeblieben waren, als ihre El-

tern verschleppt wurden. Ich hatte keinen Ort, wo ich hingehen konnte, und so setzte ich mich mit Samuel Frey in Verbindung, dem damaligen Leiter des Heims, und er bot mir an, zu ihm zu kommen und ihn zu unterstützen. Ich half Herrn Frey, die Kinder zu versorgen; wir gaben ihnen zu essen und sorgten dafür, dass sie ein wenig Unterricht erhielten. Das Tragischste war, wenn Eltern vom Konzentrationslager zurückkamen und ihre Kinder holen wollten und die Kinder sie nicht wiedererkannten. Einmal erkannte ein dreijähriges Kind seine Mutter nicht mehr. Es war eine heikle Situation, dieses Kind der Frau zu übergeben, die behauptete, die Mutter zu sein, ohne es ganz sicher zu wissen.

Ich blieb noch ein Jahr in Budapest, und 1946 kehrte ich nach Wien zurück. Meine Mutter war ebenfalls im Januar 1945 befreit worden und nach Wien zurückgegangen. 1946 waren wir in Wien wiedervereint. Im Realgymnasium⁷⁹ war ich unter 800 Schülern der einzige Jude. Noch im selben Jahr legte ich in Wien meine Matura ab und emigrierte 1947 in die Vereinigten Staaten.

Dorthin kam ich als Stipendiat. Ich studierte an der Yeshiva University in New York City. 1945 hatte ich mich entschlossen, Rabbiner zu werden – nicht, um zu praktizieren, sondern nur, um den Abschluss zu haben, die Ordination, weil mein Grossvater sich stets um seine Nachfolge gesorgt hatte, da er nur eine Tochter hatte, keine Söhne. Wer würde seine Position übernehmen?⁸⁰ Im Jahr 1945 hatte ich erfahren, dass mein Grossvater nicht mehr aus dem KZ zurückkehren würde. Da beschloss ich, in Gedenken an ihn zu studieren. Mein Hauptfach am College war eigentlich Vormedizin, Biologie und Chemie, und mein Ziel war, Psychiater zu werden, ich studierte aber gleichzeitig auch für die Ordination. Ich wurde ordiniert, und einer meiner Professoren, Dr. Samuel Belkin, drängte mich

⁷⁹ Ein Gymnasium mit Schwerpunkt Naturwissenschaften und Mathematik.

⁸⁰ Gisela Bergmann Schneier stammte aus einer Familie, die seit vierzehn Generationen Rabbiner hervorgebracht hatte.

ständig: «Sie wollen sich also als Psychiater um dreissig Patienten kümmern? Aber Sie sind doch der geborene Anführer!» So hat er mich ins Rabbinat geschubst.

Seit 1955 bin ich praktizierender Rabbiner; zuerst sieben Jahre lang in Brooklyn, jetzt seit 55 Jahren in der Park East Synagoge in der East 67th Street. Ich bin mit einer Schweizerin, Elisabeth Nordmann, verheiratet. Elisabeths Vater war Jean Nordmann aus Freiburg. Jean war Leiter des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds, und meine Schwiegermutter, Bluette Nordmann, hat sich im Zweiten Weltkrieg sehr aktiv für die Hilfe jüdischer Flüchtlinge eingesetzt.

Die Familie besteht, Gott sei Dank, aus einem Sohn, Marc, einer Tochter, Karen, fünf Enkelkindern und einem Urenkel.

Als das jüdische Gold in der Schweiz für Empörung und Protest sorgte, führte ich eine Delegation des Appeal of Conscience nach Bern, Genf und Zürich und traf mich mit der Regierung, mit Geschäftsvertretern und mit Leitern der jüdischen Gemeinde. Ich sprach mit dem Aussenminister Flavio Cotti und drängte ihn, den heldenhaften Schweizer Diplomaten Carl Lutz, der so viele Menschenleben gerettet hat, auszuzeichnen und zu würdigen. Cotti zeigte Verständnis, erklärte jedoch, dass die Schweiz keine Auszeichnungen verleihe. Ich freute mich zu sehen, dass Carl Lutz schliesslich doch anerkannt wurde, sogar eine Briefmarke auf seinen Namen wurde herausgegeben.

Rabbiner Arthur Schneier, der während des Zweiten Weltkriegs als kleines Kind unter der Nazibesetzung in Wien und Ungarn lebte, hatte mit eigenen Augen die Gräueltaten gesehen, zu denen die Menschheit fähig ist. Er gelobte, dass er sich, falls er überleben sollte, für eine Welt der Toleranz einsetzen würde, in der Menschen aller Glaubensrichtungen nebeneinander leben und sich das Prinzip «Leben und leben lassen» zu eigen machen. 1965 gründete er die Appeal of Conscience Foundation und errang internationales Ansehen für seine führende Rolle im Einsatz für Religionsfreiheit, Menschenrechte und Toleranz. Rabbiner Schneier wur-

de von Präsident Clinton für «seinen Dienst als internationaler Gesandter von vier Regierungen» und als Holocaust-Überlebender, der «sein Leben der Bekämpfung der Kräfte des Bösen und der Intoleranz weihet», mit der Presidential Citizen Medal ausgezeichnet. 2015 verlieh ihm Papst Franziskus den Ritterorden des Papstes Sylvester. Rabbiner Arthur Schneier ist Träger der Ehrenlegion und anderer hoher Auszeichnungen aus Ländern wie Deutschland, Russland, Albanien, Österreich, Kroatien, Italien, Ungarn, Marokko, Polen und Spanien. Als Oberrabbiner der Park East Synagoge hatte er 2008 das Privileg, den Papst zu empfangen – zum ersten Papstbesuch in einer Synagoge der Vereinigten Staaten –, den Ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. sowie den Patriarchen von Moskau, Alexius 11. Rabbiner Schneier war ausserdem nichtständiger Vertreter bei den Vereinten Nationen und ist Botschafter der Allianz der Zivilisationen. Seine Alma Mater, die Yeshiva University, gründete das Rabbi Arthur Schneier Program for International Affairs. Er ist darüber hinaus Gründer der Rabbi Arthur Schneier Park East Day School. Rabbiner Arthur Schneier ist elffacher Träger von Ehrendoktorwürden U.S.-amerikanischer und europäischer Universitäten.

Das Skype-Interview mit Rabbiner Arthur Schneier wurde am 4. August 2017 von Charlotte Schallié geführt.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Schulamit Stauber



Schulamit Stauber, Netanja, Israel 2017

Netanja, Israel

Geboren als Elsa Klein am 25. September 1925 in Serednie (Tschechoslowakei; heute Ukraine), gestorben am 8. September 2019 in Netanja.

«Sie holten uns gewaltsam heraus, mit Tränengas, und warfen uns nackt in den Schnee»

Meine Mutter ist gestorben, als meine Schwester Olga geboren wurde. Wir blieben als Waisen zurück, wir zwei, mit meinem Vater. Ich war damals erst ein Jahr alt. Es fällt mir schwer, davon zu erzählen. Wir hatten eine Tante, die sich um uns kümmerte, bis meine Schwester zwölf war. Dann wollte mein Vater, der die Bank meines Onkels leitete, wieder heiraten. Da es bei den Religiösen für die Männer üblich ist, die ledige Schwester der verstorbenen Frau zu heiraten, heiratete mein Vater eine Tante, und sie zog zu uns ins Haus. Die zweite Tante, die uns nach dem Tod unserer Mutter grossgezogen hatte, verliess uns. Ich ging in einen Kindergarten, der von Nonnen geleitet wurde, ein ungarischer Kindergarten, und danach in eine tschechische Schule, bis ich fünfzehn war.

Die Beziehungen mit den nichtjüdischen Nachbarn in Serednie waren schwierig. Gegenüber von unserem Haus befand sich eine Schänke; jeden Freitag gingen die Leute dort trinken, und dann, wenn sie betrunken waren, schrieben sie auf die Strasse: «Juden, geht nach Palästina.» Sie zerbrachen auch alle Fenster in unserem Haus und in dem Kleiderladen, der uns gehörte. Aber man konnte gar nichts dagegen machen, und wir mussten es ertragen. In wirtschaftlicher Hinsicht ging es uns ausgezeichnet, wir hatten alles – Gott sei Dank hatten wir alles. Aber das Leben war kein Leben. Es gab Gerüchte, dass die Deutschen kurz davor waren, in Ungarn einzumarschieren.

Eines Tages, nach einem Besuch bei meiner Grossmutter in der Slowakei – ich war fünfzehn –, kam ich nach Hause und sagte zu meinem Vater, dass ich Weggehen wollte. Ich mochte diese Tante nicht (die er geheiratet

hatte]. Inzwischen waren noch zwei Kinder zur Welt gekommen. Ich flüchtete von zu Hause und ging in eine andere Stadt, Mukachevo, zwanzig Kilometer von uns entfernt, wo ich eine Cousine hatte. Zu ihr sagte ich: «Was hältst du davon, dass wir fliehen, bevor die Deutschen kommen?» «Gut», sagte sie, «wir nehmen den ersten Zug, der nach Budapest fährt.» Mein Vater schrieb an die jüdische Gemeinde in Budapest und bat diese, sich um uns zu kümmern. In Budapest erwarteten uns Leute von der jüdischen Gemeinde, brachten uns in ein Waisenhaus für jüdische Kinder und sorgten dort in allen Belangen für uns. Wir durften nur mit einem gelben Stern hinausgehen.

Meine Schwester Olga war noch zu Hause. Zu irgendeinem Feiertag bat ich um Erlaubnis, nach Hause fahren zu dürfen. Dort erzählte ich meinem Vater mit gebrochener Stimme, dass ich meine Schwester mit nach Budapest nehmen wolle. Er wollte sie nicht fortlassen, aber er tat es dennoch. Kurze Zeit später schrieb ich meinem Vater eine Postkarte, dass wir angekommen seien, und dass es uns gutgehe. Zwei Wochen danach schrieb uns mein Vater: «Ich bin froh, dass es euch gutgeht; uns geht es nicht gut. Sie bringen uns in ein Lager mit den zwei kleinen Kindern.» Das war die letzte Karte. Ich habe nichts mehr von ihm gehört oder gesehen. Man hat sie mit den beiden kleinen Kindern nach Auschwitz geschickt. Ich hatte trotzdem die Hoffnung, dass mein Vater lebt, denn er war ein starker Mensch. Die Mütter und die Kinder haben sie in die Krematorien geworfen. Mein Vater und die Männer gingen arbeiten. Sie haben Gruben gegraben, um die Toten hineinzulegen. In Israel habe ich jemanden bei einer Hochzeit getroffen, der mir erzählt hat: «Ich war mit deinem Vater [in Auschwitz] die ganze Zeit über zusammen, bis er keine Kraft mehr hatte. Er ist umgefallen, und ich habe ihn begraben.» Das war sein Ende.

Wir, die Kinder, bekamen in Budapest Papiere von christlichen Kindern, damit wir draussen herumlaufen konnten. Man sagte uns, wir sollten Budapest verlassen und in Vierergruppen unterwegs sein. Wir sollten in Dörfern Orte zum Übernachten suchen, bis die Leute von der zionisti-

schen Bewegung, die im Untergrund arbeiteten, uns in ein Versteck bringen würden. Einmal kamen wir zu einem Bauernhof, der Christen gehörte. Wir sagten zu dem Bauern, dass wir vor den Russen geflohen seien, die bereits im Anmarsch waren. Er liess uns bei ihm schlafen, aber nur für eine Nacht, denn am nächsten Tag, ein Sonntag, kamen seine Kinder zu Besuch. Er gab uns ein grosses Bett, in dem wir zu viert schliefen. In der Früh machte er ein Frühstück für uns.

Danach trafen wir unsere Boten, und sie brachten uns zu einem Versteck. In den Feldern gab es ein Haus, das einem Christen gehörte. Darunter war ein Bunker, in dem sich eine ganze Gruppe von Leuten aufhielt. Wir waren zwanzig Personen dort. Sie brachten uns bei, mit Waffen umzugehen. Aber es nützte nicht viel. Die Pfeilkreuzler erwischten einen unserer Kameraden, der eine Naziuniform anhatte. «Von wo bist Du?», fragten sie. «Ich bin einer von euch», antwortete er. «Komm mit, das wollen wir sehen», sagten sie. Sie zogen ihn aus und sahen, dass er Jude war. Und dann schleiften sie ihn mit Hund und Kette mit, damit er das Versteck verraten würde. Zu unserem Leidwesen verriet er alles. Wir wollten nicht aus dem Bunker raus. Sie holten uns gewaltsam heraus, mit Tränengas, und warfen uns nackt in den Schnee. Dann luden sie uns auf einen Lastwagen und brachten uns ins Gefängnis, wo sie uns verhörten. Einige überlebten, andere nicht. Danach hörten wir, dass auch Hannah Szenes dort war. Wir hörten, wie sie sie umgebracht haben; wir haben es gehört.

Als wir im Gefängnis waren, kam ein ungarischer Soldat – richtig formuliert, ein junger Zionist in Nazikleidung – mit einer Liste daher. Er informierte die Verantwortlichen, dass seine Einheit die Kinder aus dem Gefängnis holen wolle, um sie in die Donau zu werfen. Die Verantwortlichen waren damit einverstanden. Sie holten uns in Gruppen ab, zuerst die, die bei mir im Raum waren und anschliessend die aus einem anderen Raum. Der Krieg näherte sich dem Ende. Die Russen waren schon in Buda, die Deutschen noch in Pest [1944]. Die jungen Männer, die als Deutsche ver-

kleidet waren, holten uns aus dem Gefängnis heraus, und als wir die Brücke überquerten, eine Seilbrücke, sagten sie zu uns: «Kinder, habt keine Angst, wir gehören zu euch.» Wir waren froh, dass diese Hölle endlich vorbei war und dass wir vielleicht befreit würden.

Diese jungen Männer übergaben uns an eines der Konsulate, aber dort war kein Platz. Also schickten sie uns ins Glashaus. Es waren Massen dort, die warteten und warteten, aber schliesslich waren wir an der Reihe. Es war so eingerichtet, dass einer über dem anderen war. Was sie uns zu essen gaben – ich weiss es nicht. Brot mit irgendwas. Es waren so viele Menschen dort, dass man sich unmöglich noch an etwas erinnern kann.

Als wir das Glashaus verliessen, waren die Strassen voller toter Pferde und Menschen. Oh, ich konnte nicht einmal hinschauen oder daran denken. Gut, dass sie uns von dort weggebracht haben. Sie haben uns in einen Zug für Kühe gesetzt, mit dem wir bis Rumänien gekommen sind. Was äusserst interessant war: Als wir in Rumänien ankamen, hat die jüdische Gemeinde uns dort erwartet. Sie sagten: «Kommt Kinder, geht euch waschen.» Mädchen und Jungen getrennt. Wir waren verdreckt. Ich fragte mich: «In welcher Welt leben wir? Dort, in Ungarn, in Polen, töten sie die Menschen, verbrennen sie die Menschen. Und hier, in Rumänien, leben die Menschen. Unglaublich.»

In Rumänien waren wir im Vorbereitungstraining [für das damalige Palästina], jeder nach seiner Art des Zionismus – Dror Habonim, Haschomer Hazair, Bne Akiva. Ich war bei Dror Habonim; dort kochten wir, assen wir, alles machten wir dort. Wir blieben acht Monate in diesem Dorf. Dann ging es weiter nach Salzburg, und von Salzburg aus überquerten wir die Alpen nach Italien. Wir setzten uns auf den Berg und rutschten auf die andere Seite. Dort erwarteten uns Soldaten von der jüdischen Brigade. Sie brachten uns in ein Heim, in dem Kinder in unserem Alter waren, und nachher nach Mestre in ein Flüchtlingslager. In den acht Monaten, in denen wir dort waren, unterwiesen sie uns für die Einwanderung nach «Erez Israel».⁸² Wir machten Ausflüge, lernten Italien ein bisschen kennen, und

schliesslich erreichten wir den Hafen, Vado Ligure, und bestiegen das Schiff «Enzo Sereni».

Die Engländer holten uns im Hafen von Haifa vom Schiff herunter und brachten uns ins Lager nach Atlit. Das war 1946. In der Nacht zerschnitten Palmach-Soldaten den Zaun, luden uns auf einen Lastwagen und fuhren mit uns in den Kibbuz Ma'agan im Jordantal. Wir waren alle jung, alle aus Europa – Ungarn, Rumänien, Tschechoslowakei. Meinen Mann, Israel, traf ich im Kibbuz. Die Jungen dort warteten auf Mädchen, denn es gab im Kibbuz keine. Nach zwei Monaten sagten sie zu uns, wer heiraten wolle, müsse sich in der Schlange anstellen. Ein Rabbiner vom See Genezareth traf ein und verheiratete alle Paare; anschliessend machten sie ein grosses Fest für uns. Im Kibbuz haben wir in einem Zelt gelebt. Eine Apfelmiste war der Tisch, darauf waren eine Tischdecke und ein sehr schöner Blumentopf. Aber es regnete im Winter, und wenn der Wind wehte, blies er alles davon, und wir blieben in den Pfützen sitzen. Ich habe geweint. Mein Mann arbeitete bei Tnuva und baute eine Molkerei auf, und ich arbeitete im Tomatenfeld. Ich stand jeden Tag um vier Uhr früh auf. Es war sehr hart für mich.

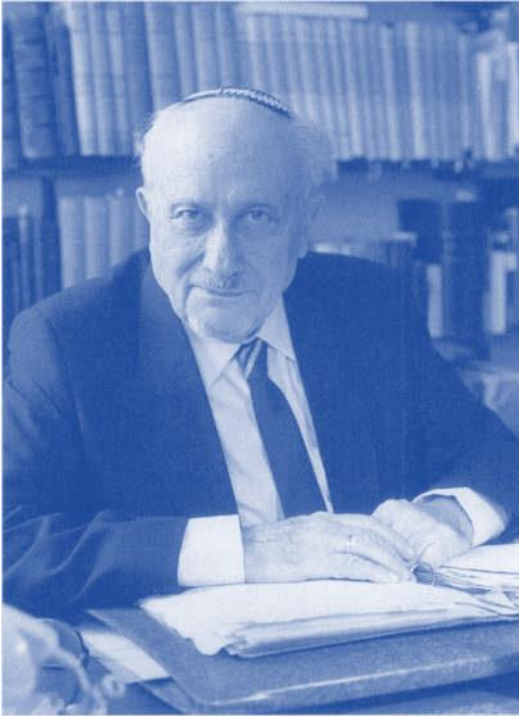
Ich habe zwei Kinder, gesund sollen sie sein. Eine Tochter und einen Sohn. Meine Tochter heisst Sarah und mein Sohn Boaz. Ich habe sieben Enkel und neunzehn Urenkel. Sie rufen jeden Freitag an: «Schabbat schalom, Oma. Wie geht es dir? Wie fühlst du dich?»

Das Interview wurde im Mai 2017 von Noga Yarmar in Netanja, Israel, geführt.

Aus dem Hebräischen von Barbara Linner

⁸². Die biblische Bezeichnung «das Land Israel» wurde von Juden seit jeher für das Gebiet des damaligen Palästina verwendet.

Rabbiner Jakob Teichman



Jakob Teichman, Zürich, Schweiz 1989

Zürich, Schweiz

Geboren am 15. Januar 1915 in Tallya (Ungarn), gestorben am 4. November 2001 in Zürich.

«Für mich war er und blieb er Inbegriff der Menschlichkeit in einer unmenschlichen Zeit»

Daniel Teichman

Mein Vater wurde 1915 im ungarischen Tällya, am Südfuss der Karpathen, als jüngster von drei Geschwistern in eine orthodoxe Familie hineingeboren. Sein Vater, Jehuda Teichman, führte den «Morenu» Titel⁸³ und betrieb zusammen mit seiner Frau Rosa Schwarz eine «Kritschme» (Schenke). Diese war dem Wohnhaus angegliedert, welches gegenüber der reformierten Kirche stand, was mein Vater jeweils symbolisch für die guten Kontakte mit der nichtjüdischen Bevölkerung hervorhob. Er besuchte zunächst die Mittelschule in Miskolc, wechselte dann an das Gymnasium des Rabbinerseminars in Budapest, welches er im Jahre 1936 mit der Maturität abschloss. Danach nahm er gleichzeitig die Studien am Rabbinerseminar sowie an der philosophischen Fakultät der Universität von Budapest in semitischen Sprachen auf und erteilte daneben Unterricht, um seine Eltern finanziell zu entlasten. 1940 promovierte er zum Doktor der Philosophie mit der Dissertation «Die Farben in der Bibel», 1942 erhielt er die S'micha (Rabbinerdiplom). Er musste direkt danach zum Zwangsarbeitsdienst einrücken. Nach seiner Rückkehr konnte er ein Amt als Gemeinde- und Jugendrabbiner antreten und im Auftrag der jüdischen Gemeinde Budapest Religionsunterricht an öffentlichen Schulen erteilen. Am 27. Februar 1944 – kurz vor dem Einmarsch der Deutschen in Budapest im März 1944 – heiratete er meine Mutter, Agnes Porjes. Sein Vater war 1938 eines natürlichen Todes gestorben, seine Mutter und seine zwei

⁸³ Morenu (Hebräisch: «unser Lehrer») ist ein Titel, der im Judentum jemandem mit hoher jüdischer Bildung verliehen werden kann.

älteren Schwestern wurden im Mai 1944 zunächst ins Ghetto in Sátoral-
jaujhely und von dort nach Auschwitz deportiert, wo sie ermordet wurden.
Er selber konnte im Herbst 1944 für sich, meine Mutter und deren Mutter
Schutzpässe des Schweizer Konsuls Carl Lutz erhalten, was ihnen ermög-
lichte, die Monate bis zur Befreiung im Januar 1945 unter schwierigsten
Verhältnissen im Glashaus der Schweizerischen Gesandtschaft zu überle-
ben.

Seit ich ein kleines Kind war, hatte mir mein Vater immer wieder ein-
zelne Episoden und Bruchstücke aus der Kriegszeit erzählt. In einem 1995
geführten Gespräch, mein Vater war damals 80-jährig, versuchte ich mir
ein Gesamtbild zu machen und auch Einzelheiten zu klären, die für mich
bis anhin schwammig geblieben waren. Der mit einem Tonbandgerät fest-
gehaltene Text wurde für diese Publikation gekürzt und stilistisch bearbei-
tet.

*Du hast mir immer wieder erzählt, dass die Deutschen erst 1944 in Bu-
dapest einmarschiert sind.*

Ja, im Februar 1944 haben wir geheiratet, es war Rosch Chodesch A-
dar⁸⁴, glaube ich, und nach drei Wochen sind die Deutschen hereingekom-
men.

*Wie lange vor der Heirat hast Du Ima⁸⁵ zu Deiner Mutter nach Tdilya
gebracht?*

Nicht sehr lange, nicht viel vorher. Meine Mutter war schon ziemlich
krank. Du weisst, in Budapest hat man ihr den grünen Star operiert und
ich habe ihr noch Tropfen, die sie benötigte, nach Sátoraljaujhely ge-
schickt, ins Ghetto. Wir hatten keine Ahnung, was das bedeutete, dieses
Ghetto.⁸⁶

⁸⁴ Rosch Chodesch Adar entspricht dem ersten Tag des jüdischen Monats Adar. Dieser
fiel 1944 auf Freitag, den 25. Februar.

Die Trauung fand jedoch am Sonntag, den 27. Februar 1944 statt.

⁸⁵ Meine Eltern haben drei Jahre lang in Israel gelebt und ich bin mit den Begriffen
«Ima» (Hebräisch für Mutter) und «Aba» (Hebräisch für Vater) aufgewachsen.

⁸⁶ Die in der kleinen Ortschaft Tällya, im Nordosten Ungarns gelegen, lebenden Juden
wurden im April 1944 in die grössere Ortschaft Sátoraljaujhely gebracht. Dort wurde

Diese Ghetto-Zeit war aber schon nach der Heirat.

Das war nach der Heirat. Aber meine Mutter war nicht zu meiner Chupa nach Budapest gekommen. Das war ihr schon zu beschwerlich. Oder vielleicht war es auch finanziell nicht so einfach. Ich bin nicht sicher, ob Lujza, meine 15 Jahre ältere Schwester, da war. Wir haben in der Rombach⁸⁷ geheiratet, und ich glaube, wir, Ima und ich, haben in dem koscheren Restaurant dann auch ein Mittagessen bestellt.

Hat man damals schon erwartet, dass die Deutschen kommen werden?

Das hat man nicht so als Nächstes erwartet, aber davor gab es schon einige Jahre lang Zwangsarbeitslager. Ich musste einrücken, das muss 1942 nach Abschluss der Prüfungen am Rabbinerseminar gewesen sein, nach Nagykováta. Das war in der Tiefebene, dort war ein grosses Sammellager für die Zwangsarbeiter, die Juden durften doch keinen Wehrdienst machen mit Gewehr. Und ich kam in die Kompanie 101/17 und von dort nach Pécs, nach Fünfkirchen. Ich glaube, ich war etwa drei Monate dort. Die Mutter von Ima hat jemanden angerufen, der aus Kecskemét stammte und im Ministerium arbeitete und hat gefragt: «Was glauben Sie, wie ein Geistlicher der Heimat dienen soll, mit der Bibel oder mit dem Spaten?!» Er antwortete: «Natürlich mit der Bibel.» Daraufhin hat sie gesagt: «Dann holen Sie den Bräutigam meiner Tochter aus Pécs raus.»

Was war danach?

Dann liess man mich zurückkommen und ich habe versucht, als Rabbiner zu arbeiten. Ich war Angestellter der jüdischen Gemeinde und übte verschiedene «Hilfsrabbinerarbeiten» aus, zum Beispiel erteilte ich stundenweise Religionsunterricht. Bevor ich doktorierte, konnte jeder Seminarist⁸⁸ einige Wochen auf dem Budapester Friedhof arbeiten. Wir haben

eine Art Ghetto für die Juden aus den umliegenden Gemeinden eingerichtet, und von dort aus wurden alle nach Auschwitz deportiert.

⁸⁷ Synagoge an der Rumbach-Gasse 11-13 in Budapest.

⁸⁸ Kandidat des Rabbinerseminars.

Lujza und Jakob Teichman,
Kassa, Tschechoslowakei,
heutige Slowakei 1918



vor der Bestattung Geld bekommen von der Familie, für die Rede. Und ich habe mich mit dem dortigen Rabbiner befreundet, der ein Bruder des Obersekretärs der Gemeinde war. Er hat Vertrauen gehabt zu mir und wenn er in die Ferien ging, bat er mich, ihn zu vertreten. Irgendwann hat ein Bekannter mich in einen halborthodoxen Bezirk als Jugendrabbiner hineingebracht. Ich arbeitete als Seelsorger in der Bethlen-Platz-Synagoge, im 8. Bezirk, für jüdische Lehrlinge, die aus den Karpaten nach Budapest kamen, um einen Beruf zu erlernen.

In dieser Zeit habt ihr geheiratet. Habt ihr danach schon eine Wohnung gehabt?

Ja, die Grossmutter, Imas Mutter, hatte eine Zweizimmerwohnung und dort sind wir eingezogen. Wir konnten eine Zimmereinrichtung kaufen, zwei Betten, es war ganz hübsch. Wir wohnten bei ihr und dann kam die Ghettozeit...

Wann«dann»?

Nachdem die Deutschen kamen, gab es Regelungen, dass man nur zu bestimmten Stunden aus dem Haus darf. Da hat Ima gesagt, ich werde nicht zu Hause warten, bis man mich holt oder tötet oder was auch immer.

Ich will arbeiten. So kam es dazu, dass man sie in der Rökk-Szilárd-Gasse⁸⁹ in die Küche aufgenommen hat und dort wurde sie später Leiterin. Du weisst, dass auf Ungarisch ein Artikel darüber erschienen ist ...⁹⁰

Du hast mir das gezeigt. Mit Rökk-Szilard meinst Du das Rabbinerseminar?

Ja. Dieses wurde zum Sammellager umgewandelt. Und eines Tages kam ein Herr Roth, ein Vizepräsident in der Chevra Kadischa⁹¹, ein feiner Kerl, und hat gesagt: «Wie kann das sein, dass die Rabbiner nicht auf den Friedhof gehen, um Bestattungen durchzuführen.» Da hat Ima gesagt: «Ja das kann doch nicht sein, mein Mann ist Rabbiner.» Und da hat jemand einen Polizisten beschafft. Man hat ihm 10 Pengo gegeben, und er hat mich vom Zentrum in die Räkoskeresztür, wo der Friedhof ist, hinausbegleitet und am Ende wieder zurückgebracht.

Da hast Du noch zu Hause gewohnt, in dieser Zweizimmerwohnung...

Ja... und Ima bat den Polizisten, mich zu begleiten... sonst wäre es gefährlich gewesen. Wenn man sich auf der Strasse bewegte, konnte man in der Menge nur untertauchen, indem man den Judenstern entfernte. Man versuchte, nicht jüdisch zu erscheinen und entweder gelang das oder nicht. Zum Beispiel nicht weit der grossen Synagoge war ein grosses Wirtshaus, das ein religiöser Jude führte, ein ehemaliger Pole. Er ging hinaus ohne Stern und einer – ein Kunde wahrscheinlich, der dort getrunken hat – hat ihn erkannt.

⁸⁹ In der Rökk-Szilárd utca lag das Rabbinerseminar. Dieses wurde als Ghetto bzw. Sammellager eingerichtet für diejenigen Juden, die aus Budapest deportiert wurden.

⁹⁰ Am 5. Dezember 1946 erschien in der ungarisch-jüdischen Zeitung «Uj Eiet» ein Artikel mit der Überschrift «Nachträglicher Dank an die unbekannte Rabbinersfrau», in welchem György Endre den Einsatz von Agnes Teichman-Porjes in der Küche des Rabbinerseminars während der Zeit der Deportationen in Budapest schilderte (siehe auch Uhlig Gast, Christiane: Frau Rabbiner Teichman erzählt. Baden 2009, S. 64).

⁹¹ Beerdigungsgesellschaft

Man hat ihn sofort erschossen. Andere wurden geschnappt, wenn sie in die Strassenbahn ein- oder ausstiegen, auch wenn sie die Aktentasche so trugen, dass der Judenstern verdeckt war. Es hiess, sie⁹² müssten jeden Tag eine gewisse Anzahl von der Strasse hereinnehmen. Ich habe in der Rökk-Szilárd-Gasse eine ehemalige Lehrerin von Miskolc gesehen, sie stand in der Reihe derjenigen, die weggeführt wurden. Ich habe bis heute ein schlechtes Gewissen. Ich weiss nicht, ob ich sie hätte hinausnehmen können, ohne mich und auch sie zu gefährden. Und ich traf auch einen Herrn aus Tallya, und ich habe ihm zu essen gegeben, mehr konnte ich nicht tun.

Die haben Dich also zum Friedhof geführt und wieder zurück und so hast Du quasi...

Ob ich immer auch zurückgeführt wurde, weiss ich nicht, eines Tages stieg ich aus der 28er-Strassenbahn, vom Friedhof kommend und gegenüber der Haltestelle konnte man die Nazi-Tageszeitung lesen. Dort hat man immer auf Packpapier die neusten Nachrichten geklebt. Und es hiess, dass die amerikanischen Flieger nicht nur bombardieren, sondern auch Spielzeuge hinunterwerfen und wenn die Kinder danach greifen, explodieren sie. Ich stieg aus der Strassenbahn und einer, der dort stand und die Nachricht gelesen hatte, schrie: «Da kommt er!» Und er kam auf mich zu, und ich habe gedacht, was kann schon passieren, entweder er siegt oder ich, und noch bevor er oder ich zuschlagen konnte, kamen Arbeiter hinzu, die noch Kommunisten oder wenigstens Sozialisten und nicht Nazis waren, und sie haben ihn zurückgezogen. Ich bin schnell weg und ins Seminar gegangen.

Das war alles zwischen März 1944 und Herbst...

... und Herbst 1944. Als im Herbst Szälasi die Herrschaft übernommen hat⁹³ und Horthy beseitigt wurde und man «ghettoisiert» hat, gingen wir nicht ins Ghetto mit der Mutter von Ima. Freunde, ich weiss bis heute

⁹² Es ist unklar, ob hier deutsche Soldaten oder Ungarn gemeint sind.

⁹³ 15. Oktober 1944.



Jakob Teichman in der Uniform
des Arbeitslagers 1942

Familie Teichman, Zürich,
Schweiz ca. 1970

nicht wer, haben uns Schutzpässe geschickt mit Namen, und wir gingen mit diesen Schutzpässen dann in die Vadász-Gasse. Du weisst, was das war?

Dort war dieses Haus von Konsul Lutz.

Ja. Dort war ein jüdischer Glashändler, der Glasscheiben und ähnliches verkaufte, ein Zionist. Ima hat noch für Bözs¹⁹⁴ auch einen Schutzpass nachgeschickt, aber sie war schon in der Ziegelfabrik, sie wurde deportiert und ist zurückgekommen. Jedenfalls, als die Ghettoisierung begann, sind wir, statt ins Ghetto, in die Vadász-Gasse gegangen. Und dort lebten wir. Wir hatten drei Matratzen. Mit Ima und Imas Mutter haben wir dort gelegen, im ersten Stock.

Und ihr wisst nicht, von wem ihr diese Pässe bekommen habt?

Wer sie geschickt hat, das weiss ich nur ungefähr. Es waren die Zionisten. Aber wer es genau war, weiss ich nicht. Und es gab eine noch höhere Stelle in der Wekerle-Sándor-Gasse, wo die grossen Zionisten lebten und

⁹⁴ Bözsi Leicht war eine Cousine mütterlicherseits meines Vaters.



Gasse war so ein Mikve-Stand⁹⁵. Die Mutter von Scheiber⁹⁶ war auch dort.

Als ihr in der Vadász-Gasse wart, hat Ima nicht mehr in der Küche des Rabbinerseminars gearbeitet?

Nein. Das hörte auf.

Warum hörte es auf?

Für uns hörte es auf. Sie ist nicht mehr hingegangen, weil jeder Jude ins Ghetto gehen musste.

Also ist sie in dem Moment nicht mehr hingegangen, als ihr die Pässe bekommen habt?

⁹⁵ Mikve ist der jiddische Begriff für «Mikva», das rituelle Tauchbad, welches der Reinigung von ritueller Unreinheit durch Untertauchen dient. Mein Vater benutzt den Begriff hier im übertragenen Sinn für das Glashaus als Ort, um untertauchen zu können.

⁹⁶ Sándor Scheiber (1913-1985) war von 1950 bis zu seinem Tod Rektor des Rabbinerseminars in Budapest.

Ich weiss nicht, wie viel Zeit vergangen war, nachdem wir die Pässe erhalten hatten und ins Glashaus konnten. Ich weiss nur, als wir ins Ghetto hätten gehen müssen und Szälasi schon an der Macht war, sind wir in die Vadász-Gasse gegangen. Und dort lebten wir bis zum 18. Januar.

Also drei/vier Monate?

Am Anfang waren es noch wenige Menschen, dann kamen immer mehr dazu, der Keller war voll... und die Jungen haben einen Übergang ins nächste Haus geschaffen, von Keller zu Keller, dort war auch alles voll. Damals randalierten schon in Budapest nicht nur die Hakenkreuzler, sondern Jungen im Alter von 14 oder 15 Jahren, man hatte ihnen Gewehre verteilt und sie haben damit herumgeschossen. Und eines Tages, in der Silvesternacht, wollte man uns zur Donau führen. Alle, die in der Vadász-Gasse waren, 2000 bis 3000 Juden.

Wer wollte das?

Die Hakenkreuzler.⁹⁷ Sie sind hineingekommen, haben herumgeschossen.

Wer? Ungarische?

Ja, ungarische. Sie sind hereingekommen und haben herumgeschossen, auch die Mutter von Scheiber wurde so getötet. Und die Übrigen hat man aufgestellt, es hiess, man führe uns zur Donau. Wir ahnten schon, was das bedeutet. Ich bin in der Reihe gestanden und habe gedacht, es ist leichter zu sterben, wenn ich kämpfe, als wenn ich keinen Widerstand leiste. Aber man wusste nicht, wann der Moment kommt, wo es schon egal ist, was geschieht. Das war das grosse Unglück, dass wir nicht wussten, wann der Moment ist. Und dann hat man noch Verbindungen gehabt zur Polizei. Die Polizei war noch gewissermassen dein Freund und Helfer, und sie hat schliesslich auch diesen Marsch zur Donau abgestellt. Sie haben

⁹⁷ Aus der nächsten Antwort ergibt sich, dass die Pfeilkreuzler gemeint sind. Mein Vater hatte dies in früheren Erzählungen auch immer so formuliert und lediglich in diesem Interview von Hakenkreuzlern gesprochen.

sich eingemischt. Man wusste nicht, wo die Macht war... wer dort geschossen und herumrandaliert hat. Wir wussten nicht, wer sie waren.

In der Vadász-Gasse habe ich den 15. Januar⁹⁸ noch erlebt. Ima hat von irgendwoher Kartoffeln und Zwiebeln und Butter beschafft und sie hat mir Paprikas krumpli" gemacht. Oben konnte man noch mit einem Stecker kochen und nachdem sie wieder hinunter kam, ist ein Junge hingegangen und hat sich mit einem elektrischen Rasierapparat rasiert, und die Russen schossen, und er wurde getötet. Also wir waren schon unter Beschuss.

Wie ging es nach der Befreiung weiter?

Nach dem Krieg bin ich eigentlich Chevra-Kadischa-Rabbiner geblieben.

Also nachdem die Russen kamen...

... hat man aus dem Ghetto die Toten geholt, mit grossen Lastwagen. Und Ima und ich fuhren mit den Lastwagen hinaus, mit den Toten und teilweise auch mit den Särgen.

Also das war schon Januar, als die Russen...

Ja. Und dann wohnten wir draussen auf dem Friedhof. Dort war ein Haus, ein wenig seitlich, nicht das Hauptgebäude. Es war eine grosse Sache, wenn jemand dafür bezahlen konnte, dass die verstorbene Mutter auf einem Schlitten zum 10 Kilometer von der Stadt entfernten Friedhof hinausgezogen wurde, weil es keine Strassenbahn gab. Uns hat die Tochter dieser Verstorbenen Mehl gebracht, und wir haben daraus Brot gebacken.

Wie lange habt ihr auf dem Friedhof gewohnt?

Zwei bis drei Monate. Ich habe hie und da etwas Geld bekommen, wenn Leute für eine Bestattung gekommen sind. Wir haben während der Woche gesammelt, und am Freitag waren wir glücklich, wenn wir eine Katschke¹⁰⁰ dafür kaufen konnten.

⁹⁸ Sein 30. Geburtstag.

⁹⁹ Ungarisches Gericht: Paprikakartoffeln.

¹⁰⁰ Ente.

Ima hat einmal gesagt, ihr habt euch auch während des Kriegs auf dem Friedhof versteckt?

Versteckt ist vielleicht übertrieben... Zum Beispiel ist der Neffe von dem Rektor Endrei, der Vater von Imi Endrei, zu mir hinausgekommen. Ob wir täglich zurückgingen, weiss ich nicht mehr. Also wohnten wir womöglich manchmal dort. Es hingen dort Talare, ein Dutzend mindestens, so wie sie die Chorsänger angezogen haben, wenn eine «1. Klass-Bestattung» war. Er hat auch einen angezogen. Die Amerikaner bombardierten eine Bahnlinie und haben sich um einige Meter geirrt. Die Bomben sind auf den Friedhof gefallen und auch frisch Begrabene wurden aus ihren Gräbern geworfen. Wir haben uns auf den Bauch gelegt, bis es vorbei war.

Das war noch, bevor die Russen kamen.

Das war noch, bevor die Russen kamen.

Also auch während der Vaddsz-Gasse-Zeit hast Du diese Bestattungen gemacht?

Nein, dann nicht mehr. Aber wieder nach der Befreiung. Ich blieb sozusagen bei der Chevra. Man hatte Sifrej Tora¹⁰¹ zum Friedhof hinausgebracht und zur Verdunkelung verwendet. Und auch ein Schofar¹⁰² lag herum. Eines Nachts sind wir von Schofartönen geweckt worden. Ein russisch-jüdischer Offizier war vorbeigekommen, hatte sich umgeschaut und das ihm von seiner Kindheit vertraute Schofar geblasen.

Das war nach der Befreiung.

Nach der Befreiung. Ich habe auch noch im Kerepesi-Friedhof bestattet, unter anderem auch einen russisch-jüdischen Offizier. Seine jüdischen Kameraden haben natürlich kein Ungarisch verstanden und der Rabbiner Schück kam auch und er hat Jiddisch gesprochen.

Ihr seid vom Ghetto mit Lastwagen zum Friedhof hinausgefahren. Es starben also auch Leute im Ghetto und wurden nicht nur von dort deportiert.

¹⁰¹ Tora-Rollen.

¹⁰² Widderhorn, welches am jüdischen Neujahr geblasen wird.

In der eigentlichen Ghetto-Zeit wurde schon nicht mehr deportiert. Da war Budapest schon umzingelt. Man hat beispielsweise Frauen, mit der Ausrede, man brauche sie als Näherinnen, und auch Zwangsarbeiter auf der Landstrasse, in Richtung Westgrenze getrieben und dort hat man viele niedergeschossen. Auch wenn sie schon flüchteten... die Deutschen oder die Ungarn, die vor den Russen flüchten wollten. Als Budapest befreit wurde, hat man Massengräber in Westungarn geöffnet und die Toten in Budapest begraben.

Ich erinnere mich, dass ich auch Bestattungen gemacht habe, nachdem die Russen schon in Budapest eingefallen waren. Zum Beispiel wurden bei den Bombardierungen auch jüdische Zwangsarbeiter in den Budapester Bezirken getötet. Und ein Fall fällt mir ein, ein junges, verliebtes Paar... Sie sahen, dass die Russen kommen und rannten ihnen entgegen mit grosser Freude und die Russen haben beide erschossen. Ich habe dann bei der Bestattung sprechen müssen. Ich weiss nicht, ob das damals üblich war oder ob ich es einfach gemacht habe, jedenfalls habe ich sie am Ende gesegnet. Und der Vater begann, laut zu weinen: «Jetzt segnet er sie.»

Als wenn er nicht einverstanden war?

Nein, sondern es ist ihm eingefallen, dass sie nicht unter der Chupa¹⁰³ gesegnet worden sind.

Nach Kriegsende erfuhr mein Vater, dass sowohl seine damals 66-jährige Mutter als auch seine beiden Schwestern (damals 44 und 32 Jahre alt) in Auschwitz vergast worden waren.

Nach dem Krieg wirkte er einige Jahre als Gemeinde- und Jugendrabbiner sowie auch als «Friedhofsrabbiner». 1950 bis 1956 war er Mitglied des Rabbinats in Budapest und amtierte als Gemeinderabbiner in Ujpest (Neupest), einem Stadtteil von Budapest. 1956 flüchtete er mit meiner Mutter und meinem 1947 in Budapest geborenen Bruder Gyuri nach Israel. Dort arbeitete er zunächst als «Hausvater» in einem Studentenheim, absolvierte eine Ausbildung als Bibliothekar und war an der Gedenkstätte

¹⁰³ Offensichtlich war das junge Paar nicht verheiratet.

Yad Vashem tätig, 1960 nach Zürich berufen, fungierte er bis 1980 als Gemeinderabbiner der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich. Bekannt wurde er in der Schweiz auch in der nichtjüdischen Bevölkerung für sein vielfältiges Engagement, Nichtjuden das Judentum näherzubringen – u.a. auch mit dem Bedürfnis, durch die Verbreitung von Wissen über das Judentum dem durch Unwissenheit genährten Antisemitismus entgegenzuwirken – und mit Vertretern christlicher Religionen den Dialog zu pflegen. Insbesondere kannte man ihn aufgrund seiner Vorträge an Volkshochschulen, in Kirchengemeinden und Vereinigungen, Auftritten im Radio und im Fernsehen (u.a. 1980 Ausstrahlung eines Dokumentarfilms im Schweizer Fernsehen, «Als Jude geboren – zum Juden gemacht», in welchem er porträtiert wurde). Einige Jahre lang sprach er zweimal jährlich im Fernsehen «Worte zum Feiertag». In Kursen instruierte er unzählige Krankenschwestern über den Umgang mit jüdischen Patienten. Besonders grossen Anklang fanden seine regelmässigen Synagogenführungen für Schulen und Vereine. Tätigkeiten, die er teilweise bis zu seinem Tod weiterführte. Auch wirkte er bis zuletzt, insbesondere an den Feiertagen, als Rabbiner im jüdischen Altersheim Lengnau.

Mein Vater war in der Schweiz sowohl mit Carl Lutz als auch mit dessen erster Frau, Gertrud Lutz-Fankhauser, in Kontakt. Letztere starb am 29. Juni 1995, auf dem Weg ins Schweizer Fernsehstudio an einem Herzinfarkt. Sie hätte an einer Sendung über Carl Lutz teilnehmen sollen, knapp zwei Monate nach dessen Rehabilitation.¹⁰⁴ Mein Vater nahm ihren Platz ein. Schon früher hatte er sich im Radio zu Carl Lutz geäussert und unter anderem festgehalten: «Für mich war er und blieb er Inbegriff der Menschlichkeit in einer unmenschlichen Zeit.»¹⁰⁵

¹⁰⁴ Sternstunde Philosophie: Dürfen Helden Menschen sein – können Menschen Helden sein? – Carl Lutz (ausgestrahlt am 2. Juli 1995).

¹⁰⁵ Wenn die Menschlichkeit obsiegt. Vor 50 Jahren rettete der Schweizer Konsul Carl Lutz Tausende und Abertausende von ungarischen Juden, in: «Z. B.», Radio DRS 1,10.3.1994.

Schriftliche Selbstzeugnisse von Überlebenden

George Berci



George Berci, Cedars-Sinai Medical Center,
Los Angeles, Kalifornien, USA 2018

Los Angeles, Kalifornien, USA

Geboren als György Bleier am 14. März 1921 in Szeged
(Ungarn).

«Ich überbrachte Dokumente an die Juden im Untergrund»

Ich wurde in Szeged geboren, als Einzelkind. Wir waren eine Musikerfamilie. Mein Grossvater war viele Jahre lang Dirigent des Militärorchesters, aber unter der zunehmend rechtsgerichteten Regierung wurden die jüdischen Offiziere der ungarischen Armee um 1920 aufgefordert, sich zur Ruhe zu setzen. Glücklicherweise war er auch ein gut ausgebildeter Konzertthornist, und so wurde er regelmässig für Konzerte engagiert. Mein Vater war ein sehr begabter Dirigent und Konzertpauker, meine Mutter eine gebildete Frau. Sie interessierte sich ebenfalls für Musik, wurde aber in der Offiziersfamilie, in der alles nach einem strikten Zeitplan ablaufen musste, als untergeordnet angesehen. Sie kümmerte sich um die Hausarbeit, vor allem nach meiner Geburt. Sie war für mich eine liebevolle, moderne jüdische Mutter, die in unseren schwierigen finanziellen Verhältnissen alle möglichen Gelegenheitsarbeiten annahm, um uns zu unterhalten und einen Beitrag zum Familieneinkommen zu leisten.

1923 wurde mein Vater von den Wiener Philharmonikern als Assistenzdirigent und Konzertpianist engagiert, und unsere Familie – einschliesslich der Familie meines Onkels – zog nach Wien. Kurz darauf nahm mein Vater ein Angebot des Bombayer Sinfonieorchesters an und liess meine Mutter und mich mit dem Rest der Familie in Wien zurück. Mein Onkel wurde vom österreichischen Büro der schwedischen Firma Electrolux als Ingenieur angestellt und unterstützte unsere Familie massgeblich. Ohne seine Unterstützung hätten wir nicht überleben können. Da ich in Sachen Musik sozusagen erblich vorbelastet war, begann ich im Alter von vier Jahren mit dem Geigenunterricht und soll angeblich «begabt» gewesen sein. Als ich ins Gymnasium kam, war ich der jüngste Konzertmeister, den das Schulorchester jemals hatte, und trat bei verschiedenen

kleinen Veranstaltungen auf. Meine Eltern trennten sich schliesslich und liessen sich später scheiden. Ich sah meinen Vater nur noch die wenigen Male, die er nach Europa zurückkehrte. Meine Mutter kümmerte sich um mich und sorgte vorwiegend für unser Zuhause, während sie auch ausserhalb des Hauses einige administrative Arbeiten erledigte.

Wir waren jüdisch, aber nicht orthodox. Meine Familie hielt am Schabbat-Essen fest und kaufte an hohen Feiertagen Eintrittskarten für die Gottesdienste. In unserem Gymnasium waren von etwa 30 Schülern pro Klasse fünf oder sechs jüdisch. Eines Tages forderte der Lehrer alle jüdischen Schüler auf, sich auf die hinterste Bank zu setzen. Er sagte zu mir: «Moment mal, Bleier, du bist auch Jude, du sitzt in der letzten Reihe.» Es war das erste Mal, dass ich als Jude geoutet wurde. Und es traf mich irgendwie. Ich habe diese erzwungene Trennung damals nicht verstanden. Selbst hochrangige jüdische Mitglieder der Wiener Gesellschaft nahmen den zunehmenden Antisemitismus nicht ernst und glaubten an baldige Besserungen. Die Klügeren begannen, über Auswanderung in andere Länder nachzudenken. In diesem Rahmen hatte ich meine Bar Mitzwa in Wien. Das war 1934.

Zu dieser Zeit kam es jedoch schon vermehrt zu politischen Unruhen in Wien. Die Stelle meines Onkels im österreichischen Büro von Electrolux wurde wegen des wachsenden Antisemitismus unhaltbar. Das Unternehmen bot ihm grosszügig an, mit seiner grossen Familie nach Stockholm umzusiedeln, aber meine Grossmutter, die «Kommandantin» der Familie, befahl uns, nach Hause, nach Ungarn zurückzukehren. Nach Budapest.

Ich stand zwei Jahre vor meinem Schulabschluss und konnte nicht in ein staatliches Gymnasium aufgenommen werden. Ein entscheidendes Problem waren meine mangelnden Ungarischkenntnisse. Meine Muttersprache war Wienerisch. Ein weiterer Punkt war natürlich meine Religion. Es gab nur eine Schule in Budapest, die ich besuchen durfte: das jüdische Gymnasium. Einer meiner Klassenkameraden war Jozsef Schweitzer, der

spätere Oberrabbiner von Ungarn. Es war natürlich eine Privatschule. Das stellte ein weiteres Problem dar, denn sie war teuer. Deshalb musste ich in den letzten beiden Schuljahren nebenher arbeiten. Ich wusch an Wochenenden in Garagen Autos, um mein Schulgeld zu bezahlen. Ich wollte Arzt oder Musiker werden. Damals hatte man an den Universitäten bereits den Numerus clausus für Juden eingeführt, und so wurde ich an der Medizinischen Fakultät nicht angenommen. Deshalb habe ich drei Jahre Maschinenbau studiert. Der ingenieurwissenschaftliche Hintergrund war mir später bei meiner Forschungstätigkeit sehr hilfreich.

Mein Onkel, Albert Rona, wurde 1941 zwangsverpflichtet. Er war ein hoch qualifizierter Raumfahrtingenieur. Als Offizier wurde er in eine spezielle Ingenieursgruppe berufen und 1941 mit der ungarischen Armee an die russische Front geschickt, um sich der deutschen Armee anzuschliessen. Nach einem Jahr, 1942, wurden die jüdischen Offiziere abgezogen. Mein Onkel wurde in ein russisches Arbeitslager gesteckt, wo er umkam.

Im September 1942 musste ich mich zur Zwangsarbeit in einem ungarischen Dorf an der rumänischen Grenze melden. Sie brachten uns in ein Arbeitslager in Rumänien, in der Nähe von Bereck [Bretcu] in Transsilvanien, in den Bergen. Hier wurden wir in vier Brigaden mit jeweils etwa 400 bis 500 Mann eingeteilt und von ungarischen Soldaten bewacht. Unsere Einheit hiess XIII Kms ZLJ. Wir mussten eine gelbe Armbinde tragen. Das Leben war schwierig für junge Menschen, die gewohnt waren, Spass zu haben und Sport zu treiben, und nun gezwungen waren, ein Leben zu führen, bei dem nur ein Gedanke zählte: am Leben zu bleiben. Am frühen Morgen bekamen wir ein bisschen was zu essen, zum Beispiel Kaffee mit Brot und eine Schale Suppe mit ein paar Kartoffeln. Am Abend gab es wieder Suppe mit Brot und etwas «Fleisch», das jeder Beschreibung spottete. Wir arbeiteten den ganzen Tag und hatten immer Heisshunger. Die meisten verloren an Gewicht, aber wir bemühten uns, unsere Kräfte zu sparen, um Infektionen und ernstere Krankheiten zu vermeiden. Im ersten Jahr wurden einige schwer Mitgenommene angeblich in ein Militärkranken-

haus gebracht; wir hörten nie wieder etwas von ihnen. Wir wurden von allen Nachrichten abgeschirmt und von den Wachen ständig falsch informiert. Einige unserer Freunde versuchten zu fliehen, wurden aber gefasst, und wir sahen sie nie wieder.

Wir wurden wie niedere «Soldaten» oder völlig rechtlose Gefangene behandelt. Wir hatten keinen Kontakt zu unseren Familien und keine Vorstellung davon, was in der Welt draussen vor sich ging. Die Landung der Alliierten in der Normandie und der Stopp der deutschen Wehrmacht durch die Russen in Stalingrad waren Ereignisse, von denen wir nichts mitbekamen. Leider gab es im Lager Wachen, die extrem antisemitisch waren und uns mit Geschichten über deutsche Siege ergötzten und mit Beschreibungen erschreckten, wie unsere Familien ausgelöscht würden.

Während dieser schwierigen Zeit sprachen wir miteinander, zumindest mit denen, von denen wir glaubten, wir könnten uns auf sie verlassen, über einen möglichen Widerstand oder eine Flucht. Leider versuchten es einige von uns, wurden erwischt und nie wieder gesehen. Es war ein schreckliches Gefühl, dieses Verbrechen mitanzusehen zu müssen, das als «Endlösung» bezeichnet wurde. Wir mussten auch feststellen, dass ein paar von uns zu Spionen oder Spitzeln wurden, als Gegenleistung für ein Stück Brot oder eine Tasse Suppe. Wir konnten herausfinden, wer sie waren, und hielten den Mund, wenn diese «Arbeitslagerjuden» ohne jedes Rückgrat in der Nähe waren. Im Lager schloss ich Freundschaft mit einem anderen Juden, der ebenfalls Ungar war, aber in Wien geboren wurde. Wir hatten einiges gemeinsam und lebten wie Brüder. Es gab Momente, vor allem abends, da steckten wir zusammen und redeten, als wären wir eine kleine Familie.

Unsere Hauptaufgabe bestand im Bau von Verteidigungsanlagen. Der Winter war schrecklich, und es war kalt. Die meisten von uns verloren beträchtlich an Gewicht. Wir waren in den Armeedisziplinen ungeübt, und jeder von den Wachen bemerkte Regelverstoss zog eine qualvolle Bestra-

fung nach sich. Ich erinnere mich noch sehr gut, dass wir ein paar Epileptiker unter uns hatten. Einen von ihnen warfen die Wachen in den Schnee hinaus, und als wir Stunden später zu ihm hingehen durften, war er tot.

Nachdem die Russen im Juni 1944 die deutsche Frontlinie durchbrochen hatten und sich näherten, wurde uns befohlen, zu packen und uns zur Abreise fertigzumachen. Wir wurden kurzerhand in einen Güterzug getrieben. Der Zug durchquerte Ungarn und hielt auf dem Budapester Bahnhof. Plötzlich ertönten Sirenen. Das war glücklicherweise gerade in dem Moment, als man uns bei offenen Waggontüren einige Reste zu essen gab. In der Nähe waren gewaltige Explosionen zu hören oder zu sehen. Plötzlich waren unsere Wachen verschwunden, und wir sahen Zivilisten, die zu Bombenschutzräumen oder anderen überdachten Plätze eilten. Leute, die an unserem Zugwaggon vorbeirannten, erklärten uns, dass Budapest von der amerikanischen Luftwaffe bombardiert wurde. Wir brauchten nicht lange, um zu begreifen, dass dies unsere Chance war. Alle machten sich auf der Stelle davon. So auch ich.

Da war ich, nach fast zwei Jahren Arbeitslager, sozusagen frei, in Budapest. Ich hatte kein Geld. Nach einem längeren Fussmarsch kam ich zu dem Haus, in dem wir früher gewohnt hatten. Unsere ehemalige Hausmeisterin begrüßte mich. Sie sagte mir: «Es tut mir leid, die Juden wurden aus diesem Gebäude weggebracht.» Ich erfuhr, dass sie in ein Gelbsternhaus am Stadtrand von Budapest umgesiedelt wurden. Die Hausmeisterin gab mir die Adresse und etwas Taschengeld, und ich fuhr mit der Strassenbahn nach Kobánya. Als ich ankam, öffnete meine Mutter die Tür. Sie brach fast zusammen. Mein Grossvater war gestorben, mein Onkel war gestorben, meine Tante war gestorben. Meine Grossmutter war da, aber sie war sehr krank.

Das war im Herbst 1944. Die ungarischen Pfeilkreuzler waren wie die ss. Wenn sie auf der Strasse einen jungen Mann antrafen, hielten sie ihn an: «Ausweis! Warum arbeitest du nicht? – Bist du Jude?» Es war nicht sicher für uns, und ich musste mir Papiere besorgen. Vor einem Busbahnhof traf ich einen, der genauso ärmlich gekleidet war wie ich. Ich dachte sofort: Der Typ ist Jude. Natürlich war er das, und ich sagte ihm, dass ich

neue Papiere brauche. Er sagte: «Komm mit, ich helfe dir.» Ich erfuhr, dass er von der Schweizer Gesandtschaft war und für die Organisation Lutz arbeitete. Er brachte mich irgendwohin, es war in der Innenstadt, in den Keller eines Hauses, und es war dunkel. Da waren ein paar Typen mit Druckern, und ich traf noch andere Leute der Lutz-Gruppe. Sie waren sehr gut organisiert. Einer war aus der Tschechoslowakei. Die anderen waren Ungarn. Ich erfuhr, dass es viele Gruppen gab, die an verschiedenen Orten von Budapest Juden versteckten. Der Untergrund brauchte Leute, die leere Geburtsurkunden oder Schutzpässe mit Anweisungen zum Ausfüllen überbrachten. Aus diesen Dokumenten ging hervor, dass die Person als Christ geboren war und eine Arbeitsbewilligung hatte, die es ihr erlaubte, sich frei in der Stadt zu bewegen. Die anderen Papiere, die ich ausliefern sollte, waren Schutzpässe.

Die Untergrundleute gaben mir eine gefälschte Geburtsurkunde mit einem christlichen Namen. Ich bekam auch etwas Geld. Dann übergaben sie mich einem anderen Mann. Er sagte mir, ich müsse mich irgendwo melden, wo man mir eine Aktentasche voller Papiere [leere Geburtsurkunden, Arbeitserlaubnisse und gefälschte Schutzbriefe] übergeben würde. Auf einem anderen Blatt Papier war eine Liste mit Adressen, wo sich Juden in der Stadt versteckt hielten. Und das war meine Aufgabe. Ich lieferte Papiere an versteckte Juden aus. Ich musste ihnen beibringen, wie man die Papiere ausfüllte. Sie mussten lernen, dass sie keine jüdischen Namen benutzen durften. Wir mussten ungarische Vornamen benutzen. Ich traf ältere Menschen, die aufgrund der Situation unter Schock standen, einige zitterten. Deshalb verbrachte ich ziemlich viel Zeit mit ihnen. Ich sagte ihnen, dass sie überleben würden und dies der einzige Weg sei, um zu überleben. «Machen Sie sich keine Sorgen, wenn etwas schiefgeht, benutzen Sie Ihren christlichen Namen.» Viele von ihnen haben überlebt.

Ich wurde mehrmals von Pfeilkreuzlern angehalten, und ich tat so, als wäre ich ein Raumfahrtgenieur aus Deutschland, wie es auf meinen Papieren stand. Glücklicherweise hatte ich einen deutschen Akzent. Es war

eine sehr gefährliche Arbeit, aber ich tat es, weil es getan werden musste. Interessant war auch, dass die Juden, die ich traf, grosse Angst hatten, hinauszugehen – selbst mit Schutzbriefen. Ich habe auch Papiere für meine Mutter besorgt. Zu dieser Zeit wurde Budapest von den Russen bombardiert, und alle waren in den Kellern.

Gegen Ende des Jahres 1944 erhielt ich zusätzliche finanzielle Unterstützung von der Untergrundbewegung und konnte mir eine kleine Wohnung leisten, die von anderen Mitgliedern der Untergrundorganisation bewohnt war. Meine Grossmutter war inzwischen gestorben, aber ich konnte durchsetzen, dass ich meine Mutter zu mir in mein Zimmer nehmen durfte. Sie hatte natürlich «Papiere», aber sie hatte grosse Angst davor, in die Stadt zu gehen, weil sie fürchtete, es könnte sie jemand nach ihrer Vergangenheit fragen, da niemand aus der Nachbarschaft sie kannte. Ich versuchte, sie zu beruhigen, aber es war keine leichte Aufgabe. Ich konnte sie mit Essen versorgen, und da ich dort schlief, sah ich sie täglich.

Es gab eine weitere Schwierigkeit, mit der meine Mutter und ich zu-rechtkommen mussten. Wieder wurde die Stadt von der russischen Luft-waffe bombardiert. Wir waren gezwungen, in unterirdischen Bunkern Schutz zu suchen. Dort traf man Dutzende von anderen Menschen, so dass sich meine Mutter eine Geschichte ausdenken musste, falls sie nach ihrer Vergangenheit gefragt wurde; danach, was sie tat und wie sie hierherkam. Ich musste jeden Tag mit ihr proben. Das Gedächtnis meiner Mutter musste «funktionieren», damit keine Fehler passierten und sie ihre «Le-bensgeschichte» ohne Angst erzählte.

Die Untergrundbewegung konnte auch Lebensmittel ins Ghetto schaf-fen. Ich habe keine Ahnung, wie sie das hinbekommen haben. Ich weiss noch gut, dass das Rote Kreuz und einige andere wichtige Hilfsgruppen einmal am Tag hineingehen und der hungernden jüdischen Bevölkerung helfen durften. Gegen Ende des Jahres 1944 hatten die russischen Trup-pen Budapest umzingelt. Es stand äusser Frage, dass der Krieg bald zu Ende sein würde, aber wir hatten keine Ahnung, was täglich vor sich ging,



George Berci, Department of Surgery, University of Melbourne, Australien 1962

und hofften einfach, dass wir überleben würden. Die Pfeilkreuzler intensivierten ihre kriminellen Machenschaften, indem sie Menschen anhielten, von denen sie wussten, dass sie Juden waren und keine Papiere hatten. Einmal wurde ich Zeuge, wie ein Mann von einem Pfeilkreuzler-Soldaten mit vorgehaltener Waffe abgeführt wurde. Wir hörten, dass die Pfeilkreuzler pro Nacht etwa 500 Juden an die Donau brachten und sie mit Maschinengewehren ins Wasser schossen. Eine Vorstellung, die man ein Leben lang nicht vergisst.

Die deutschen Truppen hatten sich nach Buda zurückgezogen, das sich über einen Hügel auf der anderen Seite der Donau erstreckt, um dort ihre Verteidigung zu errichten. Es war ein freudiger Gedanke und ein ungläub-

liches Gefühl, zu sehen, dass die Befreiungsarmee endlich da war und dass wir bis jetzt überlebt hatten. Langsam begannen wir zu glauben, dass wir nach diesen langen, schrecklichen Jahren endlich frei waren. Aber wir hatten kein Essen, kein Geld und keine Ahnung, was der nächste Schritt wäre. Buda wurde nun aus kurzer Distanz bombardiert, und so dauerte es nicht mehr als eine Woche, bis die deutschen Soldaten getötet oder gefangen genommen waren. Wir brauchten noch eine Weile, bis wir glauben konnten, dass wir wirklich frei waren. Die nächste Frage war: Was nun?

Ich wollte wieder mit der Musik anfangen. Meine Mutter, eine typische jüdische Mutter, sagte: «Wir haben kein Geld. Du wirst Arzt werden. Wir gehen zurück nach Szeged.»

1950 erwarb George Berci an der Universität von Szeged den Abschluss in Medizin. Er absolvierte eine zusätzliche Ausbildung zum Chirurgen, bevor er 1953 nach Budapest zog, wo er am Aufbau einer experimentellen chirurgischen Abteilung beteiligt war.

1956 erhielt Berci ein Rockefeller-Stipendium für Chirurgie und zog nach Australien. Etwas mehr als ein Jahrzehnt später, 1969, wurde er als Gastwissenschaftler in die Abteilung für Chirurgie des Cedars-Sinai Medical Center in Los Angeles berufen. 1970 wurde er Direktor einer multidisziplinären chirurgischen Endoskopieeinheit der Fakultät, damals ein neues Konzept. Er erhielt einen Lehrstuhl für Chirurgie und eine Professur an der UCLA und am Cedars-Sinai. Dort leistete er Pionierarbeit für Entwicklungen, die zu einer medizinischen Revolution der minimal-invasiven Chirurgie führten und die ambulante Versorgung veränderten. Im Alter von 99 Jahren ist George Berci weiterhin in der Forschung auf dem Gebiet der Allgemeinchirurgie und Anästhesie tätig.

Auszüge aus George Berci (mit Frederick L. Greene): *The Scope of my Life*, Rochester, NY 2019. George Berci gewährte am 30. Oktober 2018 in einem Interview mit Agnes Hirschi und Charlotte Schallié im Cedars-Sinai Medical Center in Los Angeles weitere Einsichten.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Irena Braun Lefkovic



Irena Braun Lefkovic, Kfar Saba, Israel 2016

Kfar Saba, Israel

Geboren als Irén Braun am 27. August 1927 in Vel'ké
Kapusany (Tschechoslowakei; heute Slowakei).

«Ich gab den Versuch nicht auf, in die Vadász-Gasse 29 zu gelangen»

Mein Vater Moric Braun wanderte 1910 in die Vereinigten Staaten aus in der Hoffnung, dort sein Glück zu machen. Er diente in der US-Armee, erhielt die amerikanische Staatsbürgerschaft und kehrte 1924 in die Heimat zurück. Meine Mutter, Sarolta Breuer aus Tibava [heutige Slowakei], war zwanzig, als sie Moric kennenlernte und ihn heiratete. Ihre Familie wollte nicht, dass das junge Paar in die Vereinigten Staaten auswanderte.

So liessen sich meine Eltern in Vel'ké Kapusany nieder, wo 1925 meine Schwester Piri zur Welt kam. Ich wurde zwei Jahre später geboren und mein kleiner Bruder Vili (Viliam) sieben Jahre nach mir. Mein Vater besass ein Lebensmittel- und Haushaltswarengeschäft.

Mein Grossvater hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft. Sein legendäres Gewehr, altertümlich, aber regelmässig geputzt, hing an der Wohnzimmerwand, um uns an dieses historische Kapitel zu erinnern. Er war ein pflichtbewusster, ehrenhafter Mann, der Respekt einflösste und ein grosses Wissen besass. Er war gross, schlank und gut gekleidet. Zur Begrüssung küssten wir Enkelkinder ihm stets die Hand. Mein Grossvater war ein stolzer jüdischer Bürger der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Die glücklichsten Stunden meines Lebens verbrachte ich im Dorf Tibava im Vihorlatgebirge. Es war für mich eine spannende Abwechslung zu der flachen Landschaft um Vel'ké Kapusany. Die Natur und die einzigartigen Veränderungen in der Landschaft faszinierten mich, und ich entwickelte ein starkes, unwiderstehliches Bedürfnis, mich auf Papier auszu-drücken. Ich wusste, dass ich Zeichnen und Malen sowie Mode studieren wollte. 1943 wurde ich am Industriellen Designinstitut in Budapest (Bu-

dapesti) Székesfővárosi Kózségi Iparrajziskola) als «ausserordentliche» Studentin aufgenommen, da die laut dem Numerus clausus erlaubte Quote jüdischer Studenten bereits ausgeschöpft war. Es wurden ständig neue antijüdische Gesetze erlassen. Die persönliche Freiheit der Juden wurde tagtäglich mehr eingeschränkt. Am 31. März [1944] schloss ich mein erstes Jahr am Institut für angewandtes Modedesign ab. Das Schuljahr wurde wegen des herrschenden Kriegs auf gesetzliche Anordnung des Innenministeriums früher als gewöhnlich beendet. Ab April 1944 war ich gezwungen, den gelben Stern zu tragen, womit es mir nicht mehr möglich war, die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen. Unnötig zu erwähnen, dass ich während der Sommerferien nicht nach Hause konnte. Ich fühlte mich instinktiv in grosser Gefahr.

Da fiel mir eine kleine Anzeige auf. Eine Haushalthilfe wurde gesucht. Ich merkte mir die Adresse und rüstete mich mit falschen Ausweispapieren aus, die ich von meinen Freunden vom Bne Akiva – Jugendflügel der religiösen Organisation Misrachi –, dem ich mich 1942 angeschlossen hatte, bekommen hatte. Den gelben Stern nahm ich natürlich ab.

Die Dame des Hauses fragte mich, ob ich Brot kneten, backen und kochen könne. Ich bejahte, ohne mit der Wimper zu zucken, und suchte in meinem Gedächtnis verzweifelt nach Bildern meiner Grossmutter, die diese Tätigkeiten geschickt verrichtet hatte. Als wir uns geeinigt hatten und ich gehen wollte, ging die Tür auf und ein grosser, hochrangiger Offizier trat ein. Er schaute mich an und schrie: «Du bist Jüdin, was hast du hier zu suchen?» Ich nahm meine Beine in die Hand und rannte, was ich konnte. Er verfolgte mich nicht. War es mein Gesicht, das mich verraten hatte? War es meine Nase oder die Farbe meiner Augen (die blau waren)? War es mein unsicheres Auftreten? Wie sehr ich mich auch bemühte, ich wirkte immer noch unsicher.

Ich suchte ununterbrochen und mit schwindendem Erfolg nach einer Anstellung und einer Bleibe. Nichtjuden durften keine Juden einstellen, aufnehmen, verstecken oder beherbergen. Inzwischen war den Juden so

ziemlich alles per Gesetz verboten: Geld zu besitzen, Geld zu verdienen, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und wir durften uns nur noch in den verfallenen, überfüllten Häusern aufhalten, in denen wir für die spätere Deportation versammelt wurden. Auf der Strasse zu sein war zu gefährlich; nicht einmal die Luft zum Atmen war noch sicher. Ich wusste ganz einfach nicht mehr weiter.

«Auf welcher Seite war das Leben?»

Eines denkwürdigen Tages verbrachte ich den ganzen Nachmittag mit meinem Vater; er war auf der Suche nach Arbeit nach Budapest gekommen. Wenn ich daran zurückdenke, fällt mir alles wieder ein – es war noch immer Frühling, vermutlich Mai. Trotz des angenehmen Wetters war ich an jenem Tag mit schrecklichen Vorahnungen aufgewacht. Ich konnte meine Verzweiflung, an der Grenze zur Hysterie, nicht vor ihm verbergen. Mein Vater war damals ungefähr 58 Jahre alt. Er versuchte mich mit allen Mitteln zu beruhigen. Ich war nicht sicher, ob er wirklich an eine Zukunft glaubte, oder ob er es bloss meinetwegen vorgab. Ich brach in Weinen aus und konnte stundenlang nicht mehr damit aufhören. Es war um Pessach herum, und ich wusste, dass ich in den Osterferien nicht nach Hause konnte. Mädchen mit gelbem Stern durften keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. «Du wirst sehen, alles wird gut», versicherte mir mein Vater und strich mir über das Haar. Wie ist es möglich, dass mein stets so kluger Vater nicht sah oder nicht glaubte oder nicht sehen wollte, dass die Welt um uns herum in Flammen stand?

Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Die Front rückte immer näher. Budapest wurde von den Alliierten und später von den Russen bombardiert. Die Stadt lag im Dunkeln; der Strom war abgeschaltet, um den Feind zu täuschen. Das Schiessen und Bombardieren wurden immer intensiver. Ich war dankbar für jeden Tag, den ich überlebte. Die Angst vor dem nächsten Morgen war schier unerträglich.

Eines eiskalten und regnerischen Oktobertags, an dem ich nicht wusste, wohin mit mir, nicht wusste, wohin ich gehen und mich verstecken konnte, fand ich mich auf der Strasse wieder. Kein Jude durfte auf der Strasse sein, niemand äusser den Frauen zwischen 16 und 40, die den Befehl hatten, ins Kisok-Sportstadion zu gehen. Erst überlegte ich, meine Papiere zu fälschen und mein Aussehen zu ändern, damit ich jünger aussah, unter sechzehn. Würde das reichen?

Als ich so durch die Strassen irrte, stand ich plötzlich vor einem bekannten Haus: Ich klopfte an die Tür von entfernten Verwandten. Die Schwestern Nelly und Agi Kazmer und ihre Mutter waren noch immer dort. Sie gaben mir ein grosses Tuch und schickten mich weg. Dass sie mich nicht einmal ins Haus lassen wollten, hinterliess einen äusserst bitteren Geschmack in meinem Mund. Nachdem Frau Kazmer die Tür hinter mir wieder geschlossen hatte, legte ich mir das Tuch über den Kopf und setzte mich auf die Treppenstufen. Jahre später erzählte mir Nelly, welche Schuld sie seither mit sich getragen hatte, und dass sie diese Szene, wie ich noch lange, nachdem die Tür wieder zu war, mit dem Tuch über dem Kopf, um mich vor dem Regen zu schützen, auf ihren Stufen gesessen hatte, nie vergessen konnte.

Ich ging wieder auf die eisige, neblige Strasse mit ihren spähenden Patrouillen hinaus. Ich wurde angehalten und zum Kisok-Stadion geführt. Dort drängten sich Tausende von Frauen; in der ängstlichen Menge herrschte Geschrei, Gedränge und Rempeln. Ich zog mein Tuch über das Gesicht, um es vor dem Regen zu schützen, liess nur die Augen frei und wartete in der Schlange auf die Selektion. Ich hatte einfach keine andere Wahl. Kein Winkel und keine Ritze, die das Risiko eingehen wollten, mich aufzunehmen, um mein Leben zu retten. Wenn Frau Kazmer mich eingeholt hätte, hätte sie ihre ganze Familie in Gefahr gebracht; ich konnte es verstehen. Ich war mit meiner Kraft am Ende, ich liess es einfach geschehen.

«Die Mädchen hier lang, die verheirateten Frauen dorthin», tönte der Befehl.

Wohin nun? Auf welcher Seite war das Leben?

Ich beschloss, eine verheiratete Frau mit hässlichem Gesicht zu sein, das unter dem Tuch versteckt werden musste.

Nächster Befehl: «Hier lang die Frauen mit bis zu einem Kind, und dorthin die Frauen mit mehr als einem Kind.»

Was hatte ich zu verlieren, wenn ich den Müttern mit mehreren Kindern folgte? Während ich darüber nachdachte, sah ich, dass die «Mädchengruppen» in kleinen Einheiten mit bewaffneten Wächtern abmarschierten.

Dann ertönte der nächste Befehl: «Hier lang die gesunden Frauen, und hier lang die untauglichen!»

Ich sah die Gruppen der «Frauen mit bis zu einem Kind» nacheinander in geordneten Reihen verschwinden, von bewaffneten Pfeilkreuzlern eskortiert. Ich war noch immer dort. Langsam, hinkend, ging ich zur Gruppe der «untauglichen Frauen». Ich war Regen und Nebel dankbar, dem sich verdunkelnden, unbestechlichen, standhaften Himmel, der mich nicht verriet. Was konnten sie mit den untauglichen Frauen vorhaben?

«Hier lang die Frauen mit Tuberkulose, und dorthin – alle anderen», tönte der Befehl.

fetzt war ich mir sicher, wie das Spiel ging. Ich schloss mich der Gruppe mit Tuberkulose an.

In der Zwischenzeit waren die unter Bewachung abmarschierten Gruppen verschwunden, und ich fand mich selbst in der letzten kleinen Tuberkulosegruppe wieder. Erschöpft, aber immer noch stehend, bemerkte ich, dass nur noch wenige Wächter übrig waren und die zwei oder drei, die noch immer ihre konfusen Runden drehten, nicht wirklich Pläne mit uns hatten. Bald gingen sie nach Hause, und wir zerstreuten uns still und leise.

Ich bin noch heute verblüfft darüber, wie ich die ganze Zeit, Schritt für Schritt, das Richtige getan hatte. Diese taktischen Entscheidungen basierten ganz einfach auf meinem Bauchgefühl; es hat mir nicht nur einmal das Leben gerettet. Später habe ich gehört, dass die abgeführten Gruppen zu

Fuss an die österreichisch-ungarische Grenze marschieren mussten. Die Menschen wurden zu Tode schikaniert. Nur wenige überlebten.

Das Glashaus

Meine Freunde vom Bne Akiva, die ich jetzt nicht mehr oft sah, hatten mir von einem grossen Glaslagerhaus in der Vadász-Gasse 29 erzählt. Auf den Strassen dorthin fanden regelmässig Patrouillen statt. Die Polizei wusste offensichtlich ebenfalls Bescheid, dass sich an dieser Adresse eine zionistische Hochburg versteckte, und so wurden in den umliegenden Strassen alle angehalten, um ihre Ausweispapiere zu kontrollieren. Ich hatte mehrere Versuche unternommen, ins Glashaus in der Vadász-Gasse 29 zu gelangen. An einige dieser «Abenteuer» habe ich noch vage Erinnerungen.

Einmal war meine Tasche mit zwei verschiedenen Ausweisen gefüllt. Auf einem der beiden war mein Name von Braun Iren zu Branna Iren, meine Religionszugehörigkeit zu römisch-katholisch geändert worden. Wenn ich durchsucht worden wäre und man die beiden voneinander abweichenden Ausweise gefunden hätte, wäre ich auf der Stelle erschossen worden. An jenem Tag bekam ich kalte Füsse und rannte in meinen Unterschlupf zurück. Ein anderes Mal, als ich im Besitz eines einigermaßen echt aussehenden gefälschten Ausweises war und ihn vorzeigen wollte, interessierte sich der Polizist überhaupt nicht für meine Papiere. Er sagte zu mir: «Sie sind Jüdin! Mitkommen!» Ich wurde zur Polizeiwache eskortiert, wo viele weitere Unglückliche auf ihr Schicksal warteten. Zusammen mit den anderen wurde ich zwei oder drei Tage dort festgehalten, draussen in der Kälte, im Innenhof. Ich glaube, sie wussten nicht, was sie mit uns anfangen sollten. Vielleicht hat die Schweizer Gesandtschaft in Person von Carl Lutz interveniert, wie er es bei anderen Gelegenheiten tat. Carl Lutz wusste, dass in der Nähe des beschützten Glashauses Leute festgenommen wurden. Vielleicht war es auch ein anderes Wunder. Jedenfalls liessen sie uns frei.

Ich gab den Versuch nicht auf, in die Vadász-Gasse 29 zu gelangen. Ich hatte noch von anderen geschützten Häusern in Budapest gehört, aber ich

hatte das Gefühl, hier hätte ich die besten Chancen unterzukommen. Ich hatte natürlich ein paar Freunde vom Bne Akiva dort, und ich wusste, dass das Haus ein Zentrum für junge Zionisten geworden war, die beschlossen hatten, bis zum Schluss zu kämpfen, um so viele Leben wie möglich zu retten. Sie wollten einen Ort für die überlebenden Juden aufbauen, und ich wollte ihnen aus ganzem Herzen dabei helfen.

Inzwischen hatten die Pfeilkreuzler begonnen, auf Leute zu schießen, die vor dem Glashaus warteten, vor allem auf jene, die im Gedränge versehentlich vom Pflaster gestossen wurden und sich somit nicht mehr auf «geschütztem» Boden befanden. Irgendwann schaffte ich es bis zum Eingang und wurde von einem Chaver [Freund] aus der Menge über den Empfangstresen gehoben. Und drin war ich!

Eine unfassbare Erleichterung!

Ich traf zwei Mädchen, die ich aus meiner Heimatstadt Nagykapos [Ungarisch für Vel'ké Kapusany] kannte; eine von ihnen war Chaja Klein, etwas älter als ich. Chaja und das andere Mädchen stellten die Verbindung zwischen der Jewish Agency, dem Roten Kreuz und den geschützten Häusern her. Sie bekamen Wasserstoffperoxid, um sich die Haare zu bleichen, Makeup, um sich ein arisches Aussehen zu geben, etwas Geld für Ausgaben und falsche Papiere, die sie als Christen auswiesen. Sie vollführten wahrhaft heldenhafte Gänge hin und her zwischen den diversen Orten, brachten Essen und Medikamente. Es gab noch viele andere Heldinnen und Helden in dem Haus, darunter viele Mitglieder des jüdischen Untergrunds; sie kümmerten sich nicht nur um Essen, Medizin und Flugblätter, sondern verteilten auch Schutzbriefe und falsche Dokumente.

Die Mitglieder des jüdischen Untergrunds waren wie eine Armee organisiert. Die Befehle wurden von unseren klugen Leitungsmitgliedern erteilt. Die meisten waren Studierende aus Ungvár, Munkács und aus der Gegend meiner Heimatstadt. Ich kannte viele von ihnen. Ich wollte mit-helfen und wurde damit beauftragt, im Glashaus, wo inzwischen ungefähr

3'000 Menschen lebten, die Medikamente auszugeben. Aufgrund der Erfahrungen der letzten paar Monate war ich körperlich ziemlich am Ende und in einem Schockzustand.

Im Glashaus war kein einziger Platz mehr frei. Das Lager war mit Regalen ausgestattet, in denen früher die Glasscheiben aufbewahrt wurden. Wir mussten uns zwischen zwei Fächer schieben, die für die Glasscheiben bestimmt waren, und unser Bett dort einrichten. Dass wir dünn waren, war eindeutig von Vorteil. Jeder hatte gerade eine Rückenbreite Platz. Wenn wir uns umdrehten, mussten sich andere mitdrehen. Ich lebte etwa über zwei Monate dort, von rationierten Bohnen und Wasser.

Unsere Tage waren auszuhalten und auch nicht nur langweilig. Wir versuchten, durch die Dachritzen etwas frische Luft zu bekommen, und wärmten uns gegenseitig, denn es war ein schrecklich kalter Winter. Gegen Ende meines Aufenthalts dort war meine Hauptsorge, meine Habseligkeiten zu bewachen – ein Beutel mit einem Bleistift, einem Kamm und einer Unterhose. Es muss ein paar Vorträge gegeben haben und Versuche, Hebräisch zu unterrichten und zu lernen, aber das war nicht sehr koordiniert. Mein Nachbarbett war von einem Mädchen mit sehr schönen, langen schwarzen Haaren besetzt. Staunend beobachtete ich, wie die Flöhe zwischen den Strähnen auf und ab krabbelten.

In Budapest wurden ungefähr 50 Heime allein für Waisenkinder eröffnet. Das Projekt wurde unter dem Namen des Roten Kreuzes durchgeführt und von «neutralen Staaten» unterstützt. Ohne Zweifel war auch Carl Lutz involviert.

Allen Widrigkeiten zum Trotz war im Glashaus eine starke Untergrundbewegung aktiv mit dem Ziel, Leben zu retten. Die führenden Rollen hatten die zionistische Gruppe Haschomer Hazair und andere bewaffnete, illegale Organisationen inne – zum Beispiel Bne Akiva.

Einer meiner Helden aus einer dieser Gruppen war Pinchas Rosenbaum [Pini], der aus einem Lager geflüchtet war; er sprach perfekt Deutsch. Er beschrieb uns die Gaskammern und den Geruch von verbrennendem menschlichem Fleisch. Er war in den Besitz einer SS-Uniform ge-

langt, und damit hielt er einen LKW voller Juden auf dem Weg in ein Vernichtungslager an. Er verlangte, dass man ihm den LKW überlasse, indem er einen gefälschten «offenen Befehl» vorzeigte. Dann fuhr er den LKW an einen bewaldeten Platz und wies die zitternden Insassen an, auszusteigen und so schnell wie möglich in alle Richtungen davonzurennen. Es gefiel ihm, sich zu verkleiden, und er rettete durch seinen grenzenlosen Mut und seine schöpferische Einbildungskraft viele Menschenleben.

Manche Unglückliche wurden ans Ufer der Donau gebracht. Die ungarischen Henker [Pfeilkreuzler-Milizionäre] banden zwei Menschen zusammen oder, noch einfacher, liessen sie einander festhalten und eng beieinanderstehen; so sparten sie Kugeln, indem sie zwei Menschen mit einem Schuss töteten. Die erschossenen Körper fielen in den Fluss oder wurden, damit sie auch ganz sicher nicht mehr zurückkamen, ins Wasser geworfen.

Nicht einmal die Schuhe der Toten, die am Flussufer zurückblieben, erhoben Protest.

An einem denkwürdigen letzten Dezembertag hielt ich mich auf dem Dachboden des Glashauses versteckt, als plötzlich Pfeilkreuzler aus der Vorstadt über das Dach ins Gebäude eindrangen. Sie trieben die Leute zusammen, stiessen uns hinunter, aus dem Gebäude und liessen uns in Gruppen aufgestellt in der eisigen Kälte warten. Dann traf die fünfte Division der Stadtpolizei ein. Es folgte eine Schiesserei; ich hörte die Schüsse, ein paar Leute wurden auf der Stelle erschossen, und dann, nach einigem Hin und Her, wurde meine Gruppe freigelassen und ich kletterte schleunigst in mein Versteck zurück.

Später fand ich heraus, dass Carl Lutz diese ungewöhnlich friedliche Einheit der Stadtpolizei angerufen und um ihr Eingreifen gebeten hatte. Wir hätten an die Donau gebracht, erschossen und hineingeworfen werden sollen, doch die Stadtpolizei, die sich mit dem internationalen Recht auskannte, hatte offenbar mehr Macht und setzte sich in der Auseinandersetzung mit den Pfeilkreuzlern durch. Sie machten diplomatische Regeln

geltend, und es gelang ihnen, die Miliz wegzuschicken. Diejenigen, die bereits auf der Strasse gewesen waren, rannten schnell zurück, um wieder mit den Brettern zu verschmelzen. Am nächsten Morgen wurde Arthur Weiss, der in einem der Flügel wohnte, zu dem wir keinen Zutritt hatten, unter irgendeinem Vorwand von einem Pfeilkreuzler aus dem Haus gelockt, und niemand hat ihn je wiedergesehen.

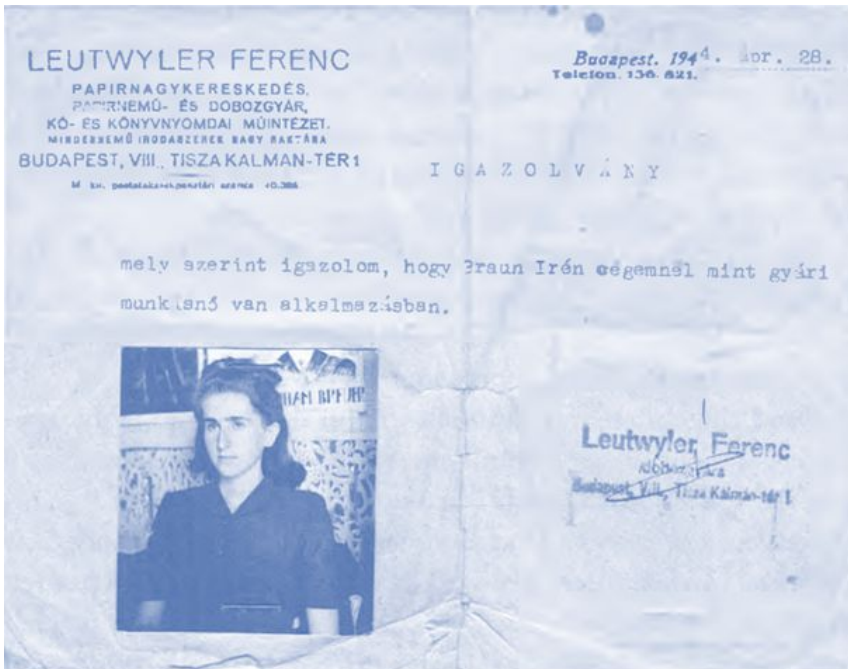
Während dieser letzten Kriegstage hielt ich mich im Glashaus versteckt und sprach jeden Tag mit Freunden und Bekannten, die wegen dringender Erledigungen das Haus verlassen mussten. Sie sahen mit eigenen Augen, was vor sich ging. Ein paar wenige Glückliche wie ich konnten bis zur Befreiung versteckt bleiben.

«Mit dem einzigen, was mir geblieben war – meinem Leben»

Am 18. Januar 1945 nahmen Einheiten der russischen Armee Pest ein, und wir waren frei. Für uns war der Krieg zu Ende. Die Grenze zwischen Pest und Buda blieb noch ein paar Monate bestehen. Über die Donau war keine einzige Brücke mehr zu sehen.

Vorsichtig begannen wir, unsere tauben Knochen zu rühren, Staub und Glassplitter abzuschütteln. Mit einem herzlichen Dankeschön verabschiedeten wir uns von den Regalbrettern und Glasscheiben, von unserer Festung, die uns das Leben gerettet hatte, und wagten es, unsere verängstigten und neugierigen Gesichter auf der Strasse zu zeigen, erst in der Vadász-Gasse, dann trauten wir uns ein Stück weiter vor.

Auf der Strasse lagen tote Pferde, auf Eisflächen, die ich an meinen Fusssohlen spüren konnte. Etwas später sah ich jemanden, der einen Kadaver ausnahm. Ich ging weiter, froh, Tageslicht zu sehen. Ich sah zerbombte, brennende Häuser; der Stadtteil Pest war in dicken Rauch gehüllt. Die schwelenden Strassen waren mit Leichen übersät. Keine Schüsse in Hörweite. Auf dem Klauzäl-Platz sah ich einen Berg von bestimmt tausend Leichen, die um ein Begräbnis bettelten. Der Anblick der Stadt an jenem Tag hat ein tiefes Loch in meine Seele gegraben. Wir hatten zwar hin und wieder ein paar Informationen und auch anschauliche Beschrei-



Mit diesem Dokument – ausgestellt am 28. April 1944 von der Ferenc Leutwyler-Papiergrosshandlung in Budapest – bestätigt Geschäftsinhaber Ferenc Leutwyler, dass Irén Braun in seinem Betrieb als Fabrikangestellte beschäftigt ist.

bungen bekommen, aber das Ausmass der Zerstörung plötzlich mit eigenen Augen zu sehen, war schlicht überwältigend.

In Pest fingen fast auf der Stelle die Plünderungen an. Es wurde in Läden eingebrochen (vor allem die Lebensmittel- und Textiläden waren sofort leer), Fenster wurden eingeschlagen, Türen zertrümmert. Das Wort «stehlen» verschwand aus der gesprochenen Sprache, wurde durch «auf-treiben» oder «organisieren» ersetzt. Für einen Goldring erhielt man auf dem Schwarzmarkt ein Stück Margarine, das eine ganze Familie ein, zwei Tage lang am Leben erhalten konnte.

Mir fiel auf, dass in keinen einzigen Buchladen eingebrochen worden war. Wer brauchte «Kultur»?

Wir waren unterernährt, mit offenen Wunden übersät, die nicht heilen wollten, voller Nissen, Flöhe, Läuse, Krätze, Schleim und weiss Gott was, völlig ausgehungert. Wir hatten uns monatelang nicht waschen können, die Kleider wechseln, unsere Beschwerden behandeln, und unsere Haut blutete an den juckenden Stellen, die wir am ganzen Körper hatten, weil wir uns kratzten.

Ich versuchte, mich zurechtzufinden und in Erfahrung zu bringen, was ich mit meiner neugewonnenen Freiheit anfangen sollte. Ich brauchte einen Plan, was ich mit dem Einzigen, was mir geblieben war, tun sollte – meinem Leben.

Das Dringendste war für mich wie für die anderen, herauszufinden, was aus unseren Familien geworden war. Eine zwanghafte Hoffnung trieb mich, nach Freunden, Verwandten oder irgendjemandem aus unserem Dorf zu suchen, der mit mir etwas über das Schicksal von Schwester, Bruder, Eltern, Verwandten und Freunden sagen konnte. Ich hatte zwar von den Gaskammern gehört – ich hatte gehört, meine Familie sei abgeführt worden –, aber ich konnte nicht glauben, was ich gehört hatte. Ich weigerte mich, es zu glauben. Mein Verdacht durfte einfach nicht wahr sein, und so lief ich weiterhin durch die Strassen in der Hoffnung, ein vertrautes Gesicht zu sehen – meine Schwester vielleicht. Ich trug die Gesichter meiner Familienmitglieder wie ein imaginäres Banner vor mir her und beging mehrere Fauxpas, indem ich mich auf Fremde stürzte und sie umarmte. Ich war fest überzeugt, dass hinter der nächsten Strassenbiegung jemand auftauchen würde. Ich war so allein.

Es gab keine konkreten Nachrichten. Da es die Hoffnung war, die mich am Leben hielt, wollte ich sie nicht loslassen. Etwas anderes hatte ich nicht. Ich wurde ungeduldig, genauso wie die Menschenmenge, die sich mit mir vor dem jüdischen Informationszentrum in der Sip-Gasse 12 herumdrückte, aber dort wussten sie auch nicht mehr. Nach Hause zu gehen, um Bescheid zu wissen, war ausgeschlossen, da keine Züge und Busse mehr fahren. Als junges Mädchen war es ausserdem unvorstellbar gefährlich. Ich hätte nicht die geringste Chance gehabt, heil anzukommen.

In der Zwischenzeit führte sich die russische Armee, die uns befreite, indem sie das Territorium für sich selbst sicherte, ziemlich autoritär und gewalttätig – sogar brutal – auf. Das war nicht anders zu erwarten, da sie Sieger über ein Land waren, das den Krieg verloren hatte. Ich hörte von viel Gewalt und zahlreichen Vergewaltigungen. Wir Mädchen benutzten Kohle, Ton und Erde als Makeup, um hässlich, pickelig, krank und verwundet auszusehen, wenn es keinen anderen Ausweg gab und wir auf die Strasse mussten. Da wir eine Gruppe waren und ich nicht auf mich allein gestellt war, musste ich nicht jeden Tag aus dem Haus. Auch andere Sachen wurden geteilt: zum Beispiel das Erste-Hilfe-Material und davon vor allem die Verbände, die junge Mädchen für ihre «Verhässlichung» brauchten. Unsere Jungen waren sehr beschützerisch und fühlten sich für unsere Sicherheit verantwortlich. Schliesslich fanden wir in einem verlassenen Haus in der Vorstadt von Pest Unterschlupf.

Emotionale Erste Hilfe

Das erste gemeinsame Ziel unserer Gruppe war, alle Waisenkinder, die wir finden konnten, einzusammeln und ihnen psychologische Erste Hilfe zu leisten. Jüdische Kinder, die sich in Frauenklöstern, Waisenhäusern oder an anderen Orten versteckten, wurden in Obhut genommen. Von den christlichen Kindern waren nicht so viele in Not, und diese hatten weitverzweigte Familien vor Ort, die sich um sie kümmern konnten. Unsere Aufgabe war, Nahrung und Unterkunft für uns selbst und die Waisenkinder zu finden. Es kam vor, dass eine jüdische Mutter mit ihrem Kind überlebt hatte, jedoch dem Tod so nah oder in einem solch entsetzlichen Zustand war, dass sie uns anflehte, ihr Kind zu uns zu nehmen.

Unsere älteren Jungen hatten in jeglicher Hinsicht mehr Erfahrung, sie sprachen Hebräisch, Englisch, Russisch oder Ukrainisch und noch weitere Sprachen; sie standen mit ausländischen Hilfsorganisationen in Kontakt und wurden zu unseren kompetenten Chefs. Ich erinnere mich,

wie wir unser erstes Überlebenspaket von der UNRRA⁶¹ – das erste von vielen anderen – mit unserer Gruppe teilten: Schinken, Margarine, getrocknetes Brot! Wir hatten solchen Hunger, und vor allem wussten sie, dass es uns gab!

Die Zahl der Gruppen wuchs, da immer mehr jüdische Jugendliche sich getrauten, aus ihren Verstecken zu kommen. Heute weiss ich, dass die zionistischen Jugendgruppen sich insgesamt um ungefähr 6000 Kinder gekümmert haben. Unnötig zu sagen, dass ich mich wie ein kleiner Soldat fühlte: Ich nahm eifrig Aufträge entgegen, hatte ein echtes Ziel und war höchst diszipliniert, führte wie andere Chavers Befehle von oben aus. Ich hatte das Gefühl, etwas Wichtiges zu tun. Die Leiter wiederum nahmen Anweisungen und etwas Geld von weiter oben und aus dem Ausland entgegen.

Abends lernte ich weiter Hebräisch und brachte es tagsüber den Waisenkindern bei. Wir lernten die hebräische Sprache durch Kinderlieder und bereiteten uns geistig auf jede mögliche Arbeit vor, die getan werden musste, wenn wir einmal in Palästina wären.

Ich fand später heraus, dass die Juden unseres Dorfes so wie anderswo in die örtliche Synagoge geführt oder gezerrt und dort ohne Wasser oder Nahrung eingesperrt wurden, nachdem man ihnen Geld und Wertsachen geraubt hatte. Dort mussten sie warten, bis sie in Ziegeleien um Uschhorod konzentriert wurden. Hier warteten sie wieder wochenlang auf den Abtransport nach Auschwitz.

Meine Mutter war vierzig Jahre alt, meine Schwester neunzehn und mein kleiner Bruder Vili erst zehn. Ein Augenzeuge berichtete, dass meine Mutter und mein Bruder bei der ersten Selektionsprozedur nach links geschickt wurden, direkt in die Gaskammer. Meine Schwester Piri wurde nach ein paar Wochen oder Monaten im Lager von einer grassierenden Scharlachfieberepidemie befallen und zusammen mit den anderen Infiizierten auf der Stelle ermordet.

Kurz bevor sie nach Auschwitz deportiert wurde, hatte meine Schwester Piri in Uschhorod ihren Abschluss am Wirtschaftsgymnasium ge-

⁶¹ United Nations Relief and Rehabilitation Administration (Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen).

macht. Sie hatte keine Zeit gehabt, nach Hause zu gehen und ihrer Mutter das Abschlusszeugnis mit der Bestnote in sämtlichen Fächern zu zeigen. Sie wurde vom Gymnasium direkt in die Ziegelei geführt, wo sie nach ein paar Wochen des Wartens mit den anderen in Viehwaggons nach Auschwitz transportiert wurde. Meine Schwester konnte ihre Immatrikulationsbescheinigung, zusammengefaltet in einem Schuh versteckt, ins Lager einschmuggeln. Ich würde gern glauben, dass sie unsere liebe Mutter in der Ziegelei getroffen hat und ihr das Attest, das sie als beste Schülerin des Gymnasiums auswies, zeigen konnte, aber ich bin nicht sicher.

So viel zu dieser kleinen Anekdote aus dem Europa des zwanzigsten Jahrhunderts.

Kleine Soldaten

Die Gefahr war mit der Befreiung nicht über Nacht verschwunden; es entstanden neue Arten der Bedrohung. Die Tuberkulose breitete sich aus. Wir waren von Wunden verseucht, die nicht heilten, hatten Krätze, Nissen, Läuse, Flöhen, Durchfall – der meist tödlich war. Eine gute Mahlzeit reichte, um den ausgedörrten Magen zu zerreißen, sodass man verblutete. Wenn jemand diese Zeit dank einer hervorragenden Immunität überlebte, dann begann das Gewissen zu nagen und zu quälen: Wie habe ich es verdient, am Leben zu bleiben? Was ist der Sinn des Lebens? Werden wir nicht zu unserem eigenen Feind werden? Viele von uns müssen solch düstere Gedanken gehegt haben.

Wie auch dies immer entschieden worden war, der Neubeginn des Lebens war höllisch schwer. Wer Familie im Ausland hatte und wenigstens einen Einladungsbrief oder ein Affidavit vorweisen konnte, packte die Gelegenheit und verschwand so weit westwärts wie möglich, weg aus Zentraleuropa.

Ich hatte grosses Glück, dass ich dem Bne Akiva angehörte. Meine Loyalität war seit den Glashaustagen unerschütterlich. Wir hatten alle mit ähnlichen Dilemmas zu kämpfen, und die meisten von uns waren die einzigen Überlebenden unserer nächsten Familien, wir hatten nur noch ein-

ander. Wir hielten zusammen, mit unseren gemeinsamen Interessen, unserer gemeinsamen Vergangenheit, und wir schmiedeten gemeinsame Zukunftspläne. Jeder kleine Soldat von uns wurde ein grosser Soldat, eifrig, die Anweisungen entgegenzunehmen und auszuführen. Ossy und Ocsi Auszender, zwei Brüder aus Uschhorod, wurden unsere Chefs. Sie waren selbstsicher, klug, talentiert und wie gemacht dafür, schwierige Situationen zu bewältigen. Sie setzten sich mit der Bne Akiva-Organisation im Ausland in Verbindung und packten die grössten Schwierigkeiten im Zusammenhang mit unserem Plan an: Alija nach Palästina, das unter dem feindseligen britischen Mandat stand. Wir waren zu jenem Zeitpunkt in unserer Gruppe zwischen zehn und fünfzehn Mitglieder. Es gab noch mehrere andere Gruppen, die alle auf unterschiedliche Weise dasselbe Ziel hatten: Palästina.

Schliesslich bekamen wir die Anweisung, von Pest aus Richtung Süden zu gehen. Wir hatten nur noch Fetzen am Leib, und die Angst stand uns ins Gesicht geschrieben. Von den grossen Distanzen, die wir zurücklegten, wurden wir noch schmutziger. Es gab keinen Bus, keinen Zug, kein Auto, also marschierten wir zu Fuss Richtung Schwarzes Meer, zum Hafen, von dem aus Schiffe nach Palästina abfuhrten. Wir mussten die Front im Auge behalten, vorsichtig vorangehen und mit den Organisatoren in Kontakt bleiben. Bei längeren Zwischenhalten verrichteten wir Gelegenheitsarbeiten, um uns Essen kaufen zu können. Einmal vor Ort, dachten wir, würden wir mehr Chancen haben, für die restliche Strecke auf ein Boot oder Schiff zu gelangen.

Dann und wann trafen wir unterwegs Leute, die uns fragten, wer wir seien. Ein russischer Soldat auf einem Pferd hielt uns an und fragte: «Sajn jidden?» Es hat uns vor Überraschung die Sprache verschlagen – Jiddisch zu hören aus dem Mund dieses hünenhaften Russen, der den Kopf in den Himmel streckte. Im Gegensatz zu ihm liessen wir unsere Schultern hängen, hatten den Kopf schwer vor Sorgen zu Boden gerichtet. Darum hatte er uns identifiziert. Der Russe stellte uns ein paar weitere Fragen und ritt

weiter. Zur Feier des Ereignisses legten wir einen kleinen Zwischenhalt ein. Dann setzten wir unseren Weg fort. Ich hatte keine Ahnung, dass es viele, vielleicht sogar hunderte solcher Gruppen gab, die wie wir durch verschiedene Länder hindurch, in verschiedenen Etappen der Reise, auf dem Weg nach Palästina waren.

Unser Leben in den rumänischen Dörfern und Städten, wo wir auf ein Flüchtlingschiff oder einen Platz auf einem Boot warteten, nahm bald ein Ende. Irgendwann hatten die rumänischen Behörden genug von uns und teilten uns mit, wir seien in Rumänien «unerwünschte Elemente» und hätten das Land so schnell wie möglich zu verlassen. Bestürzt mussten wir umdrehen und nach fast eineinhalb Jahren des Herumirrens nach Budapest zurückkehren. Der Rückweg ging natürlich viel schneller; inzwischen fuhren auf der Strasse ein paar Lastwagen, die anhielten und uns ein Stück mitnahmen. Wir liefen, nahmen Busse, Züge, was immer wir uns leisten konnten. Die Ankunft verlief ungeordnet, voller Düsterei und Enttäuschung. Ich war am Boden zerstört.

In Budapest löste sich unsere Gruppe im frühen Morgennebel auf. Nun war jede und jeder von uns, hinter der Fassade der persönlichen Düsternis unseres sorgenschweren Lebens, für sein oder ihr eigenes, individuelles Morgen verantwortlich.

«Kann man Heimweh haben, wenn man kein Zuhause hat?»

Zusammen mit zwei Jungen vom Bne Akiva (Chaja Kleins Brüder) bestieg ich den Zug heim nach Vel'ké Kapusany. Es muss im Juni oder Juli 1946 gewesen sein. In der Nacht schlichen wir uns zu dritt illegal über die Grenze von Ungarn in die Tschechoslowakei. Meine Tante Piroshka empfing mich. Ihr Bruder Vilo und ihr einziger überlebender Sohn, Vali, lebten im Haus der Familie. Ihr Mann Herman und fünf Kinder, Ilu, Jankus, Margo, Babcsu und der kleine Heko (Herschi) waren nicht mehr da. Sie waren alle nach ihrer ersten guten Mahlzeit an Typhus oder an Entkräftung gestorben.

Ich war neugierig zu erfahren, wie die Einheimischen die Rückkehrenden unmittelbar nach der Befreiung aufgenommen hatten.

Ich hatte alle möglichen Geschichten gehört – sogar von Morden – aber doch bestimmt nicht in Vel'ké Kapusany. Ich fragte Piroshka, aber bekam zur Antwort nur einen entsetzten Blick und wurde weggeschickt. Die Dorfbewohner hatten sich an Plünderungen und Raub beteiligt und den Besitz und das persönliche Eigentum der Deportierten unter sich aufgeteilt. Mit einer oder zwei Ausnahmen halfen sie den Rückkehrenden nicht. Wir wurden nicht vermisst. Wir wurden nicht einmal betrauert.

Kann man Heimweh haben, wenn man kein Zuhause hat? Welches waren die entscheidenden Parameter, die das Schicksal eines Menschen bestimmten? Ich wusste nicht sehr viel, und in mir brannten viele Fragen. Ich spürte, dass ich in vielerlei Hinsicht wachsen und vorankommen musste.

In diesem Sommer lernte ich jemanden kennen – Ignac Lefkovic –, den ich schon vage aus dem Dorf kannte. Ignac' Vater Izidor, seine Mutter Sara, sein Bruder Maxi und seine Schwester Hon (mit Mann und zwei Kindern, aus Sobrance) waren alle vergast worden – in Auschwitz ermordet. Wir hatten einen beruhigenden und besänftigenden Einfluss aufeinander, und unsere Beziehung erblühte und dauerte das ganze Leben.

Am 31. Mai 1950 brachte Irena ihre Tochter Vera zur Welt, am 20. Juni 1955 wurde ihr Sohn Tibor geboren. Bis 1974 unterrichtete Irena Mathematik und Kunst (siebtes bis zehntes Schuljahr). Als 1990 ihr Mann Ignac starb, konzentrierte sich Irena intensiver auf ihre Karriere als Malerin. Ihre Landschaftsbilder wurden in Frankreich, Israel, in der Slowakei, in Grossbritannien und in den Vereinigten Staaten ausgestellt. 2002 zog Irena nach Israel.

Dieser Bericht besteht aus gekürzten und überarbeiteten Auszügen aus Irena Braun Lefkovic's unveröffentlichtem Manuskript «Irena's Accounts». Alle Rechte liegen bei Vera Donovan.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Agnes Hirschi



Agnes Hirschi, Münchenbuchsee, Schweiz 2018

Münchenbuchsee, Schweiz

Geboren am 3. Januar 1938 als Agi Elizabeth Grausz in London.

«Der englische Pass veränderte mein Leben»

Dass ich das Glück hatte, den Holocaust in Budapest zu überleben und später in der Schweiz aufzuwachsen, habe ich Carl Lutz zu verdanken. Meine Mutter und ich waren jedoch ein Sonderfall.

Bis Mitte März 1944 führte die gutbürgerliche Mittelschicht – Juden und Nichtjuden – in Budapest, zu der auch meine engere Familie gehörte, ein ziemlich normales Leben. Ein Jahr zuvor hatte Hitler bereits den hohen Lebensstandard in Ungarn kritisiert. Im reichen Agrarland war weiterhin genug Nahrung vorhanden und das Alltagsleben verlief für viele Menschen in verhältnismässig geordneten Bahnen. Auch die ungarischen Juden wiegten sich in Sicherheit. Sie hatten als Soldaten im Ersten Weltkrieg für ihr Land gekämpft. Sie waren überzeugt, als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft akzeptiert zu sein.

Das sollte sich am 19. März 1944 schlagartig ändern. An diesem Tag, es war ein Sonntag, sind die Nazis in Budapest einmarschiert. Sie stiessen auf keinen Widerstand. Ein Vormittag hatte genügt, um Ungarn zu besetzen, denn überall lauerten Verräter. Für die Juden hatte der Einmarsch verheerende Folgen. Abertausende von Menschen wurden innert weniger Tage arbeitslos und geächtet, weil sie jüdischen Glaubens waren.

Rigore anti-jüdische Gesetze traten in Kraft: Die Juden mussten den gelben Stern tragen, durften nur noch zu bestimmten Zeiten einkaufen, durften keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen und ihre Besitztümer wurden mehrheitlich beschlagnahmt. Die Heirat zwischen Juden und Arieren wurde verboten, an die Spitze jüdischer Betriebe wurden Christen gesetzt und christlichen Dienstmädchen war es nicht länger erlaubt, in jüdischen Familien zu arbeiten.

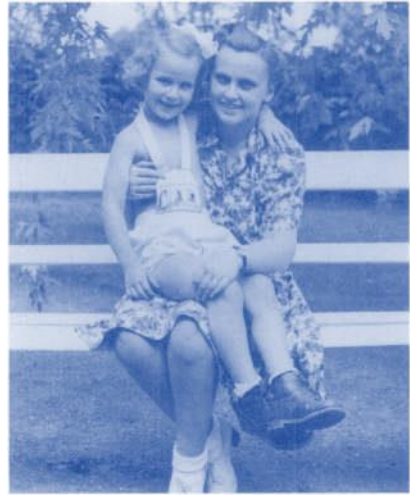
Mein Vater, Sándor Grausz, war ein Geschäftsmann. Er hatte im v. Bezirk, in der Nähe des Parlamentsgebäudes, eine herrschaftliche Sechszim-

mer-Wohnung gemietet. Es waren grosse hohe Räume, den grössten nannten wir «Rittersaal». In der eleganten Bibliothek aus dunklem Mahagoniholz, deren Regale mit Tausenden von Lederbänden gefüllt waren und die im hinteren Teil der Wohnung lag, war das Büro meines Vaters untergebracht. Er war selbstständiger Getreidemakler und tätigte auch Geschäfte an der Börse. Zwei grosse Schreibtische standen in seinem Büro. Einer für ihn und einer für seinen Mitarbeiter Imre Kranzier. Nachts führte er lange Auslandsgespräche mit seinen Geschäftspartnern und brüllte mit seiner kräftigen Stimme ins Telefon, so dass man ihn trotz der guten Isolation bis in die Wohnräume hörte. (Dieses Telefonbrüllen hat sich mir so eingepägt, dass ich noch heute am Telefon extrem laut spreche.)

Unsere Wohnung lag nur wenige Gehminuten vom Gebäude der früheren Amerikanischen Gesandtschaft am Freiheitsplatz entfernt, wo sich das Büro von Vizekonsul Carl Lutz in der Abteilung für «Fremde Interessen» der Schweizer Gesandtschaft befand. Die Vadász-Gasse mit dem sogenannten Glashaus war nur wenige Schritte vom herrschaftlichen Mietshaus an der Bathory-Strasse entfernt. Wenn man sich aus dem Fenster lehnte, konnte man das Glashaus sehen. Es war ein eindrucksvolles Gebäude, errichtet in den 30er-Jahren im Bauhausstil. Die weisse Glasfassade mutete sehr modern an. Fast täglich, wenn ich mit meiner Mutter zum nahegelegenen Markt an der Hold-Gasse zum Einkauf ging, kamen wir am Glashaus vorbei.

Nach der deutschen Invasion am 19. März 1944 war es gefährlich geworden, auf die Strasse zu gehen. Meine Eltern verliessen das Haus deshalb so wenig wie möglich. Ich durfte nicht mehr in den nahegelegenen Park gehen, sondern spielte im grossen Innenhof mit den anderen Kindern aus der Nachbarschaft.

Auf den Strassen lauerten deutsche Soldaten, Polizisten und Pfeilkreuzler. Man riskierte, angehalten zu werden; immer wieder musste man die Papiere vorweisen. War etwas nicht in Ordnung, wurde man auf den Polizeiposten gebracht – gelegentlich auch erschossen. Deshalb hatten



meine Eltern beschlossen, mich für einige Wochen zu Bekannten aufs Land zu schicken. Ich hatte nichts dagegen, denn das versprach Abwechslung und mehr Freiheit. Unser Kindermädchen Mimi war Christin und stammte aus Debrecen. Sie sollte mich zu ihrer Familie mitnehmen. Doch bereits nach wenigen Tagen zeigte sich, dass ich auf dem Land auch nicht in Sicherheit war. Als meine Eltern erfuhren, dass dort Vorbereitungen für die Deportationen getroffen wurden, benachrichtigten sie Mimi, sie solle mich bald wieder nach Budapest zurückbringen.

Je ernster die Lage wurde, desto häufiger zogen sich meine Eltern zu vertraulichen Gesprächen ins Schlafzimmer zurück. «Nicht vor dem Kind», hiess es dann. Sie sagten es auf Deutsch, was ich damals nicht verstand. Es gab nur ein Thema: «Wie können wir überleben? Wie soll es mit unserer Familie weitergehen?» Ich war in London/ Hendon zur Welt gekommen und deshalb als britische Staatsbürgerin und als Angehörige einer «feindlichen Macht» gefährdet, deportiert zu werden. Meine Eltern waren nicht praktizierende Juden und betrachteten sich als voll integriert,

Carl Lutz mit Agi und Tomi, dem Sohn
des Chauffeurs, im Garten der
Lutz-Residenz in Buda, Ungarn 1944

Agi und ihre Mutter Magda im Garten
der Lutz Residenz in Buda, Ungarn 1944

Carl Lutz, Magda und Agi, Bern,
Schweiz 1949



hatte doch mein Vater im Ersten Weltkrieg für sein Vaterland gekämpft. Wohl war in meiner Geburtsurkunde als Religion «Anglikanerin» eingetragen, aber darauf war kein Verlass. Nicht auszudenken, wenn man mich abgeholt und von meiner Familie getrennt hätte.

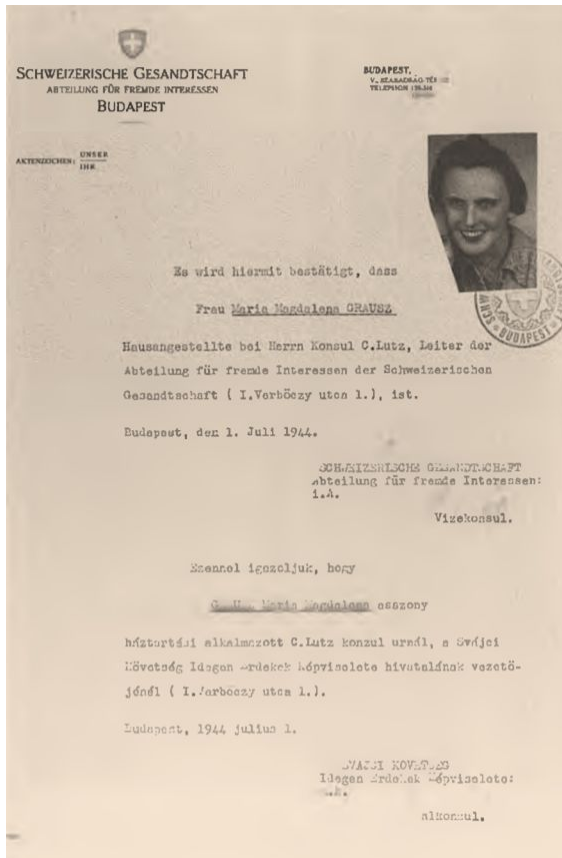
Deshalb beschlossen meine Eltern, den Schweizer Vizekonsul Carl Lutz um Hilfe zu bitten. Er leitete die Abteilung «Fremde Interessen der Schweizer Gesandtschaft» in Budapest und vertrat die Interessen von zwölf kriegführenden Ländern, darunter auch Grossbritannien. Er war die Ansprechperson für eine britische Staatsbürgerin. Eines Morgens, im Mai 1944, machten wir uns auf den Weg zur nahegelegenen Schweizer Gesandtschaft. Meine Mutter hatte sich besonders hübsch angezogen – in meinem Haar prangte eine grosse rosarote Masche. Nach einigem Warten gelang es uns, bis zum Büro von Carl Lutz vorzudringen. Ein grosser ernster Mann hinter einem riesigen Schreibtisch empfing uns. Es war «Konsul Lutz», wie er in Budapest von den Hilfesuchenden genannt wurde, – und er lächelte. Meine Mutter – damals 33 Jahre alt, eine bildhübsche Ungarin –, und das sechsjährige Mädchen mit den blonden Locken, gefielen dem

ernsten Mann, der keine eigenen Kinder hatte. Meine Mutter brachte auf Deutsch ihr Anliegen vor: Sie bat um Schutz für das Kind, das Engländerin war. Lutz überlegte und sagte, wir sollten in einigen Tagen wiederkommen.

Bei unserem nächsten Besuch eröffnete uns Lutz, dem meine hübsche Mutter ausnehmend gut gefiel, dass er für uns mehr tun wolle. Meine Mutter könne als Hausdame in seiner Residenz in Buda arbeiten und in die kleine Diensthofwohnung ziehen. Er habe es mit seiner Frau Gertrud so besprochen. Mutter überlegte nicht lange. Das war eine grosse Chance für uns, eine Lösung, die auch mein Vater befürwortete. «Dann seid ihr in Sicherheit», meinte er. Ende Juni zogen wir in die kleine Wohnung im Hof der Residenz der Lutz-Familie ein und blieben bis Kriegsende dort. Meine Mutter tat ihre Arbeit und ich fand in Tomi, dem Sohn des Chauffeurs von Lutz, einen Spielkameraden. Tomi war vier Jahre alt, zwei Jahre jünger als ich und machte alles mit, was ich ihm vorschlug. Im grossen Haus mit den 50 Zimmern gab es für uns Kinder viele Möglichkeiten, herumzutollen.

So ging es bis Mitte Oktober. Nach dem Putsch der Pfeilkreuzler wurde die Lage ernst. Der Krieg wollte kein Ende nehmen, es war mit der Belagerung von Budapest zu rechnen. Gertrud Lutz fuhr mehrmals zu Bauern aufs Land, um Nahrungsmittel einzukaufen. Auch diese Fahrten waren nicht ungefährlich. Sie packte das Auto voll mit Kartoffeln, Linsen, Eiern, Mehl – alles was sie ergattern konnte. Der Keller wurde als Schutzraum eingerichtet, mit einer Küche, fliessendem Wasser und wc. Geschirr und Pfannen sowie Bettzeug wurden in den Keller gebracht. Von alledem merkte ich damals wenig.

Im November 1944 begann die Belagerung von Budapest – Bomben fielen. In Buda, wo die Residenz lag, war die Bombardierung besonders intensiv. In der Nähe der Residenz der Familie Lutz befand sich ein ehemaliges Dominikanerkloster, wo die Deutschen ein Militärkrankenhaus eingerichtet hatten. Man hörte das Stöhnen der Verwundeten Tag und Nacht. Immer häufiger fielen die Bomben und wir mussten uns im Luft-



Arbeitsvertrag
für Magda Grausz,
ausgestellt von
der Schweizer
Gesandtschaft und
unterschrieben
von Carl Lutz,
1. Juli 1944

schutzkeller in Sicherheit bringen, oft mitten in der Nacht. Dann weckte mich meine Mutter, ich nahm, verschlafen wie ich war, meine Puppe Vera und wir gingen die Treppen hinunter in den Keller. Zuerst nur gelegentlich und für einige Stunden – bei Fliegeralarm.

Trotz der kritischen Situation wollte Carl Lutz unbedingt noch richtig Weihnachten feiern. Der Tannenbaum war geschmückt, das Hauspersonal im Wohnzimmer versammelt, Lutz spielte auf dem Harmonium, das



Schutzpass für Elizabeth Agnes Grausz, ausgestellt und unterschrieben von Carl Lutz, 26. April 1944

er aus Amerika mitgebracht hatte, und es gab ein feines Essen. Doch plötzlich ertönten die Sirenen, es war Fliegeralarm. Ich packte meine Puppe und begab mich, wie alle anderen, in den Luftschutzkeller. Nach Weihnachten kamen die sogenannten «Bombenteppiche» zum Einsatz, und wir lebten vorwiegend im Keller. Wir waren 30 Personen: das Ehepaar Lutz, das Hauspersonal, der Chauffeur mit Familie, zwei englische Ehepaare, deren Wohnung durch Bomben zerstört wurde, sowie sechs Polizisten zu unserem Schutz. Es war eng und düster. Es gab kein Tageslicht

– keine frische Luft. Für mich wurden zwei grüne Plüschfauteuils zusammengeschoben – das war mein Bett. Ich war noch klein.

Am Anfang gab es genug zu essen und regelmässige Mahlzeiten. Frau Lutz hatte gut eingekauft und vorgesorgt, und meine Mutter half fleissig in der Küche mit. Doch mit der Zeit wurde die Versorgung zum Problem. Zuletzt, nachdem das Nachbarhaus auch bombardiert und zerstört worden war und von dort weitere ausgebombte Leute zu uns flüchteten und gepflegt werden mussten, gab es nur noch Suppen. Schlimmer war aber, dass der Ölvorrat für die Petrollampen erschöpft war und mit der Zeit auch der Vorrat an Kerzen ausging. Wir sassen stundenlang im Dunkeln. Das habe ich als sehr schlimm empfunden, denn ich konnte meine Bilderbücher nicht mehr anschauen.

So haben wir mitten im Winter zwei Monate im feuchten, ungeheizten Luftschutzkeller der Britischen Gesandtschaft verbracht. Unser Haus wurde von zwanzig Bomben getroffen und brannte zwei Tage lang über unseren Köpfen ab. Es grenzte an ein Wunder, dass der Benzintank im Hof, gefüllt mit 3000 Litern Treibstoff, nicht explodierte und dass der Keller standhielt. Wir haben überlebt! Während wir im Keller bangten, wurde unser gesamtes Hab und Gut von plündernden Pfeilkreuzlerbanden aus dem brennenden Haus getragen und angeblich «gerettet». Wir sahen es nie wieder.

Pest wurde schon am 18. Januar 1945 befreit, in Buda wurde aber noch während drei Wochen weitergekämpft. Endlich, Mitte Februar: die Befreiung. Russische Soldaten stürmten in den Keller und riefen «Chassi – chassi» [Uhren – Uhren]. Sie nahmen die Uhren und stürzten sich auch auf den Alkohol. Dabei waren sie nicht wählerisch, sie tranken auch Flaschen mit Kölnischwasser aus. Weil meine Mutter befürchtete, dass ich vor den ruppigen Soldaten Angst haben würde, sagte sie, ich solle mich unter dem Bett verstecken und stillhalten. Ich tat es. Ein Russe schoss unter Bett. Kein «Mucks» war zu hören. Meine Mutter wurde totenbleich. Als die Soldaten gegangen waren, kroch ich unverletzt unter dem Bett hervor. Ich hatte einen Schutzengel.

Wie wir diese schlimme Zeit überstanden haben? Ich weiss es nicht. Aber es gab keine Alternative.

Am 13. Februar durften wir endlich den Keller verlassen. Ein grossartiger Moment, den Carl Lutz auf einem Gruppenfoto festhielt. Natürlich drängte es mich ins Freie und vor das Haus. Der Anblick aber war schrecklich: Auf dem Platz vor der Gesandtschaft lagen Bombenhülsen, Ruinen, Geröll, Autowracks, Leichenteile und tote Pferde. Es stank bestialisch. Rasch zog mich meine Mutter wieder ins Haus.

Die Lutz-Residenz mit den 50 Zimmern war vollständig ausgebrannt. Ich fand es faszinierend, in den verlassenen Räumen, die früher von britischen Diplomatenfamilien bewohnt gewesen waren, herumzuspazieren. Ich fand dort wunderbare Quartett-Kartenspiele und Puppen. Im ehemaligen Esszimmer lag ein Kristallglas auf dem Boden, das im Feuer vollständig geschmolzen war. Ich bewahre es heute in der Vitrine als kostbare Erinnerung auf.

Das Ehepaar Lutz musste Budapest im Mai 1945 verlassen und reiste über Istanbul und dem minenverseuchten Mittelmeer in die Schweiz zurück. Meine Mutter und ich kehrten wieder in unsere alte Stadtwohnung zurück. Bald stiess auch mein Vater wieder zu uns. Obwohl er einen Schutzbrief besass, war er nicht in ein Schutzhaus gegangen, sondern hatte sich mit gefälschten Papieren durchgeschlagen. Unsere zuvor herrschaftliche Wohnung war in einem schrecklichen Zustand, die Räume waren voller Abfall und die Möbel beschädigt, hatten dort doch Dutzende von Menschen Unterschlupf gefunden. Auch sonst folgten schwierige Nachkriegsjahre. Die Stadt lag in Ruinen, es fehlte an allem und die Versorgung mit Nahrungsmitteln war schlecht.

Eigentlich hätte ich 1944 eingeschult werden sollen. Doch das war nicht möglich. Nach Kriegsende, im Sommer 1945, habe ich zusammen mit zwei gleichaltrigen Freundinnen den Stoff der ersten Klasse im Schnellgang – innerhalb dreier Monate – vermittelt bekommen. Die zweite Primarklasse konnte ich bereits in der öffentlichen Schule besuchen.



In den Ruinen der ehemaligen britischen Gesandtschaft in Budapest: Carl Lutz (4. v. l.), neben ihm Geoffrey Tier; Gertrud Lutz-Fankhauser (letzte Reihe, 6. v. r.); Magda Grausz (5. v. r.); Agnes Grausz-Hirschi steht genau vor Gertrud Lutz-Fankhauser, Buda, Ungarn 13. Februar 1945

Endlich war alles einigermaßen normal und das Leben geregelt. Ich hoffte, dass es so bleiben würde. Doch es kam anders.

Carl Lutz und meine Mutter blieben in Kontakt. Weil aber beide noch verheiratet waren, mussten sie sich erst scheiden lassen. Im September 1949 kam Carl Lutz nach Budapest, heiratete meine Mutter und wir reisten zu dritt im Arlberg-Express in die Schweiz – nach Bern. An der Grenze wurden unsere Dokumente sehr eingehend geprüft. Meine Mutter und ich wurden auch medizinisch untersucht.

Carl Lutz besass seit den Dreissigerjahren in Bern eine Vierzimmerwohnung, in der seine ältere ledige Schwester Emma lebte, und die er bei seinen Heimataufenthalten bewohnte. Dort wohnten fortan auch meine Mutter und ich, zusammen mit «Tante Emma». «Onki», wie ich Carl Lutz seit Budapest nannte, arbeitete damals im Bundeshaus in Bern. Ein Beamtenleben – das er nicht gewohnt war. Seine Vorgesetzten schienen sich wenig für seine Berichte aus Budapest zu interessieren. Darunter litt er

sehr. Immerhin fand er in meiner Mutter eine Gesprächspartnerin, mit der er über seine Zeit in Budapest sprechen konnte. Es war bei uns täglich Thema.

Ich konnte am Anfang kaum mitreden. Ich war elf Jahre alt und sprach noch kein Deutsch. Trotzdem wurde ich in die 5. Klasse der Sekundarschule Monbijou gesteckt. Das war im September – also schon mitten im Schuljahr. Ich musste rasch Deutsch lernen und hätte auch im Französisch den Anschluss an die Klasse finden sollen. Es hiess also, Wörter und Grammatik büffeln. Nach einem halben Jahr war ich recht gut integriert, nur im Rechnen hatte ich noch Mühe. Berndeutsch lernte ich von den Kindern auf der Strasse.

Obwohl Onki sehr lieb zu uns war, fiel es meiner Mutter sehr schwer, sich einzuleben. Es lebten damals sehr wenige Ausländer in der Schweiz und viele Berner waren gegenüber Fremden skeptisch und abweisend. Onki tat alles, um uns das Einleben zu erleichtern, hatte aber, da er zuvor immer im Ausland gelebt hatte, nur wenige Freunde. Am Sonntag fuhren wir jeweils mit dem Auto an einen schönen Platz, am liebsten an den Thunersee. Er wollte uns die Schweiz zeigen. Er verwöhnte uns, brachte meiner Mutter oft Blumen mit und mir Schokolade. Er war harmoniebedürftig und tat alles, damit alle um ihn herum zufrieden waren. Leider hatte er in Budapest seine Gesundheit ruiniert und litt unter ständigem Kopfweh. Mir gegenüber entwickelte er väterliche Gefühle, und ich gewann ihn sehr lieb. Er war immer für mich da und kümmerte sich um meine Ausbildung.

Nach der 6. Klasse Sekundarschule konnte ich die Aufnahmeprüfung machen und das Progymnasium besuchen. Da ich ein Einzelkind war und blieb, sollte ich Pfadfinderin werden. Dort fand ich viele gute Kameradinnen. Nach der Quarta besuchte ich die Töchterhandelsschule in Bern (THB) und konzentrierte mich auf Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch. Es war ein Privileg, die THB zu besuchen, denn dort wurde nicht nur das Rüstzeug für Sekretärinnen geboten, sondern auch auf Allgemeinbildung Wert gelegt.

Im Jahr 1955 trat Carl Lutz seine Stelle als Konsul in Bregenz an. Meine Mutter und ich blieben in Bern. Es gab noch kaum Autobahnen und die Autofahrt nach Bregenz dauerte damals vier Stunden. Onki machte diesen Weg oft zweimal die Woche. Das Autofahren mit dem «Opeli», wie er sein metallisch blaues Auto nannte, machte ihm Spass. Er hatte es in den USA gelernt, wo er zwanzig Jahre gelebt hatte. Die Wochenenden verbrachte er mit uns in Bern. Im Sommer fuhren auch meine Mutter und ich nach Bregenz und genossen die damals neu begonnenen Aufführungen auf der Seebühne.

Nach Abschluss der Handelsschule trat ich meine erste Stelle bei Wagens-Lits-Cook in Genf an. Ich wurde anschliessend jeweils für einige Monate nach Luzern, Lausanne und London versetzt. Mich hatte die Reise lust gepackt, ich war ausgeflogen. Onki wurde im Jahr 1962 pensioniert und er und meine Mutter lebten nun allein in der Berner Wohnung. Sie machten einige Reisen, auch nach Israel, als eine Strasse in Haifa nach Carl Lutz benannt wurde, und sie fuhren nach Walzenhausen, als Onki Ehrenbürger seines Heimatortes wurde.

Ich heiratete im Herbst 1962 und zog nach Zürich. Nach der Geburt des ersten Kindes kehrten wir nach Bern zurück. Meine Mutter wurde depressiv. Ich war schwanger mit dem zweiten Sohn, als sie sich an einem trüben Novembertag im Jahr 1966 das Leben nahm. Sie hatte sich, obwohl von Carl umsorgt und verwöhnt, das Leben in der Schweiz anders vorgestellt und hatte Mühe mit der Schweizer Mentalität.

Onki wurde Witwer und verwöhnte von da an mich und meine beiden Söhne – seine Enkelkinder. Er besuchte uns sehr oft und brachte immer etwas mit. Er starb am 13. Februar 1975 an einem Herzinfarkt, eine Woche bevor das Haus an der Brückfeldstrasse, das er seit 40 Jahren bewohnt hatte, abgerissen wurde.

Agnes Hirschi, Januar 2020

Shemuel Katz



Shemuel Katz in seinem Atelier, Kibbutz Ga'aton, Israel 2009

Kibbutz Ga'aton, Israel

Geboren als Alexander Schmuel Katz am 18. August 1926 in Wien, gestorben am 26. März 2010 in Naharija (Israel).

«Mein Schicksal war die Ausnahme»

Ich bin 1926 in Wien geboren, wo ich bis zur Besetzung und Annexion Österreichs [1938] durch das Dritte Reich bei meiner Familie die Kindheit verbrachte. Meine Eltern stammten ursprünglich aus Ungarn, was uns ermöglichte, aus Österreich wegzugehen, nach Ungarn.

Dort führten wir bis März 1944 ein halbwegs normales Leben. Der Zweite Weltkrieg dauerte immer noch an, Ungarn kämpfte an der Seite von Deutschland, und die Rote Armee war bereits auf ungarischem Boden. Am 18. März [19. März] besetzte Hitler Ungarn, und mit der ohnedies zweifelhaften Unabhängigkeit war es vollends vorbei. Das Schicksal der Juden war besiegelt.

Das Schuljahr endete vorzeitig, aber zum Glück konnte ich noch die Reifeprüfung ablegen – mit dem gelben Flecken auf der Brust. [Antijüdische] Verfolgungsdekrete ergossen sich wie eine Flut über uns. Erst wurden die jüdischen Geschäfte geschlossen, am nächsten Tag Radiogeräte und Schmuck konfisziert, am übernächsten war die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel verboten, und noch ein paar Tage später setzte die Konzentration der Juden in Ghettos⁶⁷ ein. Sämtliche ungarische Juden, einschliesslich der Bewohner Transsilvaniens, der Südslowakei und der Batschka [Backa]⁶⁸ – mit Ausnahme der Juden von Budapest – wurden in

⁶⁷ In vielen Zeitzeugenberichten wird der Begriff «Ghetto» von den Betroffenen gebraucht, bevor das «offizielle Ghetto» im Herbst 1944 in Kraft trat.

⁶⁸ Die Batschka (serbisch/kroatisch Backa; ungarisch Bacska), eine Region in Mitteleuropa bzw. in Südosteuropa, ist zwischen den Staaten Serbien und Ungarn aufgeteilt, wobei der südliche und grösste Teil zu Serbien gehört. Der nördliche Teil dagegen gehört zu Ungarn.

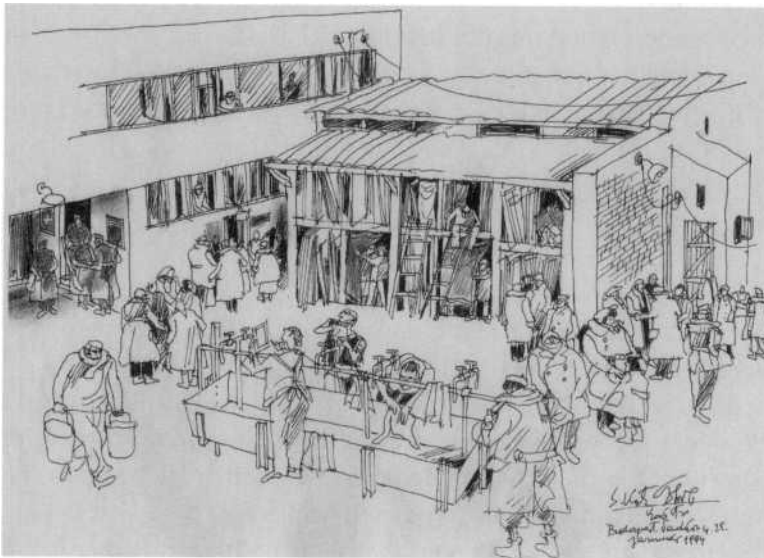
Todeslager verschleppt und die meisten von ihnen ermordet. Die Aktion begann im Mai mit der aktiven Unterstützung der Gendarmerie und der ungarischen Polizei. Im Juli war sie zu Ende. Wie bereits erwähnt, konnten die Juden von Budapest in ihren Häusern bleiben. Die Männer wurden von der ungarischen Armee in jüdischen Einheiten zum Arbeitsdienst eingezogen. Ich erhielt ebenfalls einen Einberufungsbescheid und musste mich beim Bataillon in Jelsava, in der Südslowakei, melden.

In diesen Tagen intensivierte sich die humanitäre Tätigkeit des Schweizer Vizekonsuls Carl Lutz und konzentrierte sich hauptsächlich auf die Rettung der Juden, die in Budapest geblieben waren. Ich bekam per Post die Nachricht, dass es meinen Eltern über das Rettungskomitee gelungen war, eine Bescheinigung für den Umzug in ein Schutzhaus unter der Schirmherrschaft der Schweizer Gesandtschaft in Budapest zu bekommen. Im Glashaus in der Vadász-Gasse, wohin die Büros der Auswanderungsabteilung gezogen waren, wurden Tausende solcher Dokumente ausgestellt. Das Glashaus war früher das Bürogebäude einer Glasfabrik, und sein Besitzer Arthur Weiss, ein aktiver Zionist, vermietete es an Carl Lutz und seine Leute – Freiwillige der Zionistischen Jugendbewegungen – für Rettungsoperationen. Ein Nachbar meiner Eltern im Schutzhaus war ein herausragender Aktivist im Glashaus, und mit seiner Hilfe konnten meine Eltern ein Dokument erlangen, das bezeugte, dass ich auf der Liste eines Kollektivpasses zur Einwanderung in die Schweiz⁶⁹ eingetragen war.

Ich war [mit meiner Einheit] immer noch in Jelsava, wenige Tage vor der Verlegung an die jugoslawische Front. Die Nachricht [dass ich in den Kollektivpass aufgenommen worden war] hatte mich über den Postweg erreicht. Ich bat um einen Termin beim stellvertretenden Kommandeur des Bataillons, Hauptmann Kalman Horvath [einem der Gerechten der

⁶⁹ Die im Kollektivpass Eingetragenen waren zur Auswanderung nach Palästina vorgesehen.

Illustrationen des
Glashauses von
Shemuel Katz,
2005



Völker], und bekam ihn. Ich zeigte ihm die Nachricht. Er schien Bescheid zu wissen, was es damit auf sich hatte und wie hilfreich sie war. Mit lauter Stimme, die für die Mitarbeiter in seinem Büro bestimmt war, teilte er mir mit, dass er mir die Reise nach Budapest nicht genehmige. Als ich das Büro verliess, folgte er mir und flüsterte mir zu: «Sohn, ich tue das zu Ihrem Besten. Hier sind Sie sicher und geschützt.»

Im Rückblick betrachtet hatte er recht. Einige Tage später, Ende August 1944, verliessen wir die Slowakei. Unter zahlreichen Schwierigkeiten – eingestürzte Brücken, beschädigte Eisenbahnschienen, regelmässige Bombardierungen – erreichten wir unseren Zielbahnhof in Jugoslawien, in der Gegend des Drau-Donau-Deltas. Dort mussten wir die Verteidigungslinie am Nordufer der Drau verschanzen. Es waren regnerische, neblige Herbsttage, dazu kam der Beschuss durch Kanonen und den Raketenwerfer Katjuscha [der sogenannten Stalinorgel].

Der Winter stand vor der Tür, und die Bombenangriffe intensivierten sich. In den letzten Novembertagen 1944 wurden die Verteidigungslinien zerschlagen. Eine panische Flucht nach Norden, Richtung Österreich, setzte ein. Wir bekamen den Befehl, sofort zu evakuieren und uns am Bahnhof des Dorfes Beli-Manastir zu versammeln – um von dort zu einem unbekanntem Zielort aufzubrechen. Es herrschte ein fürchterliches Chaos; endlose Wagenkolonnen, beladen mit Menschen und ihren Habseligkeiten, deutsche Militärfahrzeuge, Rinder- und Schafherden – alle zogen langsam im strömenden Regen über die Hauptstrasse Osijek – Pécs [Fünfkirchen] nach Wien. Schnell verbreiteten sich Gerüchte, eins bedrohlicher als das andere. Wir hörten grauenvolle Geschichten über Todesmärsche mit Juden, die – aus allen möglichen Richtungen kommend – auf dem Weg Richtung Norden erschossen wurden.

Dem letzten Brief von meinen Eltern, der mich wie durch ein Wunder ein paar Tage zuvor erreicht hatte, lag ein Schutzbrief der Schweizer Gesandtschaft in Budapest mit meinem Geburtsnamen bei, Alexander Katz. Erst später fand ich heraus, dass der Brief gefälscht war und in den Strassen der Hauptstadt kaum von grossem Nutzen gewesen wäre. Aber in die-

sen schrecklichen Tagen, an einem Flussufer mitten im Nirgendwo, gab mir dieses kleine Stück Papier – ein Lebenszeichen meiner Familie – ein Gefühl von Sicherheit und Mut. Und wieder nahm ich einen tiefen Atemzug und bat um ein Gespräch beim Kommandanten meiner Kompanie. Ich zeigte ihm den Schutzbrief und den beigefügten Vermerk, der besagte, dass der Besitzer dieses Briefes, Mitglied der Arbeitskompanie, sich, zwecks Auswanderung in die Schweiz, in der Prinz-Albrecht-Kaserne in Budapest einzufinden habe. Und welche Überraschung! Der Reservehauptmann, der Kommandant der Kompanie, bewilligte meine Reise nach Budapest.

Ich war nicht der einzige. Tibi Steinberger, der spätere Professor Steinberger der Hebrew University, war ebenfalls im Besitz eines Schweizer Schutzbriefs. Wir erhielten beide die Erlaubnis, nach Budapest zu gehen – unter militärischer Eskorte, versteht sich. Das Abenteuer der Reise nach Budapest ist eine lange Geschichte voller Wunder.

Kelenföld war der einzige Bahnhof, der einige Tage nach der vollständigen Besetzung der Hauptstadt noch in Betrieb war. Wir stiegen aus dem Zug und begannen zu laufen. Wir durchquerten die Stadt zu Fuss von Westen nach Osten, beide mit Rucksack, zur Prinz-Albrecht-Kaserne. Dort wurden wir einem Wachmann übergeben, der uns eine Bescheinigung ausstellte, und wir waren drin: wieder in ein Militärgelände eingeschlossen, unter Bewachung. Bald wurde uns klar, dass es keine Auswanderung gab, keine Kollektivpässe, nichts. Stattdessen wurden neue Kompanien aufgestellt, mit Zielort Österreich – zu Fuss.

Ich fand heraus, dass es in der Nähe der Küche eine eiserne Servicetür gab, einen Hinterausgang für das Küchenpersonal, das auch zum Lagerhaus führte. Ich stand am nächsten Tag, einem Sonntag, sehr früh auf, zog alles an, was ich anzuziehen hatte (den Rucksack liess ich natürlich dort), und machte mich auf die Suche nach dem mysteriösen Hinterausgang. Ich erzählte meinem Freund nichts von meinem Plan, denn es schien mir un-

wahrscheinlich, dass wir die Flucht zu zweit schaffen würden, ohne erwischt zu werden oder Verdacht zu erregen. Ich fand die Servicetür und ging hinaus. Glücklicherweise war es draussen sehr neblig, und man konnte nicht weiter als drei Meter sehen.

Das Letzte, das ich von meiner Familie gehört hatte, war, dass sie ins Budapester Ghetto umgesiedelt worden war. Weil ich ihre Adresse nicht kannte, versuchte ich, den Bunker der Jugendbewegungen im Glashaus zu erreichen. Ich durchquerte die Stadt zu Fuss. Während meines zwei- oder dreistündigen Marsches bekam ich niemanden zu Gesicht. Ich hörte einzig die Geräusche der aufwachenden Stadt: die Strassenbahn, ein Auto hier und da, Schritte, und [im Hintergrund] den Kanonendonner der Roten Armee. Als ich mich in der Nähe des Glashauses befand, begann sich der Nebel zu lichten, und die Sicht besserte sich mit jedem Augenblick. Noch zweihundert Meter bis zum Gebäude. Da tauchte am anderen Ende der Strasse plötzlich eine Patrouille von Pfeilkreuzlern auf, die direkt auf mich zumarschierte.

Dann stand ich vor dem verschlossenen Tor der Schweizer Gesandtschaft, das von innen von ungarischen Soldaten bewacht wurde. Mit wachsender Verzweiflung klopfte ich immer heftiger an das Tor. Jemand öffnete ein Guckloch, und ein weiteres Wunder geschah. Es war mein Freund Imre Steinberger aus Miskolc. Die Pfeilkreuzlerbande war noch ungefähr dreissig Meter entfernt, als das Tor sich öffnete und mein Freund mich hereinzog.

Imre Steinberger, einer der Anführer der Bne Akiva, war der Bruder des Freundes, den ich in der Kaserne zurückgelassen hatte. Ich erzählte es ihm sofort. Noch am selben Tag wurde ein Freund in Militär- oder Polizeiuniform mit ordnungsgemässen, natürlich gefälschten Dokumenten losgeschickt, um meinen Freund aus der Kaserne zu holen. Am Abend traf er, als Häftling der ungarischen Militärpolizei, im Glashaus ein.

Fünf Wochen blieb ich auf dem überfüllten Dachboden des Glashauses, ich litt Hunger und hatte Angst vor dem Unbekannten. Aber es gab eine gewisse physische Sicherheit, und gute Freunde von der Jugendbe-

wegung aus Miskolc. Der Kampflärm rückte zunehmend näher. Von überall fielen Bomben und Granaten. Im Glashaus blieb keine Scheibe intakt. Pfeilkreuzlerbanden stürmten das Gebäude mehrere Male, um seine Insassen in die Donau zu werfen, aber Vizekonsul Lutz schaffte es stets im letzten Moment, mit Vertretern des deutschen Kommandos aufzukreuzen, und wir kehrten jedes Mal ins Gebäude zurück. Die Lautsprecher der Roten Armee, die von einer Strasse zur nächsten vorrückte, wurden lauter und lauter; Mitte Januar 1945 konnten wir nachts bereits jedes Wort verstehen.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar herrschte auf einmal Totenstille. Die Kanonengeschosse waren nur noch aus weiter Ferne, von den Bergen jenseits der Donau, zu hören. Im Glashaus wunderten wir uns beim Aufwachen über diese eigenartige Stille. Wir zogen uns schnell an und gingen in den Innenhof hinaus. Das Eingangstor stand weit offen, und die Soldaten, die den Eingang bewacht hatten, waren verschwunden. Genauso wie die deutschen Kanonen, die auf dem Dach des Gebäudes gestanden hatten.

Die Neugierigsten unter uns wagten sich hinaus, um die Lage in Augenschein zu nehmen. Sie kamen nach wenigen Minuten zurück, und bei ihnen war eine Gruppe sowjetischer Soldaten, abgekämpft und erschöpft, angeführt von einem jungen Offizier. Er schien bereits informiert über die armselige Menschenmenge, die ihn staunend anstarrte. Nach ein paar Sekunden verlegenen Schweigens sagte er ein paar Worte auf Russisch und dann auf Jiddisch: «Juden, ihr seid frei!» Es brach ein gewaltiger Tumult aus: «Wir haben es geschafft, wir sind am Leben geblieben!»

Rede, gehalten am 29. Oktober 2001 anlässlich der Eröffnung der Ausstellung
«Visas for Life» an der Tel Aviv University, Israel.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Tom Keve



Tom Keve, London, England 2018

London, England

Geboren als Ödön Tamás Krausz am 30. Mai 1944 in Budapest.

«Der Schutzbrief Nr. 4371 wurde am 23. Oktober 1944 für meine Eltern ausgestellt»

Vor meiner Geburt lebten meine Eltern und meine Schwester Vera («Dea») im Budapester Vorort Römai Fürdo in durchschnittlichen mittelständischen Verhältnissen. Mein Vater, den wir Papi nannten, war technischer Direktor in einem mittelgrossen öffentlichen Unternehmen, Magyar Textilfesto Gyár, und arbeitete in der nahegelegenen Fabrik von Óbuda. In seinen Erinnerungen schreibt er, dass er bei der ersten Einberufung jüdischer Männer zur Zwangsarbeit (Munkaszolgálat) freigestellt wurde. Er war von seinen Arbeitgebern für «unentbehrlich» erklärt worden, was als Befreiungsgrund akzeptiert wurde. Drei Monate später wurden die Regelungen geändert, sodass die Freistellung ihn nicht mehr länger schützte, und er musste sich bei einer Zwangsarbeitseinheit in Monor melden. Die ganze Einheit bestand aus rund 50 Männern, die zuvor freigestellt worden waren, die meisten von ihnen Ärzte. Die Behörden wussten nicht, was sie mit einer solch kleinen Gruppe anfangen sollten, und so wurden sie nach ein paar Wochen des Nichtstuns wieder entlassen. Papis Entlassungsschein trägt das Datum vom 8. Dezember 1940. Mein Vater kehrte zur Textilfesto Gyár zurück, und unsere Familie konnte trotz der zunehmend strenger werdenden antijüdischen Gesetzgebung für eine Weile ein normales Leben fortführen. Doch er wurde erneut eingezogen, und trotz der intensiven Bemühungen seiner Arbeitgeber gab es nun keine Möglichkeit der Freistellung oder auch nur eines Aufschubs mehr. Wieder kam er nach Monor, diesmal fand er dort mehrere hundert jüdische Männer vor. Die Bedingungen waren schwierig, aber erträglich. Die Arbeit war sehr hart, meist mussten sie von morgens bis abends Gräben ausheben oder Holz hacken.

Nach zwei Monaten wurde er entlassen und er kehrte nach Hause zurück. Es folgte eine weitere mehrmonatige Atempause, bevor er im Frühsommer 1943 wieder einberufen wurde. Diesmal wurde er nach Mezőkövesd versetzt, wo er relativ human behandelt wurde. Auch hier musste er zwar hart arbeiten, er lud Holz von Fuhrwerken auf Eisenbahnwagen, aber es wurde ihm erlaubt, bei jüdischen Familien in der Gegend zu wohnen. Viele Zwangsarbeiterbataillone wurden damals an die Front in der Sowjetunion geschickt, die sich in der Ukraine befand. Es war einer der vielen Orte, von dem nur sehr wenige heimkehrten, aber die Gruppe meines Vaters wurde entlassen, und er konnte nach Budapest zurück.

Am 20. Juli 1943 wurde er nach Királyhelmec versetzt, nur wenige Kilometer von Leles [heutige Slowakei] entfernt in der Tokajer Weinregion. Die Männer wurden in Schulgebäuden untergebracht und einigermassen gut behandelt. Es wurde ihnen sogar ein Familienbesuch gestattet, und dieser Besuch meiner Mutter Ende des Sommers 1943 war es, der neun Monate später meine Geburt zur Folge hatte. Nach drei Monaten in Királyhelmec wurde mein Vater wieder entlassen. Er konnte seine alte Arbeit wieder aufnehmen, jedoch nicht für lange Zeit. Zwei Monate später, etwa im Januar 1944, teilten ihm seine Arbeitgeber mit, dass die jüdischen Gesetze es ihnen nicht mehr erlauben würden, ihn weiterhin zu beschäftigen. Papi war allerdings ein aussergewöhnlich fähiger Mann. Er stieg auf eigene Rechnung ins Textilgeschäft ein und kam recht schnell zu einigem Erfolg.

Im März 1944 marschierten die Deutschen in Budapest ein. Die Juden wurden gezwungen, den gelben Stern zu tragen, und täglich wurden neue Einschränkungen verkündet. Mein Vater konnte sein Geschäft am Laufen halten, indem er sein Eigentum an einen arischen Freund, Lajos Balla, überschrieb. Er fuhr jeden Morgen mit demselben Nahverkehrszug vom Vorort Római Fürdő in die Stadt. Einmal verspätete sich Papi, und er verpasste den Zug. Das hat ihn wie durch ein Wunder gerettet, denn der Zug wurde unterwegs von den Deutschen und ihren Kollaborateuren, den un-

garischen Nazis, den Pfeilkreuzlern, angehalten. Alle wurden gezwungen auszusteigen. Die Juden wurden ausgesondert und in Konzentrationslager verschleppt.

Ungefähr Anfang Mai wurde mein Vater erneut eingezogen. Er musste sich in Gödöllo melden, wo eine grosse Zahl von Zwangsarbeitern versammelt wurde, um kilometerlange Gräben und Panzersperren auszuheben. Hier waren die Bedingungen viel schlechter als zuvor. Die Arbeit war ausgesprochen hart. Er schlief mit vielleicht hundert anderen auf einem Dachboden. Aber selbst mit dieser Idylle war bald Schluss, als nach zwei, drei Wochen plötzlich allen Männern unter Androhung der Todesstrafe befohlen wurde, sich innerhalb von fünf Minuten draussen zu versammeln. Papis Gruppe wurde von dem Gelände getrieben und musste sich einer endlosen Kolonne marschierender Männer anschliessen. Sie wurden nach Pünkösöd Fürdo dirigiert, nicht mehr als zwei Meilen von Római Fürdo, wo wir wohnten, und doch eine ganze Welt entfernt. Nicht nur Zwangsarbeiter, sondern auch Frauen und Kinder wurden dort zusammengetrieben. Die Bedingungen waren entsetzlich, und die Moral war am Boden. Niemand rechnete damit, diese Situation lebend zu überstehen.

Am nächsten Tag wurden alle zum Bahnhof getrieben. In wenigen Stunden wurden vier Züge vollgestopft, die Richtung Norden fuhren – mit ziemlicher Sicherheit nach Auschwitz. Aber es waren mehr Menschen, als in die Züge passten, und die Übriggebliebenen mussten warten. Nach ein paar Stunden fuhr ein neuer Zug in den Bahnhof ein, Richtung Süden, nach Budapest. Mein Vater wurde in diesen Zug getrieben und kam kurze Zeit später am Bahnhof Margit Hid [Margaretenbrücke] an. Dort wurden die Gefangenen in mehrere spezielle Strassenbahnen gesetzt, die über die Brücke nach Pest fuhren. Mein Vater, der sich sicher war, dass er sich in Lebensgefahr befand, sprang aus der fahrenden Strassenbahn und rannte in eine Seitenstrasse. Ob sie auf ihn schossen, aber nicht trafen, oder ob er für die Pfeilkreuzler-Wachen zu schnell war, weiss ich nicht. Er trug immer noch seine Zwangsarbeiteruniform, so dass es für ihn auf der Strasse

lebensgefährlich war. Als Deserteur hätte man ihn auf der Stelle erschossen. Papi hatte sich für den Fall, dass er angehalten würde, eine Geschichte ausgedacht – nicht, dass die Chance, dass ihm jemand geglaubt hätte, sehr gross gewesen wäre. Er hätte gesagt, er sei aus der Strassenbahn gefallen und versuche, nach Pünkösöd Fürdo zurückzukehren, um sich zum Dienst zu melden. Aber sein Glück liess ihn nicht im Stich, und er kam ohne Zwischenfall zu Hause an.

Bis Mai waren alle Wertsachen, Schmuck, Gold usw., die im Besitz von Juden waren, konfisziert worden. Es waren Gesetze erlassen worden, die den Juden die Benutzung von Taxis oder Krankenwagen untersagten; sie durften weder Telefone noch Rundfunkgeräte besitzen. Als meine Mutter Ende Mai Wehen bekam, fuhr sie mit dem Zug ins Krankenhaus. Ihr Arzt hatte ihr angeboten, sie in seinem Auto ins Krankenhaus zu bringen, aber sie hatte es abgelehnt, weil es auch illegal war, Juden in irgendeiner Weise zu helfen, und sie wollte nicht, dass der Arzt, ein anständiger Nichtjude, Probleme bekam. Sie schaffte es mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Krankenhaus. Dort wurde sie gut behandelt, die Krankenschwestern, die alle Nonnen waren, kümmerten sich um sie und hatten Mitgefühl mit ihrer Notlage. Doch sie war selbst im Krankenhausbett noch gezwungen, den gelben Stern zu tragen.

Deas Erinnerung an den Tag meiner Geburt ist vor allem davon geprägt, dass sie sehr hungrig war. Sie verbrachte den grössten Teil des Tages bei Nachbarn und wurde am späten Nachmittag zu unserem Hausmeister zurückgebracht, ohne den ganzen Tag etwas gegessen zu haben. Als sie immer noch nichts bekam, schielte sie auf das geschmorte Fleisch im Futternapf des Hundes unter der Fussbank. Es sah sehr verlockend aus, und als niemand hinsah, bediente sie sich am Abendessen des Hundes.

Die Nachricht meiner Geburt traf über Umwege ein. Das Krankenhaus rief eine hilfsbereite Nachbarin an, und sie ging hinüber, um Papi und Dea zu informieren. Zwei Tage später wurde mein Vater zum fünften Mal einberufen. Diesmal hatte er ein ärztliches Attest bei sich, das besagte, dass

er ein (nichtexistierendes) Herzleiden hatte. Zusammen mit etwas Bestechungsgeld für den Militärarzt reichte dies, und er kam ins Militärkrankenhaus im Budapester Stadtteil Vác, aus dem er nach mehreren bedrohlichen Situationen am 21. Juni 1944 entlassen wurde.

In der Zwischenzeit waren wieder neue Vorschriften erlassen worden, und die Juden wurden gezwungen, zusammenzuziehen, das heisst im Vorort Römai Fürdo wurden ein paar Häuser zu Judenhäusern [Gelbsternhäusern] erklärt, und alle Juden mussten in eines dieser Häuser umsiedeln. Sie waren alle überfüllt, und eine Familie musste sich glücklich schätzen, wenn sie ein eigenes Zimmer bekam. Am 21. Juni 1944, als ich drei Wochen alt war, wurde meine Mutter gezwungen, aus unserem Haus auszuziehen. Die örtlichen Behörden verschlossen und versiegelten die Wohnung hinter ihr. Als mein Vater am nächsten Tag nach Hause kam, fand er uns nicht in unserer Wohnung, sondern in einem der jüdischen Häuser in der Nähe. Aber auch dies war ein provisorischer Zustand, denn wenige Tage später beschlossen die Behörden, der lauschtige Vorort Römai Fürdo habe «judenrein» zu sein. In den letzten Junitagen zog unsere Familie weiter nach Budapest in die Wohnung meiner Grosseltern. Sie wohnten in einem grossen Wohnblock in der Paulay-Ede-Gasse. Dieses Gebäude war eines von denen, die von den Behörden zum «Gelbsternhaus» erklärt worden waren. Laut Gesetz musste an der Aussenseite des Gebäudes ein 30 cm hoher gelber Stern auf einer Grundfläche von 51 cm x 36 cm angebracht werden. Juden durften nur in solchen «Gelbsternhäusern» wohnen, die in der Folge alle überfüllt waren. In der Dreizimmerwohnung lebten nicht nur meine Grosseltern Ella und Dezso Rosenberger, sondern auch meine Urgrossmutter Kamilla Dénes, meine Tante Cini Heilmann, ihr Mann Lajos, ihre Tochter Jutka und wir vier.

Zu diesem Zeitpunkt war die offizielle jüdische Organisation – Union der ungarischen Juden (Magyar Zsidók Szövetsége) – gesetzlich verpflichtet, nicht nur über den Verbleib aller Juden Buch zu führen, sondern auch jeden Ortswechsel zu genehmigen. Mein Vater meldete am 26. Juni 1944

unsere neue Adresse, Paulay-Ede-Gasse 21 im Bezirk vi. Eine Zeit lang wohnte er bei uns in der Paulay-Ede-Gasse. Die Haustüren des Gebäudes blieben, bis auf etwa drei Stunden am Nachmittag, auf Anordnung geschlossen. Papi hatte eine Ausnahmegenehmigung, die es ihm erlaubte, zwischen 7 und 8.30 Uhr morgens sowie zwischen 17 und 20 Uhr abends auf der Strasse zu sein. Dieses Dokument war auf den 5. September 1944 datiert. Die Untätigkeit und das Warten waren für alle belastend, aber im Nachhinein betrachtet war dies immer noch eine relativ gute Zeit. Man konnte sehen, wie andere verschleppt wurden, Schiessereien standen auf der Tagesordnung, und es war bekannt, dass viele Gruppen ans Donauufer gebracht und erschossen wurden.

Eine Zeit lang war es in unserem Haus ruhig, bis eines Tages, wahrscheinlich Anfang Oktober, die Pfeilkreuzler einfielen und verlangten, dass sich alle Männer unter 60 Jahren im Hof versammelten. Sie wurden auf die Strasse getrieben, die mit bewachten jüdischen Männern gefüllt war. Von unserem Balkon im vierten Stock aus beobachtete Dea, wie sie stundenlang in Reihen standen und dann abgeführt wurden. Die Männer, darunter auch mein Vater, mussten etwa drei Stunden lang marschieren, bis sie auf dem Sportplatz von Kisok ankamen. Dort wurden sie wie Tiere zusammengetrieben. Kurze Zeit später mussten sie sich wieder aufstellen und wurden in Viererreihen aus dem Stadion geführt. Während das eine Ende der langen Reihe ins Unbekannte aufbrach, schlossen sich am anderen Ende immer noch mehr Männer an. Der Marsch führte zum Fussballplatz von Ujpest, wo sie die Nacht verbrachten. Am Morgen ging es weiter, sie marschierten den ganzen Tag und verbrachten die Nacht auf einem anderen Fussballplatz. Seit ihrem Aufbruch zwei Tage zuvor hatten sie nichts mehr gegessen. Am nächsten Morgen durften sie von örtlichen Bauern zu Wucherpreisen ein paar Lebensmittel kaufen. Der Marsch ging den ganzen Tag weiter, und die dritte Nacht verbrachten sie auf dem Gelände einer Eisfabrik. Es herrschte völlige Verzweiflung. Die Männer wussten nicht, ob sie erschossen werden oder einfach an Hunger sterben würden.

Dann holte man eine kleinere Gruppe an die Spitze, wo die ungarische Artillerie eingegraben wurde. Mein Vater befand sich in einer Gruppe von vielleicht acht jüdischen Männern, die den Kanonieren Granaten reichen mussten. Am zweiten Tag erkannte einer der Soldaten, ein Korporal, meinen Vater – er hatte ebenfalls bei Textilfesto Gyar gearbeitet. Er war ein anständiger Mann und brachte meinem Vater nicht nur eine Feldflasche mit Suppe, sondern versprach auch, wiederzukommen, wenn er mehr Essen besorgen könnte. Einige Tage später wurde Papis Gruppe versammelt und musste sich einer langen Männerkolonne anschliessen. Die Kolonne war so lang, dass man die Spitze nicht sehen konnte, aber der Strassenrand war mit Leichen von Zwangsarbeitern übersät, die auf dem Marsch aus dem einen oder anderen Grund, oder vielleicht auch völlig grundlos, erschossen worden waren. Etwa Tausend von ihnen verbrachten die Nacht in einer Synagoge in Ujpest. Am Morgen sah mein Vater zahlreiche Leichen von Männern, die die Nacht nicht überlebt hatten. Am nächsten Morgen mussten sie sich im Hof aufstellen und dann Richtung Donau marschieren, was normalerweise auf einen Transport ausserhalb des Landes hindeutete. Auf halbem Weg hiess man sie jedoch umkehren und zu einer Kaserne marschieren. Dort hörte mein Vater, dass eine Gruppe von Zwangsarbeitern in einem zerbombten Haus in der Benczur-Gasse festgehalten wurde, wo bessere Bedingungen herrschten. Er und ein paar andere bestachen einen Ofizier, damit er sie dorthin gehen liess. Es war ein vierstöckiges Haus, das stark zerbombt war. Die Hälfte des Gebäudes fehlte – die oberen Stockwerke waren ausgehöhlt. Das Erdgeschoss war mit Zwangsarbeitern und Gefangenen angefüllt, und auf dem Boden war kein Platz mehr, um sich für die Nacht hinzulegen. Höher hinaufzugehen war nicht möglich, da die Treppe weggeschossen worden war. Papi und ein paar andere fanden eine Leiter, kletterten auf den Dachboden des Gebäudes und versuchten zu schlafen. Unten war eine Menge Lärm und Aufregung, aber irgendwann schliefen sie ein. Als sie am nächsten Morgen

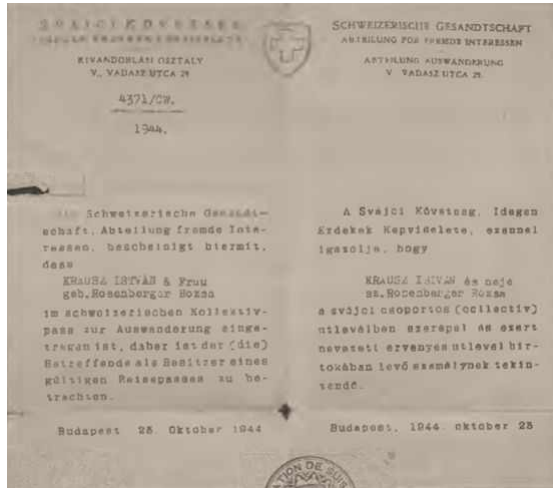
aufwachten, fanden sie das Gebäude verlassen vor. Alle anderen waren abgeführt worden.

Sie waren vielleicht ein halbes Dutzend, und sie beschlossen, sich auf dem Dachboden dieses Gebäudes zu verstecken. Der einzige Weg nach oben oder unten führte über die Leiter, die immer nur ein Stockwerk auf einmal erreichte, so dass sie Stock um Stock hinuntergelassen oder hochgezogen werden musste. Es gab nichts zu essen, aber Papis christlicher Freund Lajos Balla wohnte in der Nähe. Mein Vater schlich sich nachts davon und kontaktierte ihn. Balla versorgte sie nicht nur mit ausreichend Essen, sondern half ihnen auf jede erdenkliche Weise. Mit der Zeit gingen einige weg, in der Annahme, sie würden bessere Verstecke finden. Nach etwa zehn Tagen waren nur noch Papi und sein Schwager Lajos übrig, der es auch irgendwie dahin geschafft hatte. Inzwischen musste es Ende November geworden sein.

Kehren wir zum Anfang Oktober zurück, als mein Vater mit den anderen Männern aus dem Haus in der Paulay-Ede-Gasse geholt worden war. Der Rest der Familie lebte weiter in der Wohnung, war aber mehrmals nur mit Glück der Katastrophe entkommen. Einmal versammelten die Pfeilkreuzler alle Frauen zwischen 40 und 60 im Hof. Meine Grossmutter, Ella Rosenberger, wurde in ein paar Tagen 60, wurde aber trotzdem zusammen mit Grossvater Dezso mitgenommen. Man brachte sie in die Ziegelfabrik, eine der üblichen Sammelstellen für die Deportationen. Die Einzelheiten sind mir nicht bekannt, aber ein paar Tage später waren sie wieder zu Hause. Ich habe gelesen, dass sowohl der Schweizer Konsul Carl Lutz als auch Raoul Wallenberg oft zur Ziegelfabrik fuhren, um zu retten, wen sie retten konnten, indem sie behaupteten, dass die Personen unter ihrem diplomatischen Schutz stünden, und Pässe aushändigten.

Ein anderes Mal wurden jüngere Frauen von der Paulay-Ede-Gasse zusammengetrieben, und meine Mutter und ihre jüngere Schwester Cini wurden abgeführt. Cini hatte früher von irgendwoher Zyanidkapseln erhalten und liess meiner Grossmutter welche da mit der Anweisung, den

Schutzbrief für
István und Rosa
Krausz, ausgestellt
von der Schweizer
Gesandtschaft
23. Oktober 1944



Babys (meiner Cousine Jutka und mir) je eine zu geben, falls die Mütter nicht innerhalb weniger Stunden wieder da wären. Die Frauen wurden zum Sammelplatz der Ziegelfabrik geführt. Meine Tante Cini war verzweifelt und kurz davor, ihre eigene Zyanidkapsel zu nehmen, aber meine Mutter hielt sie davon ab. Sie bemerkte, dass sie von deutschen ss bewacht wurden und nicht, wie sonst üblich, von ungarischen Pfeilkreuzlern. Da sie von österreichischen Kindermädchen aufgezogen worden war, sprach sie ausgezeichnet Deutsch, und so ging sie zu einem SS-Mann und sagte ihm, sie und ihre Schwester hätten zu Hause Säuglinge, die sterben würden, wenn sie nicht zurückgehen könnten, um sie zu füttern. «Raus hier, Dreckjuden», schrie der Mann, und sie waren frei. Ob Grossmutter es nicht übers Herz gebracht hatte oder ob sie vor der festgesetzten Zeit zurück waren, weiss ich nicht, aber wir hatten kein Zyanid bekommen.

Etwa um diese Zeit hörte meine Mutter von der Möglichkeit, Schutzbriefe von der Schweizer Gesandtschaft zu erhalten. Zusammen mit Cini stand sie mit vielen anderen vor dem Glashaus in der Vadász-Gasse

Schlange. Die lange Schlange begann sich erst aufzulösen, als sich die Ausgangssperre für Juden ab 17 Uhr näherte. Meiner Mutter und Cini war klar, dass sie gegen die Ausgangssperre verstossen mussten, wenn sie an die Spitze der Schlange gelangen wollten. Der Nachauseweg war mit den vorgeschriebenen gelben Sternen auf den Mänteln gefährlich. Ein bewaffneter Gendarm rief ihnen zu: «Stehen bleiben oder ich schiesse!» Meine Mutter erstarnte, aber Cini lief davon. Der Gendarm lief ihr nach, meine Mutter dem Gendarmen. Er rief immer wieder: «Sofort stehen bleiben oder ich schiesse!» Meine Mutter rief Cini ebenfalls «Halt!» zu und dem Gendarmen «Bitte nicht schiessen!» Cini blieb stehen, meine Mutter flehte ihn an, und er liess sie mit ihren Schutzbriefen nach Hause gehen.

Der Schutzbrief Nr. 4371 wurde am 23. Oktober 1944 für meine Eltern ausgestellt. Das von Carl Lutz, dem Vizekonsul in der schweizerischen Gesandtschaft, ausgestellte Dokument sagte aus, dass sie in einen Sammelpass für die Auswanderung nach Palästina nach dem Krieg eingetragen waren. Das Dokument bot eine gewisse Sicherheit, wenn man von einem Pfeilkreuzler angehalten wurde.

Zu dieser Zeit gab es in Budapest Häuser, die von ausländischen Gesandtschaften, vor allem der schweizerischen, der schwedischen und der vatikanischen, geschützt wurden. Meine Mutter, Dea, Cini und die Babys wurden dank ihres Schweizer Schutzbriefs ins Haus des Schweizerischen Roten Kreuzes in der Perczel-Mör-Gasse 5 aufgenommen. Meine Mutter und ihre Schwester durften bei den Babys bleiben und waren tagein tagaus damit beschäftigt, in kaltem Wasser ohne Seife schmutzige Windeln zu waschen. Dea wohnte zusammen mit anderen Kindern in einem anderen Teil des Gebäudes. Sie war immer hungrig und ihr Haar voller Läuse. Sie sah meine Mutter nur selten oder gar nicht, aber das Rotkreuzhaus bot uns allen während der Zeit, in der wir dort waren, einen sicheren Zufluchtsort.

Meine Grosseltern und meine Urgrossmutter wohnten immer noch in der Paulay-Ede-Gasse. Aber neue Vorschriften wurden erlassen, ein Ghet-

to wurde geschaffen, um die Juden zu isolieren, und in der ersten Dezemberwoche wurden alle aus den Gelbsternhäusern unter Androhung der Todesstrafe gezwungen, ins Ghetto umzuziehen. Das Ghetto war schrecklich überfüllt und unhygienisch. Es wurde bald zu einem richtigen Krankheitsnest. Dezso, Ella und Kamilla hatten zu dritt ein Bett – nur mit Metallfedern, ohne Matratze. Ich weiss nicht, mit wie vielen anderen sie das Zimmer teilten. Es herrschte Lebensmittelknappheit, die sich bald in Hunger verwandelte. Die von der Regierung bewilligte Tagesration betrug 650 Kalorien. Ich weiss nicht, ob die Ghettoinsassen diese mageren Rationen jemals bekamen, aber sicher ist, dass sie nach dem 29. Dezember überhaupt nichts mehr bekamen.

Als mein Vater sich auf dem Dachboden des zerbombten Gebäudes versteckte, hatte ihm sein nichtjüdischer Freund versprochen, er werde ihm falsche Dokumente besorgen, die ihn als christlichen Flüchtling aus dem südlichen Grenzgebiet auswiesen. Er hielt sein Wort und schaffte es durch Bestechung eines Beamten an echte Papiere (das heisst echte Formulare, Stempel und Unterschriften) zu kommen. Da der Name Krausz zu offensichtlich jüdisch war, wurden die Papiere auf den Namen Istvan Keve ausgestellt, eines Flüchtlings aus dem Dorf Parrag mit serbisch-orthodoxer Religion. Der Personalausweis meines Vaters als Istvan Keve machte ihn sieben Jahre älter, das heisst über 50, weil er sonst als Nichtjude in der Armee hätte sein müssen. Dieser Ausweis ist auf den 5. Dezember 1944 datiert.

Warum Keve? Unser Haus in Römai Fürdo befand sich in der Keve-Strasse, und Dea, die damals acht Jahre alt war, hatte in dieser Strasse auch die Grundschule besucht, und so fiel die Wahl für den neuen Nachnamen auf Keve, weil man annahm, daran würde sie sich ohne Zögern erinnern, falls sie gefragt würde.

Mein Vater hatte sich in der Zwischenzeit einen grossen Bauernbart wachsen lassen, und in der dazu passenden Kleidung wirkte er glaubwürdig. Mit den neuen Papieren, die ihm Balla besorgt hatte, in der Tasche, bewegte sich mein Vater wieder frei auf der Strasse.



Personalausweis für István Krausz, ausgestellt auf den Namen István Keve, 5. Dezember 1944

Zu diesem Zeitpunkt mussten alle Juden im Ghetto sein, traf man sie ausserhalb an, wurden sie kurzerhand erschossen. Deserteure aus Zwangsarbeitslagern natürlich auch. Trotzdem liessen es sich mein Vater und sein Freund Balla nicht nehmen, in einem kleinen Restaurant, das voller Pfeilkreuzler war, essen zu gehen. Ermutigt, weil er in dem Restaurant nicht als Jude, sondern als gewöhnlicher Gast angesehen wurde, traute er sich weiterzumachen.

Mein Vater beschloss, seine neue Identität zu nutzen, um Arbeit und ein Zimmer zu finden. Beides gelang recht schnell. In einem Badehaus empfahl ihm jemand eine Vermieterin, die in der István-Gasse 11 ein Zimmer zu vermieten hatte. Fabrikarbeiter waren rar, und ein Flüchtling hatte keine Probleme, ungelernete Arbeit zu finden. Er wurde in einer Fabrik beschäftigt, in der Patronenhülsen hergestellt wurden. Da es sich dabei um Kriegsindustrie handelte, waren die Bedingungen relativ gut, es gab zu essen in der Fabrik, und die Arbeiterinnen und Arbeiter standen unter einem gewissen Schutz.

Mein Vater erzählte, dass es nicht genügte, gute Papiere zu haben, man musste auch die Rolle spielen, wenn man, wie so oft, von Pfeilkreuzlern

aufgehalten wurde. Dazu gehörte nicht nur, mit dem richtigen Akzent eines Bauern vom Land zu sprechen, sich entsprechend zu kleiden und zu handeln, sondern auch die Leichen vor dem Pfeilkreuzler-Hauptquartier zu ignorieren, an denen er jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit und von der Arbeit vorbeikam. Ein Pfeilkreuzler konnte beim geringsten Verdacht verlangen, dass ein Mann seine Hose herunterliess, um zu prüfen, ob er beschnitten war. Das war dem Arbeitskollegen neben meinem Vater in der Fabrik passiert (einem unbeschnittenen Christen), ihm aber glücklicherweise nicht. Sein Mut und sein Geschick, die Rolle des serbischorthodoxen Flüchtlings selbst unter den gefährlichsten Umständen zu spielen, haben ihn gerettet. Als er ins Rotkreuzhaus kam, fand er den Rest der Familie in einem erschreckenden Zustand vor. Blind gegenüber der Gefahr, führte er Dea zum Abendessen in ein Restaurant in der Nähe der Basilika aus. Dea erinnert sich, dass der Speisesaal voller deutscher Soldaten war. Dies hinderte sie jedoch nicht daran, ein gutes Abendessen zu geniessen. Sie erinnert sich noch immer, was es war – Wiener Schnitzel, Rotkohl und Bratkartoffeln. Den Rückweg legten sie während eines Bombenangriffs zurück. Mein Vater versprach Dea, die Familie bald aus dem Rotkreuzhaus herauszuholen. Zuerst musste er das Terrain vorbereiten und seiner Vermieterin und seinen Nachbarn erzählen, dass er gute Nachrichten von seiner Familie habe, es gehe ihnen gut und sie würden in wenigen Tagen zu ihm kommen. Ende der Woche holte er Dea, während meine Mutter sich mit mir auf dem Arm separat hinausschlich. Alle schafften es bis zum Zimmer meines Vaters in der István-Gasse, ohne angehalten zu werden.

Zu viert wohnten wir in einem Raum einer Zweizimmerwohnung. Das andere Zimmer wurde von der Vermieterin und ihrer Tochter bewohnt, die jeden Abend deutsche Soldaten empfangen. Nur eine Holztür trennte uns von ihnen. Dea erinnert sich, dass ich während dieser Besuche fest gedrückt werden musste, damit ich nicht schrie. Papi war nicht bei uns. Er wurde von der Vermieterin eingeladen, mit den Männern Karten zu spie-

len. So verbrachte er, ein Jude in der Rolle eines serbisch-orthodoxen Flüchtlings, jede Nacht damit, mit SS-Männern Karten zu spielen. Er erinnerte sich, dass er dafür sorgen musste, dass er verlor, ohne dass es allzu offensichtlich war. Wenn es die Situation erforderte, machte er eine passende antisemitische Bemerkung. Mit seinem Mut hat er uns geschützt. Es kam nicht der leiseste Verdacht auf, er könnte nicht derjenige sein, für den er sich ausgab. Es war einleuchtend, dass kein Jude, der einigermassen bei Verstand war, Nacht für Nacht mit der ss Karten spielen würde.

In Vaters Fabrik gab es eine Frau, die ins Ghetto eskortiert werden musste. Eine bewaffnete Wache holte sie ab, aber sie baten darum, dass einer der Fabrikarbeiter sie begleitete. Trotz der offensichtlichen Gefahr meldete sich Papi freiwillig, um meinen hungernden Grosseltern etwas zu essen bringen zu können. Zusammen mit der bewaffneten Wache betraten er und die Frau das Ghetto. Mein Vater erzählte der Wache, seine Frau sei bei einer jüdischen Familie Dienstmädchen gewesen, und er bringe etwas Brot für sie. Sie sei eine solch gute Frau, dass er sie nicht enttäuschen konnte, auch wenn das bedeutete, die Dreckjuden am Leben zu erhalten. Mit einer bewaffneten Wache im Schlepptau suchte er also meine Grosseltern auf und gab ihnen das Essen, das er eingeschmuggelt hatte.

Gegen Ende November erzählte Cili, eine ehemalige christliche Angestellte meines Vaters, ihm von einem Gebäude am Lóvólde-Platz 5, in dem ihre Tante Hausmeisterin war. In diesem Gebäude gab es eine Wohnung, deren Bewohner im Sterben lag. Als der Mann schliesslich starb, half uns die Hausmeisterin, die Wohnung zu bekommen. Sie kannte uns nur über ihre Nichte, und sie riskierte ihr eigenes Leben, indem sie wissentlich Juden beherbergte. Zu diesem Zeitpunkt waren die Russen bereits in der Nähe. Am 27. Dezember war Budapest eingekesselt. Mein Vater ging nicht mehr in die Fabrik, da es zu gefährlich war, auf der Strasse zu sein. Unsere Nahrungsquelle war das gewesen, was in der Fabrik an die Arbeiter verteilt worden war, und nun waren wir davon abgeschnitten. Das Essen wurde sehr knapp.

Als die Bombenangriffe und das Artilleriefeuer immer schlimmer wurden, zogen sämtliche Bewohner des Hauses in den Keller. Dort versuchte meine Familie, für sich zu bleiben, denn jeder Kontakt mit den Nachbarn barg die Gefahr, aufgedeckt zu werden. Jemand machte eine Bemerkung, wie jüdisch das kleine Mädchen – Dea – aussah, aber es hatte keine weiteren Folgen. Lebensmittel waren äusserst knapp. Wir hatten überhaupt nichts. Ich wurde mit Zahnpasta gefüttert, und eine gutherzige Nachbarin gab meiner Mutter die Schalen von ihren Kartoffeln ab. Sie machte eine Suppe aus Kartoffelschalen.

Als es buchstäblich nichts mehr zu essen gab, auch keine Kartoffelschalen mehr, trotzte mein Vater den Kämpfen auf der Strasse und machte sich auf den Weg zum zerbombten Haus in der Benczur-Gasse, wo er sich vor einiger Zeit zehn Tage auf dem Dachboden versteckt gehalten hatte. Er erinnerte sich, dass sie, als sie das Haus verliessen, etwas Essen zurückgelassen hatten. Das war so waghalsig und so tollkühn, dass es ihm als letzter Ausweg vorgekommen sein musste. Die Strassen waren extrem gefährlich. Vom ständigen Hungern war er ganz entkräftet, trotzdem kletterte er auf den Dachboden des vierstöckigen Gebäudes, zog Stockwerk für Stockwerk die Leiter hinter sich her. Er fand Lebensmittel, trockenes Brot und Marmeladengläser, die er in seinen Rucksack packte. Da er sich zu schwach fühlte, mit der Last auf dem Rücken hinunterzuklettern, warf er den Rucksack die vier Stockwerke hinunter. Völlig erschöpft kam er wieder bei uns im Keller an. Meine Mutter siebte die Glasscherben aus der Marmelade und röstete das alte Brot. So hielten wir ein oder zwei Tage durch.

Als das Essen wieder ganz ausgegangen war, beschloss mein Vater, die Familie aus dem Keller in das Gebäude der Papierfabrik zu bringen, das inzwischen nur noch eine ausgebombte Ruine war. Der Weg war äusserst schwierig und gefährlich. Mein Vater war inzwischen so schwach vor Hunger, dass er es kaum schaffte, mich zu tragen. Er benutzte seinen Gürtel, um mich an seinen Hals festzubinden, damit er mich nicht fallen lassen

würde. Es gab einen Schneesturm und es war bitterkalt, aber die Familie schaffte den gefährlichen Weg. Im ausgehöhlten Gerippe und im Keller der Fabrik war eine grosse Zahl von Arbeitskollegen versammelt. Es gab reichlich eingelegtes Kraut und Gelberbs. Anfang Januar kam es in der Nachbarschaft zu Strassenkämpfen. Am 15. Januar tauchten russische Soldaten im Keller auf. Sie zogen unterirdisch durch die Stadt, vom Keller eines Gebäudes zum nächsten. Die russischen Soldaten sahen Vergewaltigungen als Teil ihrer Belohnung, die ihnen zustand, aber als sie wegen der Frauen in die Fabrik kamen, standen ihnen 50 Männer gegenüber. Auch wenn sie sich keinen Zwang antaten, einen oder zwei zu erschiessen, schienen sie doch davor zurückzuschrecken, eine so grosse Zahl zu ermorden.

Für unsere Familie war der Krieg vorbei, aber nicht die Gefahr. Dass mein Vater fliessend Bulgarisch sprach, das dem Russischen so ähnlich ist, dass er auch Russisch verstand, bot uns einen gewissen Schutz. Das Militär hielt ihn für einen nützlichen Übersetzer und Vorkoster – für den Fall, dass das Essen vergiftet war. So konnte Papi auch ein wenig Essen für uns abzweigen. Als wir nach drei Tagen in der Fabrik hörten, dass die Kämpfe sich [bereits] weit hinter den Lóvólde-Platz verlagert hatten, kehrte meine Familie, beladen mit Gelberbsen aus der Fabrik, in die Wohnung zurück. Somit waren die Lebensmittelprobleme fürs Erste gelöst.

Es hatte in den letzten Tagen der deutsch-ungarischen Herrschaft mehrere Pläne gegeben, die Juden in den Ghettos zu liquidieren. Es war knapp, aber sie sind schlussendlich nicht umgesetzt worden. Das Ghetto wurde am 18. Januar 1945 von russischen Truppen befreit. Mein Vater ging ins Ghetto und holte meine Grosseltern und meine Urgrossmutter, die in einem schrecklichen, abgemagerten Zustand waren. Sie blieben einige Wochen bei uns in unserer Wohnung am Lóvólde-Platz, während sie wieder zu Kräften kamen. Cini und Jutka waren während der gesamten Belagerung von Budapest im Rotkreuzhaus geblieben. Irgendwann nach der Befreiung waren auch sie geholt und an den Lóvólde-Platz gebracht worden. Schliesslich kehrten meine Grosseltern in ihre eigene Wohnung

in der Paulay-Ede-Gasse zurück. Urgrossmutter war im Ghetto an Paratyphus erkrankt und kurz darauf gestorben. Der Rest der Familie erholte sich allmählich, äusser mir. Ich war damals acht Monate alt. Ich war bereits schrecklich unterernährt und bekam jetzt auch noch chronischen Durchfall. Meine Mutter hatte keine Milch, aber eine freundliche Nachbarin, eine christliche Frau mit einem Baby, pumpte ein wenig von ihrer überschüssigen Milch für mich ab. Mit seinem gewohnten Mut und seinem energischen Charakter erreichte Papi das schier Unmögliche: dass ich in ein Krankenhaus aufgenommen wurde. Da es jedoch keinerlei Medikamente gab und die Zustände immer noch unhygienisch waren, war das Einzige, was erreicht wurde, eine gründliche Diagnose. Ich litt nicht nur an Unterernährung und Durchfall, sondern gleichzeitig auch an Lungentuberkulose und Keuchhusten. Meinen Eltern wurde gesagt, ich würde nicht überleben, aber irgendwie schaffte ich es doch, und nach einigen Wochen wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Man erzählte mir, dass ich mit neun Monaten noch immer nicht sitzen konnte und mit einem Jahr zu schwach war, um zu stehen. Aber als wir nach Romai Fürdo zurückkehrten, kam ich schnell wieder zu Kräften und holte auf. Das Leben meiner Familie kehrte langsam wieder zur Normalität zurück – zu dem, was in den unmittelbaren Nachkriegsmonaten als normal betrachtet werden konnte.

1956 beschlossen Tom Keves Eltern, mit der Familie aus Ungarn zu flüchten, und liessen sich in London nieder. Tom promovierte am Imperial College London in Kristallographie. Er arbeitete für das Elektronikunternehmen Philips in Holland, Frankreich und Grossbritannien. Er lebt in London und hat zwei Söhne und fünf Enkelkinder.

Tom Keve, 2006

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Andrew Simon



Andrew Simon, Toronto, Kanada 2018

Toronto, Kanada

Geboren als András Spiegel am 16. Januar 1938
in Budapest.

«Mein Vater sagte, er vertrete die Schweizer Gesandtschaft und sei entsandt worden, um vier Schweizer Bürger aus der Ziegelfabrik zu holen»

Ich wurde am 16. Januar 1938 geboren. Meine Eltern lebten in Pokafa, einem Dorf in der ungarischen Provinz Zala, das später mit dem Nachbardorf zusammengeschlossen wurde und heute als Pökaszepetk bekannt ist. Mein Vater erbt von meinem Grossvater und wurde Eigentümer und Leiter eines Familienunternehmens, einer Molkerei mit zugehörigem Gemischtwarenladen. Auf Drängen meiner Mutter zogen wir 1942 nach Budapest. Dies stellte sich als prophetische Entscheidung heraus, da die Juden aus den Provinzen vor denen der Hauptstadt zur Deportation in die Todeslager zusammengetrieben wurden. In dieser Zeit wurden immer mehr antijüdische Restriktionen eingeführt. Mein Vater wurde in ein Zwangsarbeitslager im östlichsten Teil des Landes verschleppt. Wir bekamen Briefe von ihm. Nach ungefähr einem Jahr wurde er in ein Stahlwerk in einer Industriezone von Budapest versetzt. Von dort konnte er sich abends meistens bis zum nächsten Morgen davonschleichen. Ich erinnere mich an Luftangriffssirenen Ende 1944, die signalisierten, dass alle in den Luftschutzkeller im Keller des Gebäudes hinuntermussten. Die tatsächliche Gefahr dieser Situation – benachbarte Gebäude wurden bombardiert – haben wir Kinder nicht mitbekommen. Wir rannten dort unten herum und hatten unseren Spass. Wenn es keine Luftangriffe gab, mussten Vorhänge und Jalousien dicht geschlossen werden, damit kein Licht entweichen und den «feindlichen» Bombern die Arbeit erleichtern konnte. Einige befreundete Nachbarn trafen sich regelmässig in unserer Wohnung,

um heimlich ungarischsprachige Kurzwellensendungen aus Grossbritannien, den USA und Frankreich zu hören und sich über den tatsächlichen Verlauf des Kriegs zu informieren. Die deutsche Besatzung brachte aber noch mehr Einschränkungen mit sich: Die Juden durften nur noch in einem Ghetto in einem alten Stadtteil oder im sogenannten Internationalen Ghetto leben. Dieses bestand aus Wohngebäuden, die von ausländischen Regierungen gekauft und symbolisch zu Teilen ihrer Gesandtschaften erklärt wurden. Damit genossen sie diplomatische Immunität, so dass die Juden darin geschützt waren. Unser Haus stand unter Schweizer Schutz. Es zogen immer mehr Leute in unsere Wohnung, bis schliesslich rund 24 Personen darin lebten.

Im Herbst 1944 tauchten trotz der diplomatischen Immunität Pfeilkreuzler in unserem Haus auf und befahlen allen Frauen zwischen 20 und 40, sich innerhalb von 20 Minuten mit ihren Sachen im Empfangsbereich zu versammeln. Meine Mutter ging hinunter. Sie liess mich in der Obhut der viel älteren Nachbarn zurück. Die Mutter meines Freundes Peter musste ebenfalls gehen, und sie nahm ihn mit, da sie niemanden hatte, bei dem sie ihn lassen konnte. Vom Fenster aus konnten wir sehen, wie sie mit ihren Bündeln abgeführt wurden. Bei einem seiner heimlichen Hausbesuche erfuhr mein Vater, dass die Frauen drei Tage zuvor weggebracht worden waren. Er beschloss augenblicklich, meine Mutter zu suchen und zurückzuholen, ganz egal, wie gefährlich es sein würde. Er fand heraus, dass die Frauen zu einer grossen Ziegelfabrik im Industrievorort Óbuda gebracht worden waren.

Am nächsten Morgen führte er eine höchst gewagte Rettungsaktion durch: In einem Geschäftsanzug und mit einem ordentlich gefalteten leeren Blatt Papier in der Tasche machte er sich auf den Weg nach Óbuda und suchte die Polizeiwache in der Nähe der Ziegelfabrik auf. (Nicht alle Mitglieder der Stadtpolizei waren so verbissen antisemitisch wie die Pfeilkreuzler). Er wandte sich an den diensthabenden Sergeant und sagte in einem geschäftsmässigen Ton, er vertrete die Schweizer Gesandtschaft

und sei entsandt worden, vier Schweizer Bürger aus der Ziegelfabrik zu holen, und verlangte eine Polizeieskorte. Das gefaltete Blankopapier hielt er in seiner Hand, aber der Sergeant wollte es zum Glück nicht sehen. Er beauftragte kurzerhand einen Offizier, meinen Vater zu begleiten. Unterwegs freundete er sich mit dem Offizier an, gab ihm einen Schluck Pälinka [Branntwein]. Sie trafen einen zweiten Offizier, und der erste Offizier bat ihn, sich dem Trupp anzuschliessen. So war mein Vater in Begleitung von zwei Polizeibeamten mit einem Hauch Autorität ausgestattet. Als sie sich dem massiven und schwer bewachten Tor der Ziegelfabrik näherten, schickte mein Vater einen der Offiziere vor, um den bewaffneten Pfeilkreuzler-Wachen mitzuteilen, dass ein Herr von der Schweizer Gesandtschaft hier sei, um vier Staatsbürger abzuholen, die versehentlich abgeführt worden seien. Es muss sicherlich dazu gesagt werden, dass die Mehrheit der Pfeilkreuzler sehr junge Burschen waren, viele im Teenageralter, für die eine solche Ankündigung Gewicht hatte. Ohne Weiteres ging das Tor auf, die vier Namen wurden verlesen und die Suche nach den Frauen begann (und nach meinem Freund Peter, dessen Mutter natürlich eine der vier war).

In dem Gedränge im Hof der Ziegelei flehten mehrere andere Frauen meinen Vater an, sie auch mitzunehmen. Er befahl ihnen, ruhig zu sein und sich schnell in eine Reihe zu stellen, aus Angst, der Wächter könnte nach weiteren Auskünften verlangen. Schliesslich passierten nicht weniger als vierzehn Frauen (und Peter), flankiert von den beiden Polizisten, das Tor.

Als sie um die nächste Ecke waren, winkte mein Vater zwei Pferdewagen heran, wie sie damals für den Gütertransport üblich waren. Er wies jedem sieben Frauen und einen Offizier zu mit der Anweisung, jede Frau mit Polizeieskorte zu ihrer Wohnung zu bringen. Und so geschah es. (Nach der Befreiung schlug mein Vater die beiden Offiziere für Tapferkeitsauszeichnungen vor, die sie auch erhielten).

Nach der Rettung kehrte mein Vater zu seiner Arbeitseinheit im Stahlwerk zurück. Angesichts der zunehmend angespannten Stimmung, die im

Spätherbst 1944 herrschte, weckte mich meine Mutter jeden Morgen in aller Frühe, und um sieben Uhr morgens waren wir beide draussen. Während wir mit Strassenbahnen oder Bussen durch Budapest fuhren und einfach nur umherirrten, hielt sie meine Hand im Glauben, das sei besser, als zu Hause zu warten, bis man geholt wurde. Meine Mutter war eine statuenhafte Blonde, die mehr deutsch als jüdisch aussah, und wenn sie von einem bedrohlichen Deutschen oder Ungarn angesprochen worden wäre, hätte sie einfach ein paar erlesene deutsche Schimpfwörter im Frankfurter Dialekt auf ihn losgelassen. Er hätte sich entschuldigt und wäre weitergegangen.

Dann kam meiner Mutter zu Ohren, es gäbe ein «Schutzhaus» in Form einer von der Schweiz geschützten Glasfabrik in der Vadász-Gasse 29, inzwischen als Glashaus bekannt. Es war nicht einfach hineinzugelangen, da bereits um die 2000 Juden darin zusammengequetscht waren. Sie machte geltend, ihr sechsjähriges Kind sei krank – was stimmte –, und sie liessen uns herein. Uns wurde ein ungefähr drei Quadratmeter grosser Platz auf dem Boden an der Wand zugewiesen. Das Essen war knapp, aber sie kümmerte sich um mich, so gut sie konnte. Einer der Mitbewohnenden war Arzt, und er verschrieb mir eine warme Kartoffelsuppe (das heisst, er schrieb einen Zettel an die Küche, sie sollen mir davon geben, «falls es welche gibt»). Etwa eine Woche nach unserer Ankunft im Glashaus geschah das nächste Wunder: Mein Vater kam. Er war wie durch ein Wunder dem Zug entkommen, mit dem seine Zwangsarbeitseinheit ins Konzentrationslager transportiert wurde, bevor dieser ungarischen Boden verlassen hatte. Mit einem einzigartigen Sprung flüchtete er sich aus dem fahrenden Viehwagon und landete im Graben neben dem Gleis. Er fand sich in der Nähe der Stadt Győr wieder, wo er sich zum Bahnhof begab und einen Personenzug nach Budapest bestieg. Juden durften damals nicht mehr auf der Strasse anzutreffen sein, da sie bereits aus den Provinzen ausserhalb Budapests deportiert worden waren. Im Zug forderte er mit seiner ungläublichen Be-

gabung (oder seiner grenzenlosen Kühnheit) das Schicksal geradezu heraus, indem er sich als gewöhnlicher Arbeiter ausgab und sich direkt neben einen hochrangigen deutschen Offizier setzte, sogar so tat, als wäre er eingenickt, und sich an die Schulter des Offiziers lehnte. Als er am frühen Abend auf dem Weg zu unserer Wohnung war, wurde er auf dem St.-Stephans-Platz von einem Pfeilkreuzler mit vorgehaltener Waffe verhaftet. Sie brachten ihn in ein leerstehendes Geschäft, wo er sich mit anderen an die Wand stellen musste, bis sich eine Gruppe von zwanzig Personen gebildet hatte. Mit einem Pfeilkreuzler an der Spitze und einem am Ende des Zugs wurden sie ans Donauufer geführt und auf eine Fähre gesetzt, die zur Buda-Seite fuhr. Dann wurden sie um mehrere Blöcke und schliesslich auf einer schmalen, dunklen Strasse den Hügel hinauf gejagt. Dort wurden sie in ein Haus hineingetrieben, von dem mein Vater überzeugt war, dass er es niemals lebend verlassen würde. Die Pfeilkreuzler trugen ihre Gewehre diagonal auf dem Rücken. Mein Vater, der sich am Ende der inzwischen einreihigen Kolonne befand, fasste einen plötzlichen Entschluss. Er machte auf dem Absatz kehrt und rannte im Zickzack den Hügel hinunter, wobei er damit rechnete, er würde, bis der Pfeilkreuzler das Gewehr befreit hatte, weit genug entfernt sein, sodass der Schuss danebenging. Und so war es auch.

Unten auf der belebten Hauptstrasse mischte er sich schnell unter die Leute und sprang auf die hintere Plattform einer fahrenden Strassenbahn auf, wie es damals in Budapest üblich war. Als er bei unserer Wohnung ankam, sagten ihm die Nachbarn, wo wir waren, und er machte sich auf den Weg zur Glasfabrik. Er sah, dass ich in sehr schlechter Verfassung war: nur noch Haut und Knochen. In einer weiteren heroischen Tat und entgegen allen Ratschlägen verliess er den «sicheren» Ort und kehrte einige Stunden später mit einer Decke und Lebensmitteln zurück, um mich zu stärken.

Eines Nachmittags, ich glaube im Dezember, verletzten die Pfeilkreuzler-Banditen die diplomatische Immunität der Glasfabrik. Sie drangen ins

Gebäude ein und trieben uns auf die Strasse, wo wir uns mit erhobenen Händen in Dreierreihen auf dem Bürgersteig aufstellen mussten. Wir (ich meine, die Erwachsenen) waren überzeugt, dass die Pfeilkreuzler mit uns ans Donauufer wollten, wo sie die Leute zu diesem späten Zeitpunkt des Kriegs nur noch in eine Reihe stellten und auf sie schossen, sodass sie direkt in den Fluss fielen. Wir standen etwa drei Stunden lang auf dem Bürgersteig in der Vadász-Gasse, während ein paar Menschen erschossen wurden, weil sie ihre Arme fallen liessen. Dann geschahen noch drei weitere Wunder: Das erste war der stille Anmarsch von etwa zwanzig älteren Budapester Stadtpolizisten, die ihre Missbilligung über die Tätigkeit der Pfeilkreuzler zum Ausdruck brachten; das zweite war das Auftauchen des schwedischen Diplomaten Raoul Wallenberg auf dem Motorrad, der die Rädelführer konfrontierte und sie auf unmissverständliche Weise warnte, dass sie für ihre Taten vor Gericht verantwortlich gemacht würden; und das dritte Wunder war ein Luftangriff, bei dem die Pfeilkreuzler in Todesangst in alle Richtungen davonstoben. Wir liefen schnell ins Glashaus zurück.

Wir waren etwa seit sieben Wochen in der Glasfabrik, als mein Vater sich am frühen Morgen des 18. Januar 1945 zufällig in der Nähe des Tores rasierte und unverkennbar russische Gespräche hörte. Tatsächlich waren das die sowjetischen Soldaten, die uns befreit haben. Zwei Stunden später liefen wir mit unseren Bündeln auf dem Rücken durch die unheimlich ruhigen Strassen einer in Trümmern liegenden Stadt zurück in unsere Wohnung. Auf dem Weg nach Norden durch das Stadtzentrum überquerten wir eine breite Allee, die nach Westen zum Parlamentsgebäude führte. Sie war genauso ausgestorben wie alles andere, doch etwa einen Häuserblock weiter sahen wir eine offenbar nicht mehr funktionstüchtige Kanone, auf der ein paar Jugendliche herumkletterten. Wieder einmal trotzte mein Vater den Regeln der Wahrscheinlichkeit und entdeckte darauf seinen Nefen, meinen Cousin. Wir hatten keine Ahnung, wo er diese schwierigen Zeiten verbracht hatte, aber da war er, in voller Lebensgrösse. Meine Eltern boten ihm sofort an, mit uns zu kommen, und er lebte etwa sechs Mo-



Ruth und András Simon,
Budapest, Ungarn, undatiert

nate in unserer Familie. Er war ein fleissiger, pfiFFiger Junge, ich schaute zu ihm auf wie zu dem älteren Bruder, den ich nie gehabt hatte, und er betrachtete meine Eltern als seine eigenen (er sprach meine Mutter für den Rest seines Lebens mit Ruth-Mama an).

Auf demselben Heimweg prägte sich mir die unauslöschliche Erinnerung ein, wie ich an einem vertrauten Spielzeugladen vorbeikam in dessen eingeschlagenem Schaufenster ein toter Soldat lag. Ich ertrug den Anblick nicht lang genug, um zu sehen, in welcher Armee er gedient hatte. Etwas weiter entfernt, in der Mitte des Platzes, setzte sich ein anderes Bild in meinem Geist fest: ein totes Pferd, auf dem zwei Männer sassen und mit einem Messer sein Fleisch herausschnitten.

Es war eine grosse Erleichterung, zu Hause anzukommen: Das Gebäude war nicht bombardiert worden wie viele Nachbarhäuser.

Wir gingen in den dritten Stock hinauf (der Aufzug war natürlich nicht in Betrieb) in unsere Wohnung. Auch die Zentralheizung war kaputt, aber wir fanden glücklicherweise im ehemaligen Dienstmädchenzimmer einen Holzofen. In den nächsten Monaten spielte sich unser Leben in diesem kleinen Raum ab, da sich darin die Wärme des Ofens ausbreitete und meine Mutter mit dem Ofen kochen konnte. Aber das Brennholz war ein Problem, und so plünderten mein Vater und mein Cousin Pali regelmässig die Parkettböden der nahegelegenen, ausgebombten Gebäude und ignorierten dabei die Warnungen, dass die Ruinen unter ihnen oder über ihren Köpfen mit Leichtigkeit zusammenbrechen könnten. Pali gelangte irgendwie an einen Glasschneider im Taschenformat und vermarktete sich selbst als Fensterspezialist. Er verdiente sich ein bisschen Gemüse oder andere Lebensmittel, indem er zerbrochene Glasscheiben ersetzte, die es im Überfluss gab.

Die Lebensmittelknappheit war eine grosse Herausforderung. Ich erinnere mich, dass mein Vater sich mindestens zweimal aufmachte, um seine Bauernfreunde in seinem Heimatdorf aufzusuchen. Einige Güterzüge hatten den Betrieb wieder aufgenommen, und er reiste meist auf dem Dach der Waggonen. Nach etwa einer Woche kehrte er mit einem Bündel voller Lebensmittel, Käse, Brot usw. zurück.

Zwischen uns Ungarn und den sowjetischen Besatzungstruppen herrschte eine Hassliebe. Auf der einen Seite waren wir (vor allem die Juden) ihnen dankbar, dass sie uns von den deutschen Besatzern und dem nationalsozialistisch orientierten Regime im Land befreit hatten. Andererseits waren nicht alle Mitglieder der sowjetischen Streitkräfte freundlich und höflich zu uns. Fast jeder Bekannte meiner Eltern hatte eine «Dawai-tschassi»-Szene erlebt, bei der ein Soldat an einen Ungarn herantrat und ihn aufforderte, ihm die Uhr an seinem Handgelenk zu geben. Wir hörten auch von anderen verübten Grausamkeiten, einschliesslich Vergewaltigung, obwohl ich als Siebenjähriger nicht wusste, was das genau bedeutete. Aber ich erinnere mich, dass es eines Abends an unsere Woh-

nungstür klopfte. Ich sah, wie meine Mutter sofort einen dicken Pullover und ein schwarzes Halstuch überstreifte; sie krümmte sich und nahm die Gestalt einer alten Frau an. Drei sowjetische Soldaten standen meinem Vater gegenüber, als er die Tür öffnete, und verlangten Barischna – ihr Wort für Frau. Hinter ihm erblickten sie meine gebückte Mutter und zogen ab, etwas murmelnd, das wir nicht verstehen konnten.

Es ist der Budapester Mentalität zu verdanken, dass die beträchtlichen Kriegsschäden innerhalb weniger Monate beseitigt werden konnten. Im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Städten, die im Krieg ein ähnliches Schicksal erlitten hatten, war der Wiederaufbau, die Eröffnung von Läden und Geschäften usw. bald in vollem Gange. Als eine der Folgen, von denen ich wenig begeistert war, wurden im März oder April die öffentlichen Schulen wiedereröffnet, was bedeutete, dass ich in die erste Klasse kam. Doch dank einer angenehmen und attraktiven jungen Lehrerin gefiel mir die Erfahrung, und irgendwie schaffte sie (zusammen mit anderen) das Unmögliche: ein Schuljahr in ein bis drei Monaten zu bewältigen. Doch es gab auch ein unangenehmes Erlebnis, an das ich mich noch genau erinnere: Nach der langen Tradition des Katholizismus als Staatsreligion Ungarns waren in der Eile, die Schulen zu öffnen, noch die Kreuzfixe an den Wänden der Klassenzimmer hängengeblieben, und die Lehrer begannen jeden Tag pflichtbewusst mit Gebeten, zu denen auch das Kreuzzeichen gehörte. Eines Morgens ist es mir etwas danebengeraten, und der Lehrer gab mir eine Ohrfeige. Ich würde es nicht als Misshandlung bezeichnen, da milde körperliche Strafen in den 40er-Jahren in der Schule zur Routine gehörten – in Europa bestimmt, aber wahrscheinlich auch in Kanada. Als ich die Geschichte an jenem Abend zu Hause erzählte, wurde mein Vater wütend – nicht so sehr wegen der Ohrfeige, sondern eher, weil sein Kind in einer öffentlichen Schule dafür bestraft wurde, dass es das Ritual eines Glaubens, der nicht der seine war, nicht korrekt ausgeführt hatte – ganz so, als wäre der Holocaust umsonst gewesen.

Am nächsten Morgen stürmte er ins Klassenzimmer und verlangte vom Lehrer eine Entschuldigung. Von da an waren ich und die anderen beiden jüdischen Kinder von dieser morgendlichen Übung dispensiert.

Im September öffneten die jüdischen Schulen, und meine Eltern schickten mich – vielleicht zum Teil wegen dieses Vorfalls, aber wohl eher aufgrund der vor dem Krieg bei Juden aus der Mittelschicht verbreiteten Tradition – in eine dieser Schulen. Hier nahmen wir den regulären Lehrplan durch und wurden zusätzlich in Hebräisch und Judentum unterrichtet. Ich besuchte dort die 2., 3. und 4. Klasse, bis die kommunistische Regierung 1949 religiöse Schulen verbot. Ich begann die 6. Klasse an einer öffentlichen Schule, wo wir eine Stunde pro Woche «Religionsunterricht» hatten, während der wir jüdischen Kinder uns mit einem speziellen Lehrer in einem anderen Klassenzimmer versammelten. Eine weitere Neuheit war Russisch, das zur obligatorischen Fremdsprache wurde. Mein Vater eröffnete die Molkerei wieder und wurde schnell ein erfolgreicher Hersteller und Exporteur von hochwertiger Butter. Mit dem guten Leben war Schluss, als seine Firma 1949 «verstaatlicht», das heisst von der kommunistischen Regierung konfisziert wurde. 1950, als ich zwölf war, flüchteten wir aus Ungarn und wanderten nach Kanada aus.

Andrew Simon kam 1961 zur CBC (Canadian Broadcasting Corporation) und arbeitete dreissig Jahre lang als Radio- und Fernsehproduzent, Programmleiter, Fernsehleiter und Exekutivdirektor von Radio Canada International (RCI). Er ist mit Monika (einer gebürtig en Deutschen) verheiratet und hat drei erwachsene Kinder und drei Enkelkinder.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Peter Tarjan



Peter Tarjan 2017

Miami, Florida, USA

Geboren als Péter Pal Tarjan am 28. Mai 1936 in Budapest.

«Ich sah meine Mutter zum letzten Mal durch das Fenster zum Hof»

Im Herbst 1944 war ich erst acht Jahre alt. Das Gebäude, in dem meine Eltern seit meiner Geburt zur Miete wohnten, wurde im Juni 1944 ein Gelbsternhaus. Wir teilten die Wohnung mit vielen anderen. In den folgenden Wochen beschaffte sich meine Mutter drei Schweizer Schutzpässe, die mich faszinierten. Ich legte sie nebeneinander und untersuchte sie, und ich stellte fest, dass sie nur ganz leicht voneinander abwichen. Es schien mir, das Schweizer Wappen ganz oben sei bei jedem etwas anders. Wie auch immer, mit dem Zeitabstand von sieben Jahrzehnten muss ich wohl davon ausgehen, dass mindestens zwei, wenn nicht alle drei, Fälschungen waren.

Mein Vater, Tibor Tarjan, war wie die meisten jüdischen Männer zu jener Zeit in einem Arbeitslager, einem sogenannten Munkaszolgálat. Seine letzte Nachricht an meine Mutter, in der er schrieb, seine Einheit werde verlegt, traf am 1. Dezember 1944 aus Budapest ein.

Irgendwann im November beschlossen meine Mutter und ihre befreundete Nachbarin – Jolan Deutsch –, vom Gelbsternhaus im siebten Bezirk in der Király-Gasse 31 zu Fuss ins Internationale Ghetto umzuziehen. Jolans Tochter Trudi war noch nicht ganz drei; ihr Geburtstag war im Januar. Jolan schaffte es irgendwie, einen jungen Mann in Soldatenuniform anzuheuern, der uns mit dem Gewehr über der Schulter zum Szent-István-Park 25 eskortierte. Das grosse Haus an der Donau war eines der Gebäude, die unter Schweizer Schutz standen. Ich weiss nicht, ob jemand unsere Papiere auf ihre Echtheit geprüft hatte, jedenfalls zogen wir gemeinsam in eine mittelgrosse Wohnung im sechsten Stock mit um die 70 Leuten und einem einzigen Badezimmer für alle. Zu meinen Erinnerungen aus dieser Zeit gehören das Spielen mit anderen Kindern im Treppenhaus, nächtlicher Streit um das Badezimmer, und schliesslich, so ge-

gen Ende November, wie Pfeilkreuzler in unser Haus kamen und allen Frauen einer bestimmten Altersgruppe, die entweder keine Kinder hatten oder deren Kinder älter als zwei waren, befahlen, sich hinter dem Gebäude zu irgendeinem Arbeitseinsatz zu versammeln.

Meine Mutter, die 34 war und gehen musste, überliess mich der Obhut von Jolan, die aufgrund von Trudis Alter freigestellt war. Ich sah meine Mutter zum letzten Mal durch das Fenster zum Hof, wo sie zusammen mit den anderen Frauen den Aufbruch abwartete. Später stellte sich heraus, dass es sich um einen von Eichmanns berüchtigten Todesmärschen handelte, von dem es ihr Anfang Dezember gelang, eine offene Postkarte aus Bánhida zu schicken. Es war die letzte Nachricht von ihr.

Jolan – eine blonde Frau mit blauen Augen – beschloss, mit falschen Papieren in den Untergrund zu gehen, und sie überlebte zusammen mit Trudi. Zuvor aber übergab sie mich einem christlichen Militärschneider, der Offiziersuniformen nähte. Dieser Mann versuchte mich erfolglos in verschiedenen Kinderheimen unterzubringen, bis er mich schliesslich einem Waisenhaus des Schwedischen Roten Kreuzes am Szent-István-Ring 29 übergeben konnte.

Es ist nicht klar, wie die beste Freundin meiner Mutter, «Panni» – Anna Kertész –, herausfand, was aus mir geworden war, aber sie kam mich besuchen und gab mir ihre einstweilige Adresse in der Tatra-Gasse 4, einem Gebäude, das unter schwedischem Schutz stand. Sie und ihre zwanzig Verwandten bewohnten ein Zimmer in einer Wohnung, die voller Leute mit Schweizer Schutzpässen war. Panni und ihre Familie hatten echte Schutzpapiere, da ihr Bruder, Georg «Gyuri» Kertész seit 1931 Mitglied des Tonhalle-Orchesters Zürich war und dieses Dokument nicht nur für seine Mutter und seine Schwester, sondern auch für mehrere Tanten, Onkel und Cousins beschaffen konnte. Panni dachte, das schwedische Waisenhaus sei ein besserer Ort für mich als ihr überfülltes Zimmer. Sie sagte, wenn das Schlimmste eintrete, soll ich zu ihrer Adresse kommen.



Peter und seine Mutter
Erzsébet «Bósz» Steiner
ca. 1942

Einige Tage später – wenige Tage vor Weihnachten – rief der Direktor die Kinder eins nach dem anderen in sein Büro. Er fragte mich, ob ich einen Ort hätte, wo ich hingehen könne, da das Waisenhaus schliessen würde und er nicht wisse, was danach mit den Kindern geschehen würde. Rückblickend betrachtet kamen für die Kinder nur zwei Möglichkeiten in Frage: das Budapester Ghetto oder die Donau. Ich erzählte ihm von der Adresse, und er sagte mir, ich soll mich um sieben Uhr abends bereithalten.

Wie geplant liess mich der Leiter am Abend durch das Vorderportal hinaus, das normalerweise verschlossen war. Ich hatte keine Ahnung, wie ich zu der Adresse gelangen sollte, aber eine Frau bemerkte mich inmitten der zur Vorweihnachtszeit relativ geschäftigen Menschenmenge auf dem Boulevard und fragte mich, was ich dort täte, und schliesslich zeigte ich ihr – gegen die Anweisung, mit niemandem darüber zu reden – die Adresse, und sie führte mich hin. Auch hier war die Eingangstür verschlossen, und der Hausmeister wollte mich nicht reinlassen. Der Frau gelang es, den Hausmeister zu überreden und Panni herunterzurufen, die kam und (wahrscheinlich gegen Bestechung) die Erlaubnis erhielt, dass ich

eine Nacht bleiben durfte. Ich habe den Namen dieser Frau, die mich hingebacht hat, nie erfahren, aber ziemlich sicher hat sie mir das Leben gerettet.

Am nächsten oder übernächsten Tag begann die Belagerung, und alle aus unserem Zimmer hielten sich die meiste Zeit im Keller des Gebäudes auf, wo sie sich zu schützen versuchten, falls das Gebäude getroffen werden und einstürzen sollte. Panni, ihr Onkel Béla und ich waren die Einzigen, die oben im Zimmer unserer Wohnung im dritten Stock ausharrten. Als ich fragte, warum wir nicht mit den anderen in den Keller gingen, sagten sie etwas von der schlechten Luft, die dort unten sei.

Mitte Januar wurden wir von der Roten Armee befreit.

Panni ging 1946 in die Schweiz und bekam eine Aufenthaltsbewilligung für sechs Monate, um einen Kurs im Gastgewerbe zu absolvieren – sowohl sie als auch meine Mutter waren Klavierlehrerinnen gewesen und während ihres Studiums Freundinnen geworden. Dann wanderte Panni nach Grossbritannien aus, wo sie im Londoner Stadtteil Kensington viele Jahre lang ein kleines Hotel betrieb. 1956 verliess ich Ungarn und kam in die Vereinigten Staaten. 1968 sah ich Panni zum ersten Mal in London wieder, als ich bereits 31 war. Wir unterhielten uns ein wenig über die Ereignisse von 1945, und da wurde mir auf einmal klar, warum Panni und Onkel Béla in dem luftigen Raum geblieben waren: Ich lebte illegal dort. Sie hielten mich vor den Augen des Hausmeisters und der anderen Bewohner versteckt. Sie haben ihr eigenes Leben für mich aufs Spiel gesetzt.

Wenn man mich fragt, wie ich überlebt habe, sage ich, dass ich von Juden versteckt wurde, die im Besitz von Schweizer Schutzpässen waren und in einem Gebäude lebten, das von Raoul Wallenbergs schwedischer Diplomatenengruppe eingerichtet worden war.

Ich war Herrn Lutz und Herrn Wallenberg für ihre Menschlichkeit und ihren Heldenmut immer dankbar und werde es bis ans Lebensende sein.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Hommagen und
Briefe von
Überlebenden
an Carl Lutz

Charles Gati



Charles Gati (hintere Reihe, 2. v. l.) mit seiner Frau Toby, seinen fünf Kindern, deren Partnerinnen und seinen Enkelkindern im Urlaub 2015

Washington, D. C., USA

Geboren als Karoly «Karcsi» Gottlieb am 14. September 1934 in Budapest.

Erinnerung an 1944 und an Carl Lutz

Frau Hirschi, Herr Präsident Knapp, Herr Botschafter Sager, meine Damen und Herren:

Vor 70 Jahren hat der Schweizer Vizekonsul Carl Lutz mir im kriegszerütteten Ungarn das Leben gerettet, genauso wie meinen Eltern und mehreren meiner Familienmitglieder. Er hat insgesamt 62 000 ungarische Juden gerettet.

Carl Lutz konnte nicht alle retten, die er retten wollte. Ungefähr 550 000 ungarische Juden sind durch den Holocaust umgekommen, darunter fast die Hälfte meiner Familie. Aber eines steht fest: Carl Lutz hat alles getan, was in seiner Macht stand – und mehr.

Erstens war er erfinderisch: Er selbst hatte die Idee des internationalen Personalausweises entwickelt, des sogenannten Schutzbriefs, der den Juden half, sich vor jenen zu schützen – Ungarn und Deutschen –, die sie umbringen wollten. Zweitens war er hartnäckig: Er zögerte nie, da er eine Mission hatte, von der er wusste, dass sie etwas bewegen konnte. Drittens war er mutig: Sein eigenes Leben zählte für ihn weniger als die Rettung anderer Menschen. Und viertens machte er sich keine Illusionen über das ungarische Regime unter der Führung von Admiral Miklós Horthy, der 1920 in Europa das erste antisemitische Gesetz einführte – dem in den späten 1930er-Jahren noch restriktivere Gesetze folgten – und die Provinz um Zehntausende von Juden ärmer machte, und all dies bereits bevor Deutschland am 19. März 1944 Ungarn besetzte.

Während die meisten Ungarn wegblickten, strich Carl Lutz das Wort «Gleichgültigkeit» aus seinem Wortschatz. Er teilte seine Idee, seinen Plan sogar mit Raoul Wallenberg und anderen Diplomaten neutraler Länder, die in Budapest akkreditiert waren. Er war ihr Anführer, sie folgten

seinem Rat. Ich fühle mich besonders geehrt, hier heute über diesen «gerechten Nichtjuden», Gerechten unter den Völkern, sprechen zu dürfen.

Ich wurde gebeten, in Erinnerung zu rufen, was der Holocaust für einen Jungen bedeutete, der ein bisschen was, aber nicht viel von dem verstand, was vor 70 Jahren um ihn herum geschah. Ich bin kein erfahrener Redner, wenn es um meine eigene Kindheit geht. Heute will ich jedoch etwas tun, was ich noch nie zuvor getan habe, nämlich versuchen, Episoden einer schmerzvollen Vergangenheit wachzurufen, von denen nicht einmal meine Frau und meine fünf Kinder, die alle in den Vereinigten Staaten geboren und aufgewachsen sind, jemals gehört haben.

Zu meinen ersten Erinnerungen gehört, dass ich 1940, mit sechs Jahren – ich ging noch nicht zur Schule – jeden Mittag Radio hörte. Wenn die ungarische Nationalhymne ertönte, stellte ich mich hin und salutierte vor dem dreifarbigem Fähnchen, das auf dem Gerät stand. Wir waren eine patriotische Familie, und ich war ein braver ungarischer Junge. Meine Mutter hatte eine Lieblingszahl: neun. Sie hatte uns erklärt warum: dreimal drei – das ist dreimal die ungarische Flagge mit den Farben Rot, Weiss und Grün. So bin ich aufgewachsen.

Eines Tages, irgendwann im Jahr 1942, hörte mein Vater bei geschlossenen Fenstern und Türen auf Kurzwelle einen fremden Sender. Es muss das Ungarn-Programm der BBC gewesen sein. Er war sichtlich verärgert. Ich glaube, es ist ihm bewusst geworden, welche Tragweite die ungarische Kriegserklärung von 1941 an die Vereinigten Staaten und Grossbritannien hatte. Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete. Ich war auch noch zu jung, um all die seit 1920 geltenden, judendiskriminierenden Gesetze und Verordnungen zu verstehen –, und den tiefverwurzelten ungarischen Antisemitismus.

Besonders viele Erinnerungen habe ich an das Jahr 1944. Ich war neun, wurde in diesem Jahr zehn. In diesem September gab es keine Geburtstagsparty.

Am 19. März 1944 gingen mein Vater und ich über den Elisabeth-Ring nach Hause. Die Deutschen, die an jenem Tag Budapest besetzten, hatten

im eleganten Hotel Royal auf der Strasse gegenüber eines der Gestapo-Hauptquartiere eingerichtet. Ich werde nie vergessen, wie fest mein Vater meine Hand drückte. «Schau nicht hinüber», sagte er, mit vor Angst zitternder Stimme. Ich fürchtete mich ebenfalls, weil er sich fürchtete, auch wenn ich nicht wusste, warum. Er erklärte es nicht, denn er schien zu glauben, je weniger ich wusste, umso besser sei es, oder vielleicht dachte er, ich würde es nicht verstehen.

Später in diesem Frühling wurde uns befohlen, einen gelben Stern auf unseren Mänteln zu tragen. Meine Mutter nähte für jeden einen auf, ihre Hände zitterten dabei. Im Juni wurde das Wohnhaus, in dem wir lebten, zu einem sogenannten Gelbsternhaus erklärt – zu einem jüdischen Haus. Wir mussten dortbleiben und die Nichtjuden mussten gehen. Wir Kinder spielten Fussball im Innenhof. Wie in einem italienischen Film öffneten die Leute ihre Fenster zum Hof, schauten uns zu und applaudierten hin und wieder. Ich genoss ihre Aufmerksamkeit. Ich entdeckte auch eine gewisse unternehmerische Begabung an mir. Wir durften das Gebäude jeden Tag für ein paar Stunden verlassen. In dieser Zeit ging ich raus und kaufte ein Dutzend oder mehr Zeitungen, die ich dann mit einem Gewinn weiterverkaufte.

Ich erinnere mich lebhaft an die Zeit, als die Alliierten begannen, militärische und industrielle Ziele in und um Budapest zu bombardieren. Die Flugzeuge kamen gewöhnlich nachts, dann gingen die Sirenen los und wir mussten in den Keller hinunter, in einen Schutzraum. Eines Nachts wollte ich nicht mit. Ich schrie meinen Vater an: «Ich will schlafen, ich sterbe lieber...» Er musste mich in den Schutzraum tragen.

Ich hatte offenbar Angst zu leben und Angst zu sterben. Am 15. Oktober, als die nazistische Pfeilkreuzlerpartei die Macht übernahm, schaute ich aus dem Fenster und sah, wie Pfeilkreuzlerschläger mehrere Dutzend Juden mit den Armen über dem Kopf abführten. Die meisten von Ihnen haben seither ähnliche Szenen gesehen – in Bildern, Filmen –, doch als

ich an jenem Tag diese Dinge in Wirklichkeit sah, begriff ich zum ersten Mal, dass wir sterben würden. Ich weinte und fing an zu beten. Ich weiss nicht, was über mich kam. Bis heute weiss ich nicht, ob es das richtige Gebet war oder nicht, aber es müsste das einzige gewesen sein, das ich auswendig konnte, wohl das wichtigste aller jüdischen Gebete: «Sch'ma Jis'ra'el Adonaj Elohejnu Adonaj ehad.»¹⁰⁶

Am 23. Oktober 1944 erhielt mein Vater einen Schweizer Schutzbrief. Ich weiss nicht, wie er an ihn gelangt ist, aber er war in dem inzwischen berühmten Glashaus in der Vadász-Gasse 29 ausgestellt worden. Der Mann, der die Idee zu einem solchen Schutzpass hatte, war – wie Sie alle wissen – Carl Lutz. Er hatte den deutschen bürokratischen Geist durchschaut. Er spürte, dass die Deutschen wenigstens den Anschein einer freundschaftlichen Beziehung zu den neutralen Ländern und zum Vatikan aufrechterhalten wollten. Er wusste auch, dass die Deutschen ein wichtig aussehendes Dokument respektierten, so lange es unterschrieben, gestempelt und notariell beglaubigt war.

Mit dem Schweizer Identitätsbrief in der Hand – dank Carl Lutz – zogen wir in ein unter Schweizer Schutz gestelltes Wohnhaus im Internationalen Ghetto in der Nähe der Donau. Wir durften nur morgens von acht bis neun eine Stunde hinaus. Elf Mitglieder meiner Familie lebten in einem Raum. Ich erinnere mich noch genau an die Zahl, weil eines Tages, kurz nachdem wir eingezogen waren, zwei Pfeilkreuzler-Kontrolleure kamen, um unsere Schweizer Identitätspapiere zu prüfen. Wir hatten ein Problem. Einer meiner Onkel hatte kein Dokument, und so gaben wir vor, mein Dokument sei seins. Als sich die Kontrolleure zum Gehen anschickten, drehte einer noch einmal den Kopf und sagte: «Ihr habt also alle elf korrekte Berechtigungsnachweise, stimmt's?» Ich hob meine Hand und

¹⁰⁶ «Das Sch'ma Jisrael stellt im jüdischen Denken die höchste Bejahung der Einzigkeit Gottes dar und wird häufig als die Annahme des Jochs des Himmelreichs bezeichnet.» Berenbaum und Skolnik 2007, S. 455.



Károly «Karcsi» Gottlieb,
Budapest, Ungarn 1938

sagte: «Ich habe keinen.» Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis der Kontrolleur antwortete: «Du bist noch zu jung, du brauchst keinen, du kleiner Scheissjude.» Und sie gingen. Das nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass mein Vater mir lange und kräftig den Hintern versohlt. So ein sanfter Mann, er hat mir weder vorher noch nachher jemals wieder den Hintern versohlt.

Nachdem meine Tanten, Onkel und einer meiner Cousins im November geholt wurden, fühlte sich mein Vater nicht mehr sicher in dem von der Schweiz geschützten Haus. Wir zogen weiter, buchstäblich als Juden auf Wanderschaft. Er musste gehört haben, dass Juden aus benachbarten Häusern, die unter ähnlichem ausländischem «Schutz» standen, die Strasse hinunter zur Donau geführt und dort erschossen worden waren. So fand und engagierte er einen ungarischen Polizisten, der uns in das reguläre Ghetto brachte. Er dachte, dass es dort sicherer sei. Diesmal wollte mein Vater kein Risiko eingehen. Er liess mich vorher mehrmals wiederholen, was wir alle, auch der Polizist, sagen würden, falls wir von Pfeilkreuzler-Schergen angehalten werden sollten: Wir seien auf der Flucht aus dem Ghetto erwischt worden und der Polizist bringe uns dorthin zu-

rück. Mit seinem Maschinengewehr im Rücken und unseren Armen über dem Kopf liefen wir schnell und kamen ohne Zwischenfälle an.

Wir blieben von Dezember 1944 bis Januar 1945 etwa sieben Wochen lang im Ghetto. Der Krieg näherte sich dem Ende. Wir bekamen eine Mahlzeit pro Tag (meistens Linsensuppe, die ich seither nie wieder gegessen habe) oder gar keine. Wir lebten praktisch im dunklen, eiskalten, nasen Keller des Hauses. Eines Tages wurde das Haus – ironischerweise, wie mein Vater sagte – von einer amerikanischen Bombe direkt getroffen. Wir überlebten, aber schafften es drei oder vier Tage lang nicht, uns freizugraben. Dann wurden wir von sowjetischen Soldaten entdeckt, die uns halfen, aus diesem elenden Keller hinauszuklettern.

Der Instinkt meines Vaters hat ihn übrigens nicht getrogen: Kurz nachdem wir das Haus im Internationalen Ghetto verlassen hatten, waren seine Bewohner an die Donau gebracht und dort erschossen worden.

Meine Eltern und ich haben wie durch ein Wunder überlebt.

Als der Krieg zu Ende war – für uns war das im Januar 1945 –, wollte ich nicht mehr länger Jude sein. Ich stellte meinem Vater die Frage, die Woody Allen berühmt machen sollte. Ich fragte: «Wenn wir das ‚auserwählte Volk‘ sind, wie du sagst, hätte Gott dann nicht jemand anderen auswählen können?» Den Tränen nahe erinnerte er mich daran, dass er in einem Shtetl aufgewachsen war; sein Glaube war ihm immer noch wichtig. Meine Frage verletzte ihn. Zwei Jahre später feierte ich aus Respekt für meinen Vater meine Bar Mitzwa, und ein paar Jahre lang begleitete ich ihn an den hohen Feiertagen in die berühmte Synagoge in der Dohány-Gasse. Noch heute, während ich hier vor Ihnen stehe, schmerzt mich die Erinnerung, dass ich seine Gefühle verletzt habe, denn ich habe mich nie bei ihm für meine grausame Frage entschuldigt. Vielleicht, sage ich mir an manchen Tagen, war es nicht nötig. Er verstand, wie ich es heute tue, wie sehr das Jahr 1944 die Fundamente unserer Leben erschüttert hat.

In den letzten Jahren gehen in Ungarn wieder die Dämonen des Antisemitismus um. Eine Partei im Parlament des Landes ist offen und offensiv antisemitisch, während eine andere – eine viel grössere – sich eines codierten Antisemitismus bedient, um Anhänger zu gewinnen. So sagen etwa Regierungssprecher zu Hause das eine, im Ausland etwas anderes. Oder die Aufgabe, die ungarische Verantwortung für den Holocaust öffentlich anzuerkennen, wird an zweitrangige Beamte abgegeben. Von der Regierung ermutigt, tendiert die Bevölkerung zum Glauben, dass Ungarn bloss ein Opfer von Nazideutschland war. Darum ist auch die Rehabilitation von Admiral Horthys Zwischenkriegsregime auf gutem Wege. In der Zwischenzeit geht aus Umfragen hervor, dass Ungarn in Europa das Land mit dem stärksten Antisemitismus ist, noch vor Spanien, Polen, Litauen, Lettland, der Ukraine, Frankreich und anderen.

Die schlechte Nachricht ist, dass die jüdische Gemeinde Ungarns – im Umfang von 250 000 bis 300 000 Mitgliedern, zählt man diejenigen dazu, die nur teilweise jüdisch sind – bedroht ist und sich bedroht fühlt. Die gute Nachricht ist, dass die Gemeinde ihrer neuen Wirklichkeit mit Mut und politischem Geschick entgegentritt.

Wenn ich heute nach Ungarn reise, besuche ich das Grab meiner Eltern und gehe zum Glashaus, wo Carl Lutz die Schweizer Identitätsausweise ausstellte, die meiner Familie das Leben retteten. Ich halte ihn für den Mutigsten aller Mutigen, einen ungewöhnlichen Mann, der für seine Überzeugungen lebte. Im Gegensatz zu einigen westlichen Politikern und Diplomaten von heute liess sich Carl Lutz nicht durch geschickte Versprechen und Lügen in die Irre führen, und er kannte keine Angst. Mögen seine Taten nie vergessen werden, mögen Andere in seine Fussstapfen treten, und möge dieser gute Mann in Frieden ruhen.

Beitrag von Charles Gati anlässlich der Verleihung der President's Medal of Honor an Agnes Hirschi, Stieftochter des Gewürdigten, Carl Lutz, am 4. März 2014 an der George Washington University, Washington, D. C.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Steven Thomas Geiger

Palo Alto, Kalifornien, USA

Geboren als István (Pista) Geiger am 23. Januar 1931
in Budapest, gestorben am 18. Januar 2011 in
Palo Alto.

«Uns ist das Kostbarste geblieben: unser Leben»

Ich heiße Steven Geiger. Ich bin den ganzen Weg aus dem warmen Kalifornien zu Ihnen ins kalte Chicago gekommen, um meinen Beitrag zum Gedächtnis von Carl Lutz zu leisten und Sie alle einzuladen, mehr über ihn zu erfahren. 1944, für die ungarischen Juden das Jahr des Holocausts, hat Carl Lutz meiner Familie das Leben gerettet. Ich war damals, vor 56 Jahren, erst dreizehn. Ich lebte zusammen mit Vater, Mutter, kleiner Schwester, Bruder, der noch ein Baby war, und meinem unverheirateten Onkel, dessen Wohnung von den Nazis beschlagnahmt worden war. Dieser Onkel, Imre Geiger, war lebenslang Zionist und in der Zwischenzeit in die Führungsriege der Zionisten von Budapest aufgestiegen.

Mein Onkel Imre war es, der für unsere Familie Schweizer Schutzbriefe besorgte. Diese Briefe stellten unsere einzige Überlebensehoffnung dar, abgesehen von einer höchst unwahrscheinlichen schnellen Befreiung aus der Luft durch die Alliierten.

Nach dem Einmarsch der Deutschen bei ihrem inzwischen widerwilligen Verbündeten im März mussten wir von unserer Wohnung in Buda in eine kleine Wohnung in Pest umziehen. Die Häuser waren, genau wie unsere Brust, mit gelben Sternen gekennzeichnet. Unsere Ausgangszeit war auf wenige Stunden am Tag begrenzt. Mein Vater und sein Bruder Imre verbrachten die meiste Zeit damit, die neuesten Nachrichten zu besprechen. Diese stammten in der Regel von den Freunden meines zionistischen Onkels, die für Carl Lutz arbeiteten. Den meisten ihrer verworrenen Geschichten konnte ich einigermaßen folgen; so vergingen die Monate April bis Juli, während wir unseres Schicksals harrten. Leider wurden zu dieser Zeit meine Grosseltern zusammen mit über einer halben Million anderer aus den Provinzen nach Auschwitz deportiert, und wir sahen sie nie wieder.

Im August wandelte sich die Regierung plötzlich zum Besseren, und die Deportationen wurden gestoppt. Als Erstes durften wir länger auf die Strasse gehen; danach konnten wir dank der Schutzbriefe, die wir bei uns trugen, sogar den gelben Stern abnehmen. Mitte Oktober dann versuchte das Staatsoberhaupt Horthy in einer amateurhaften Anstrengung, den verlorenen Krieg zu beenden und das Bündnis mit Hitler zu brechen. Horthy wurde gefangengenommen, und die radikale Pfeilkreuzlerpartei ergriff die Macht. Mit Ausnahme der Farbe (grün statt braun) und des Emblems (Pfeilkreuz statt Hakenkreuz) kopierten diese Schläger exakt den Stil der deutschen Sturmtruppen. Und sie waren jünger, weniger diszipliniert und korrupter. Sie begannen, in Banden durch die Strassen zu ziehen und die kostbaren Schutzbriefe zu zerreißen.

Mein Onkel hatte das Gefühl, dass wir in unserer Wohnung nicht mehr sicher waren und verschaffte uns Zutritt zum Glashaus. Das Haus, das vorwiegend aus Glas bestand, wurde bald zum Zufluchtsort für bis zu 3000 Menschen, ebenso wie später die benachbarte Nummer 31, die vom Fussballverband gemietet wurde. Man konnte sich glücklich schätzen, wenn man zum Schlafen einen Platz auf dem Boden fand, aber der Eingang war mit dem Schweizer Kreuz gekennzeichnet, und das war das Einzige, das zählte.

Das Schweizer Emblem reichte jedoch nicht, um einige Pfeilkreuzler fernzuhalten, die kurz nach unserem Einzug auftauchten. Sie fragten: «Wer zum Teufel sind all diese Leute?» Und sie bekamen von meinem Onkel und anderen die Antwort, wir seien Angestellte des Konsulats. «Und der da, der ist auch ein Angestellter?», brüllte einer von ihnen, packte mich und schleifte mich zu ihnen hinüber. Es stimmt schon, mit dreizehn sah ich nicht gerade wie ein Angestellter aus. Nach langem Hin und Her und nachdem wohl etwas Bestechungsgeld geflossen war, liessen sie mich frei und zogen ab, brummend, sie kämen wieder. Und natürlich kamen sie wieder, aber erst zweieinhalb Monate später.

Inzwischen war die Stadt von der sowjetischen Armee umstellt und belagert. Die Deutschen leisteten Widerstand bis zum letzten Mann, und wir

im Glashaus hungerten. Nie werde ich die paar Löffel Erbsen vergessen, die ich einmal in einer kleinen Schale bekam – als plötzlich ganz in der Nähe eine Granate landete und meine Schale sich mit Glasscherben füllte. Meine Mutter flehte mich an, sie wegzuworfen, aus Angst, ich könnte Glas schlucken, aber ich ass sie trotzdem und überlebte. Solch schrecklichen Hunger hatte ich. Damals erfuhr ich am eigenen Leibe, dass einer, der im Glashaus sitzt, nicht nur nicht mit Steinen werfen sollte, wie es heisst, sondern sich im Krieg besser gar nicht erst hineinsetzt.

Silvester kündigte sich als ein kalter, klarer, weisser Tag an. Gegen 14 Uhr hörten wir Maschinenpistolenfeuer und Explosionen. Wieder tauchte eine Pfeilkreuzlermiliz auf, diesmal in grösserer Formation. Wir wurden hinausgetrieben und mussten uns auf dem Bürgersteig in Reih und Glied aufstellen, während der andere Bürgersteig von Lastwagen der deutschen Armee besetzt war, die sich in der engen Strasse vor den sowjetischen Bombern versteckten. Die deutschen Soldaten blickten desinteressiert auf die vielen Menschen, die aus dem niedrigen Glasgebäude strömten. Ich erinnere mich noch, dass ich nah bei meiner Mutter stand, die meinen kleinen Bruder auf dem einen Arm hatte und mit dem anderen meine kleine Schwester an ihre Seite drückte.

Man sagte uns, die Pfeilkreuzlerwürden uns erschiessen und in die Donau werfen, was damals ihre bevorzugte Mordweise war. Ich erinnere mich, dass ich weniger aus Angst, denn aus Zorn weinte, weil ich das so ungerecht fand. Warum erschiessen sie nicht nur die alten Leute, die bereits gelebt haben! Ich wollte doch auch aufwachsen und ein Leben haben dürfen. (Ich war mit Sicherheit ziemlich egoistisch als Dreizehnjähriger.) Wir mussten unter den Ersten gewesen sein, die hinausgetrieben wurden, denn wir standen lange dort, während die jungen Scharfrichter die riesige Menge zu organisieren versuchten und wahrscheinlich ihre Kugeln zählten.

Ich hatte nicht gesehen, wohin mein Onkel verschwunden war. Ich wusste nicht, dass er sich im Haus versteckte und verzweifelt versuchte,

mit einem auf wundersame Weise noch immer funktionierenden Telefon das Aussenministerium anzurufen. Weil ein Feiertag war, waren alle Beamten schon gegangen (wahrscheinlich, um früh mit dem Trinken zu beginnen), und so erreichte er nur eine einsame Sekretärin. Mein Onkel bluffte, die Schweizer Gesandtschaft werde angegriffen, und da ihr deren Adresse nicht vertraut war, versprach sie, auf der Stelle die Polizei hinzuschicken. Andere Anführer versuchten ebenfalls, die Eindringlinge zu überlisten. Wir werden wahrscheinlich nie wissen, wessen Nachricht die Stadtpolizei als Erstes erreichte, doch bevor wir den Marschbefehl an die Donau bekamen, sah ich etwa ein Dutzend sehr alter Stadtpolizisten mit ihren Gewehren im Stil des Ersten Weltkriegs das Ende der Strasse absperren und dann einfach dort stehenbleiben. Die jungen Mörder [die Pfeilkreuzler] sagten sich wohl schliesslich, sie sollten sich nicht mit Polizisten im Alter ihrer Grossväter anlegen und zogen frustriert ab. Am nächsten Tag bezahlten Arthur Weiss und Otto Komoly [Nathan Kohn] die Frustration der Schlägerbande mit ihrem Leben.

Aus dieser Begegnung aus nächster Nähe mit der Sterblichkeit habe ich etwas Gutes und etwas Schlechtes zurückbehalten. Das Schlechte ist, dass ich seither in meinen Träumen immer wieder fliehen und mich verstecken muss; das Gute, dass ich den Tod nun als eine überschätzte alte Bekanntschaft betrachte, ohne grosse Angst.

Am siebzehnten Tag des neuen Jahres stellten wir fest, dass die deutschen Laster von der Strasse verschwunden waren. Wir hatten in der Nacht starke Explosionen gehört; die Deutschen hatten sich von Pest nach Buda zurückgezogen und sämtliche Brücken über die Donau gesprengt.

Am Morgen des achtzehnten Tages schlenderte ein einzelner junger Soldat in einer seltsam gepolsterten Uniform und mit einer rot besternten Pelzmütze die Strasse entlang; Frauen rannten zu ihm hin und küssten ihn auf dem ganzen Gesicht, und der junge Mann sah ziemlich überrascht aus.

Wir waren befreit! Mein Onkel, der den ganzen Ersten Weltkrieg und die Russische Revolution in einem Kriegsgefängnis in Russland verbracht hatte, warnte uns, wir sollten nicht das Paradies erwarten. Wir liehen uns einen Karren und schoben darauf unsere Pappkoffer (einen für jeden Erwachsenen) in unsere Wohnung zurück. An der ersten Strassenecke sties- sen wir auf einen jungen Soldaten, der meine Mutter um ihren Koffer erleichterte. Als mein Onkel auf Russisch protestierte und sagte, wir seien keine Feinde, sondern verfolgte Juden, verfluchte der Soldat sämtliche Ju- den und meinte: «Ihr habt noch genug übrig!» Der junge Soldat wusste nicht, wie recht er hatte, denn uns ist das Kostbarste geblieben, das wir hatten: unser Leben. Und dafür sind wir Carl Lutz ewige Dankbarkeit schuldig.

Rede, gehalten im Dezember 2002 in Chicago,
anlässlich der Ausstellung «Visas for Life».

Aus dem Englischen von Lis Künzli

George Somogyi



George Somogyi (rechts) und sein Zwillingbruder Pal,
Houston, Texas, USA 2019

Houston, Texas, USA

Geboren als György Somogyi am 1. Mai 1940 in Budapest.

«Tribut an Carl Lutz»

Ich fühle mich sehr geehrt, heute vor Ihnen die Gelegenheit zu haben, einen grossen Mann zu würdigen, Carl Lutz, 67 Jahre, nachdem meine Familie und ich zusammen mit Tausenden anderen durch ihn vor dem sicheren Tod gerettet wurden.

Meine Geschichte begann acht Kilometer vom Glashaus entfernt im Stadtteil Pest. In diesen schweren Zeiten beschlossen meine Eltern, uns drei – meinen älteren Bruder Steve, der zehn war, meinen Zwillingsbruder und mich, beide vier – in ein Kinderheim auf den Hügeln von Buda zu bringen. Es war ein Zufluchtsort für jüdische Kinder, das unter dem Schutz des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes stand.

Im Spätherbst 1944, höchstwahrscheinlich im November, fiel eine Schlägertruppe der Pfeilkreuzler ins Kinderheim ein. Die Pfeilkreuzler waren eine paramilitärische Organisation, deren Hauptbeschäftigung darin bestand, Jagd auf Juden zu machen und sie zu ermorden. Sie brachen ins Haus ein und trieben die Kinder zusammen. Dann mussten wir uns mit all unseren Sachen in einer Reihe aufstellen. Sie jagten uns durch den kalten, regnerischen, dunklen Abend einer unheilvollen, unsicheren Zukunft entgegen, voller Angst und Schrecken. Da die ganze Stadt verdunkelt sein musste, lagen die Strassen in völliger Finsternis. Während wir marschierten, traten einige ältere Kinder aus der Reihe und verschwanden in der Dunkelheit. Mein älterer Bruder packte unsere Hände, und wir rannten leise weg und ungefähr fünf oder sechs Kilometer weiter den Hügel hinauf, zum Haus eines Freundes der Familie.

Meine Mutter hatte erfahren, dass sämtliche Kinder von den Pfeilkreuzlern-Banditen geholt worden waren. Sie wusste nicht, dass wir entkommen waren, aber sie wusste, dass Steve, falls wir es geschafft hatten, mit uns zu diesem Freund gegangen war. So eilte sie am nächsten Morgen gleich zu ihm, und wir waren wieder beieinander. Dann brachte sie uns

ins Glashaus. Meine Mutter, mein Vater, meine Grossmutter und mein Grossvater lebten bereits dort. Die meisten anderen Kinder, die in Gefangenschaft der Pfeilkreuzler geblieben waren, verschwanden in Übergangslagern der deutschen und ungarischen Faschisten und wurden höchstwahrscheinlich nach Auschwitz gebracht.

Da ich damals vier Jahre alt war, habe ich nicht viele Erinnerungen an unseren Aufenthalt im Glashaus. Mir war, bis ich später darüber las, nicht einmal klar, dass sich an diesem engen Platz über 2500 Menschen zusammendrängten. Ich habe jedoch ein paar bruchstückhafte Erinnerungen daran, dass andere Kinder, mein Bruder und ich uns im Lastenaufzug des Glashauses unseren eigenen Spielplatz geschaffen haben. Wir taten, was Kinder gewöhnlich tun: Wir spielten mit dem Aufzug, liessen ihn mit den manuellen Handrollen hoch- und runterfahren, bis uns jemand wegschickte. Ich erinnere mich nicht, wie lange wir im Glashaus blieben, da ein Vierjähriger nun mal seine eigene Zeitwahrnehmung hat, aber aus der Aufenthaltsbewilligung meiner Mutter für das Glashaus geht hervor, dass wir in den letzten Dezembertagen 1944 dort waren.

In der Zwischenzeit rückte die sowjetische Armee näher und näher an Budapest und den östlichen Teil der Stadt heran. Die Seite Pest wurde Anfang Januar 1945 befreit. Wie ich mich erinnere, sind wir irgendwann vom Glashaus zurück in unsere Wohnung gezogen, die nur drei oder vier Blocks entfernt war. Zu dieser Zeit machten sich die meisten Pfeilkreuzler-Banditen aus dem Staub, denn in die Hände der Russen zu gelangen, war das Letzte, was sie wollten. Darum war es für meine Familie nicht mehr so gefährlich wie in früheren Kriegstagen, sich in der Stadt zu bewegen. Ein anderer Grund, warum wir das Glashaus verliessen, war, dass Budapest Ende Dezember und Anfang Januar noch immer unter starkem Bombenbeschuss durch die Alliierten war. Ein versehentliches Treffen des Glashauses wäre für diejenigen, die dort einen sicheren Hafen suchten, fatal gewesen.

Kurz nach dem Krieg zogen wir von Budapest aufs Land, weil es in der Stadt kein Essen mehr gab, ein Problem, das noch monatelang andauern

sollte. Wir zogen in ein kleines Bauerndorf, in dem es keine medizinische Versorgung gab. Da mein Vater Zahnarzt war, suchten ihn sofort Patienten auf, die dringend zahnärztliche Hilfe brauchten, und so bot er seine Dienste gegen Lebensmittel an, und unserer Familie ging es gut. Im Herbst 1946 kehrten wir schliesslich nach Budapest zurück.

Es war eine enorme Erleichterung für uns, den Holocaust in Budapest überlebt zu haben. Wir haben unser Überleben einzig Carl Lutz zu verdanken. Ich war und bin Carl Lutz ausgesprochen dankbar dafür, dass meine engsten Angehörigen überlebt haben; so konnte ich mein neues Leben mit all meinen Lieben an meiner Seite beginnen. Während so viele überlebende Kinder Waisen geworden sind, erlebte ich eine gute Kindheit in der liebevollen Fürsorge beider Eltern – Vater und Mutter.

Meiner erweiterten Familie jedoch war nicht so viel Glück beschieden. Kein einziges Geschwister meines Vaters überlebte – mit Ausnahme derer, die bereits in den Vereinigten Staaten oder in Palästina lebten. Die Cousine meiner Mutter hingegen kehrte aus Auschwitz zurück und lebte lange bei uns. Sie sprach nie über das Konzentrationslager. Später begann sie für ein Reisebüro zu arbeiten, das Reisen für junge Leute, vor allem für Studenten, aus den Ostblockländern organisierte. Da sie fließend Deutsch sprach, begleitete sie Gruppen junger Studenten, die aus Ostdeutschland nach Ungarn reisten, oder ungarische Gruppen, die nach Deutschland reisten. So schloss sie Frieden mit der neuen Generation von Deutschen, deren Vorgänger ihr das Leben so elend gemacht hatten.

Mein Vater hatte nach dem Krieg die Tochter seines Bruders wiedergefunden, Judith, und sie lebte ein Jahr lang bei uns. Glücklicherweise hatte ihre Mutter das Konzentrationslager überlebt. Sie kehrte ihretwegen nach Ungarn zurück und emigrierte dann mit ihr nach Israel. Danach habe ich nichts mehr von ihr gehört, ich habe sie aus den Augen verloren.

Leider war die Erleichterung nach dem Krieg nicht von langer Dauer. Im kommunistischen Ungarn bekam Budapest die Verheerungen eines

anderen totalitären Regimes zu spüren. Das jedoch ist eine andere Geschichte, und wir hatten keinen zweiten Carl Lutz, der uns rettete oder unseren Schmerz linderte.

Wenn ich heute hier vor Ihnen stehe, dann dank dem unermüdlichen Einsatz dieses erstaunlichen Mannes, der im Namen der Menschlichkeit sein eigenes Leben in Gefahr gebracht hat. Agnes Hirschi, ich möchte Ihnen im Namen meiner ganzen Familie danken für diese Gelegenheit, Sie und Ihren Vater zu ehren.

Rede, gehalten am 28. März 2011, im Rahmen der Glashaus-Ausstellung im Holocaust Museum Houston, Texas, USA.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Geoffrey Leonard Tier

Verkoen utca 1.
Budapest.

March 30/45.

My dear Mr. Lutz,

It is a difficult matter for me adequately to express the debt of gratitude which my wife and I owe to you and to Mrs. Lutz for the kindness shown to us during the time you have been good enough to shelter us. When we fled from Ws. Uca in the middle of January, we had no conception of the kindness we were destined to receive at your hands; and, believe me, it is something that we can never forget nor repay. The breakfast that we, then perfect strangers, received from

Geboren am 18. April 1905 in Portsmouth, Hampshire,
verstorben im Januar 1990 in Hillingdon, Greater London
(beides England).

Handgeschriebener Dankesbrief von Geoffrey Tier an Carl Lutz (1945)

Eines Tages Anfang Januar 1945 – als praktisch pausenlos Bombenangriffe erfolgten – klopfte ein grosser schlanker Engländer mit seiner Frau an die Türe der Residenz von Carl Lutz in Buda und bat um Aufnahme. Es war Professor Geoffrey Tier. Seine Wohnung an der Uri-Gasse in Budapest war von Bomben zerstört worden. Als englischer Staatsbürger wandte er sich an Carl Lutz und wurde von ihm bereitwillig aufgenommen. Er und seine Frau erhielten im Keller – wo sich damals an die dreissig Personen aufhielten – einen Platz. Die Tiers blieben dort bis zur Befreiung von Buda Mitte Februar 1945.

Geoffrey Tier war ein sehr gebildeter Mann und unterrichtete am renommierten College von Sárospatak. Er beherrschte mehrere Sprachen, darunter auch Ungarisch. Nach dem Krieg kehrte er nach England zurück und war bis in die 60er-Jahre an der Swiss Mercantile School in London tätig. Dort hat er in schönstem Oxford-Englisch Generationen von jungen Schweizern – darunter auch dem späteren Bundesrat Adolf Ogi – über seinen von ihm sehr verehrten Retter Carl Lutz erzählt. Diesen handgeschriebenen Dankesbrief verfasste Geoffrey Tier kurz nach Kriegsende.

Agnes Hirschi

Verbószy utca, 1
Budapest
Den 30. März 1945

Sehr geehrter Herr Lutz,

Es fällt mir schwer, den Dank gebührend zum Ausdruck zu bringen, den meine Frau und ich Ihnen und Frau Lutz schuldig sind für die Freundlichkeit, die Sie uns entgegenbrachten, als Sie uns Schutz gewährten. Als wir Mitte Januar aus der Uri-Gasse flüchteten, hatten wir keine Vorstellung von der Freundlichkeit, die uns durch Sie zuteilwerden würde, und glauben Sie mir, das ist etwas, das wir nie vergessen werden und nie vergelten können. Die Fürsorge, die Sie uns, damals noch vollkommen Fremden, entgegenbrachten, wird für immer in unseren Herzen und unseren Gedanken bleiben.

Nicht oft sehen sich Menschen solchen Gefahren ausgesetzt, wie wir sie gemeinsam durchgemacht haben; und noch seltener hat man das Privileg, Zeuge eines solch wahren Heldentums zu werden, mit dem Sie und Frau Lutz sich der dem Schutz Ihres Landes anvertrauten Menschen angenommen haben. Sie haben für uns wie für andere Ihr Leben aufs Spiel gesetzt, als Sie in die belagerte Stadt gegangen sind, um uns zu holen und zu sich nach Hause zu bringen; und schon allein dafür möge Gott Sie segnen.

Auch wenn Dank nur eine dürftige Entschädigung ist, bitte ich Sie im Namen aller meiner Landsleute, für die Sie so viel getan haben, unsere aufrichtige Dankbarkeit entgegenzunehmen und zu glauben, dass wir die wahre Anteilnahme, die Sie uns erwiesen haben, nie vergessen werden. Kein Dank kann gross genug sein für die Geduld, Freundlichkeit und unendliche Mühe, mit der sie sich unserer Probleme angenommen haben, ob gross oder klein, und die Warmherzigkeit Ihrer Gattin, die nach der Belagerung so viel für die hungernden Engländer und Amerikaner getan hat, wird uns immer in wertvoller Erinnerung bleiben.

Meine Gattin und ich sowie alle hier in Ungarn werden, dank Ihnen und Frau Lutz, stets mit Zuneigung und Dankbarkeit an die Schweiz den-

ken, und wir würden uns freuen, wenn wir die Gastfreundschaft, die Sie uns erwiesen haben, eines Tages in England wenigstens in bescheidenem Masse erwidern könnten.

Bis dahin, sehr geehrter Herr Lutz, verbleibe ich mit den herzlichsten und respektvollsten Grüßen an Ihre Gattin und mit den besten Wünschen für die Zukunft.

Hochachtungsvoll,
Ihr Geoffrey Leonard Tier/Sprachlehrer, Budapest.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Michael Vertes



Michael Vertes, Park East Synagogue,
New York City, New York, USA 2005

Weston, Connecticut, USA

Geboren als Miklós Weisz am 14. Mai 1936 in Budapest,
gestorben am 29. Oktober 2005 in Weston.

«Von Diplomaten wird eigentlich nicht erwartet, dass sie Helden sind, die Risiken eingehen»

Mein Name ist Michael Vertes. 1944 in Budapest war ich acht Jahre alt. Damals hiess ich Mikios Weisz. Ich habe Carl Lutz nie persönlich getroffen, war aber ein Nutzniesser seiner Rettungsbemühungen und werde ihm dafür immer dankbar sein.

Ich erinnere mich an den grauen Tag des 23. Oktobers 1944. In unserem Wohnhaus hatte sich herumgesprochen, Juden könnten im sogenannten Glashaus, welches, wie wir hörten, als Schweizer Konsulatsgebäude genutzt wurde, Schweizer Schutzbriefe bekommen. Meine Mutter zog mich rasch an und wir liefen zum Glashaus (den Juden war es verboten, die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen). Bis wir angekommen waren, war die schmale Strasse vor dem Gebäude gerappelt voll mit Juden, die verzweifelt nach Schutzpapieren verlangten. Wir hatten Glück. In diesem Moment trat ein Mann, der für das Konsulat arbeitete aus dem Haus. Er hiess Mihály Salamon und war ein Cousin meines Vaters. Meine Mutter erkannte ihn und bat ihn um Hilfe, um an die Schutzpässe zu kommen. Er half uns.

Die Rettungsbemühungen fanden mit der persönlichen Unterstützung von Carl Lutz statt. Er hat diese Szene mit seiner Kamera festgehalten, wir wissen also, dass er damals in der Nähe war. Viele Jahre später erlaubte uns Frau Hirschi, Carl Lutz' Stieftochter, die heute unter den Zuhörern weilt, ihre persönliche Fotosammlung durchzusehen. Auf einem der Bilder von der Menschenmenge ist meine Mutter deutlich zu erkennen, und der kleine achtjährige Junge an ihrer Seite ist es, der heute zu Ihnen spricht.



Miklós Weisz,
Budapest, Ungarn 1939

Nach dem Krieg hat unsere Familie die Schutzbriefe behalten. Ich fand sie unter den Dokumenten meiner Mutter, als sie im Jahr 2000 starb. Ich habe sie noch immer.

Von Diplomaten wird eigentlich nicht erwartet, dass sie Helden sind, die Risiken eingehen. Es war sein Gewissen, das Carl Lutz dazu bewog, sein Amt unter grossen Risiken für seine Karriere über die zulässigen Grenzen hinaus zu nutzen. Und er ging gar ein gewisses Risiko für seine persönliche Sicherheit ein, um völlig fremde Menschen zu retten, die der Verfolgung ausgesetzt waren. Darum wird er für mich stets ein Held bleiben.

Rede, gehalten am 11. Mai 2005 in der Park East Synagogue in New York City.

Aus dem Englischen von Lis Künzli

Anhang

Zeittafel

1. März 1920 Miklós Horthy wird von der ungarischen Nationalversammlung zum «Regenten» oder «Reichsverweser» gewählt.
Die Horthy-Ära dauert bis zum 16. Oktober 1944.
 4. Juni 1920 Unterzeichnung des Vertrags von Trianon. Ungarns Territorium wird um zwei Drittel reduziert und die Bevölkerung schrumpft von 18,2 Millionen auf 7,9 Millionen.
 26. September 1920 Der Numerus clausus für jüdische Studenten (Gesetz xxv/1920) an ungarischen Universitäten tritt in Kraft. Die Zulassungsquote für Jüdinnen und Juden wird auf 6 Prozent beschränkt.
 29. Mai 1938 Gemäss dem ersten «Judengesetz» (xv/1938) wird der Anteil von Juden in bestimmten Berufsfeldern auf 20 Prozent beschränkt.
- Januar 1939 Ungarn schliesst sich dem Antikominternpakt an.
4. Mai 1939 Das zweite «Judengesetz» (iv/1939) begrenzt die Anzahl Juden in bestimmten Berufen auf 6 Prozent. Weitere Massnahmen schränken die Rechte der Juden in Ungarn ein.
 20. November 1940 Ungarn schliesst sich dem Dreimächtepakt zwischen Deutschland, Italien und Japan an.
 27. Juni 1941 Ungarn beteiligt sich am Angriffskrieg Deutschlands gegen die Sowjetunion.
- Juli/August 1941 Die «Nationale Zentralbehörde zur Überwachung von Ausländern» (KEOKH) lässt staatenlose und zum Teil ungarische Juden (die keine Identitätspapiere vorweisen können) in besetzte sowjetische Gebiete verschleppen.
8. August 1941 Das dritte «Judengesetz» (xv/1941) wird erlassen; es verbietet die Eheschliessung zwischen Juden und Christen.
 27. -30. August 1941 Einsatzgruppe C und ukrainische Milizionäre töten in Kamenetz-Podolski (heute Ukraine) ungefähr 23000 Juden, darunter Deportierte aus Ungarn.
- Juli 1942 Das Gesetz xiv/1941 schreibt die bereits existierende Praxis fest, dass alle jüdischen Männer im Alter zwischen 20 und 48 Jahren unbewaffneten Hilfsarbeitsdienst leisten müssen.
19. März 1944 Deutsche Besetzung von Ungarn («Unternehmen Margarethe»); Adolf Eichmann trifft zusammen mit seinem Sondereinsatzkommando in Budapest ein.
 5. April 1944 Juden, die älter sind als sechs Jahre, müssen einen gelben Stern (Durchmesser 10 cm) tragen.

28. April 1944 Ein Regierungserlass ordnet die Ghettoisierung der Juden in 185 ungarischen Städten und Dörfern an. Budapest ist von diesem Erlass vorerst ausgenommen.
15. Mai 1944 Massendeportationen nach Auschwitz beginnen. Während der folgenden 56 Tage werden durch ungarische Gendarmen unter der Leitung von deutschen SS-Mitgliedern über 437000 Juden aus den ungarischen Provinzen deportiert. Mehrere tausend Juden werden an die österreichische Grenze deportiert, um Verteidigungsgräben auszuheben.
14. & 24. Juni 1944 Städtische Erlasse erzwingen die Umsiedlung der Budapester Jüdinnen und Juden in 1951 speziell gekennzeichnete Gelbsternhäuser.
- Juli 1944 Am 6. Juli stoppt Horthy sämtliche Deportationen. Bis Ende des Monats existiert in Ungarn einzig noch die jüdische Gemeinde in Budapest.
24. August 1944 Horthy weigert sich, die in Budapest lebenden Juden auszuliefern.
15. & 16. Oktober 1944 Die Pfeilkreuzlerpartei ergreift die Macht.
17. November 1944 Ferenc Szálasi ordnet die Einrichtung zweier Ghettos in Budapest an.
21. November 1944 Szálasi stoppt die Todesmärsche.
24. Dezember 1944-13. Februar 1945 Budapest wird von der Roten Armee belagert. Pfeilkreuzlertruppen veranstalten in der Hauptstadt Terror und Massaker unter der jüdischen Bevölkerung.
16. -18. Januar 1945 Die Budapester Ghettos – beide befinden sich auf der Pest-Seite – werden befreit.
13. Februar 1945 Die Rote Armee befreit die Juden auf der Buda-Seite der Stadt.
14. April 1945 Die Besetzung Ungarns durch die Sowjets ist abgeschlossen.
- Von 1941 bis 1945 wurden in Ungarn über eine halbe Million Juden getötet.

QUELLE: Vagi, Csosz und Kádár 2013.

Glossar

Aguda (Hebräisch: «Vereinigung»). Kurzform für die orthodoxe Bewegung «Agudas Jisro'el», die 1912 in Deutschland gegründet wurde, um dem Zionismus und den Ideen des Sozialismus eine starke orthodoxe Organisation entgegenzusetzen.

Alija (Hebräisch: «Aufstieg»). Die Ankunft der Juden im Land Israel, um sich dort niederzulassen. Alija meint mehr als Einwanderung: Sie ist ein höheres Ideal des Zionismus und zugleich das wichtigste Mittel seiner Umsetzung. Sie impliziert eine persönliche Beteiligung am Wiederaufbau der jüdischen Heimat. (Encyclopaedia Judaica. Herausgegeben von Michael Berenbaum und Fred Skolnik. Vol. 1, 2. Ausgabe, Detroit, Mi 2017, S. 660).

Alijat Hanoar Die 1933 gegründete Jugend-Alija rettete während des Zweiten Weltkriegs tausende jüdischer Kinder.

Atlit 1903 gegründete Ortschaft, 20 Kilometer südlich von Haifa. 1938 errichteten die Briten dort ein Gefangenenlager, in dem illegale Einwanderer nach Palästina interniert wurden.

Beitar (Betar) Eine 1923 in Riga, Lettland, gegründete aktivistische zionistische Jugendbewegung, die sich während des Zweiten Weltkriegs im Widerstand engagierte und sich für die Errichtung eines jüdischen Staates auf beiden Seiten des Jordans einsetzte.

Bne Akiva Religiös-zionistische Jugendbewegung, gegründet 1929 in Palästi-

na. In der Zwischenkriegszeit gewann die Bewegung grossen Einfluss in Osteuropa. In Ungarn etablierte sich die Bewegung im Jahr 1930. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht waren die Mitglieder des Bne Akiva im Widerstand tätig. Sie halfen mit, Schutzbriefe zu fälschen und zu verteilen.

Born, Friedrich (1903-1963) Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes (IKRK) in Ungarn von Mai 1944 bis Januar 1945. Die Abteilung A des IKRK in der Mérleg-Gasse 4 unter Otto Komoly unterhielt geschützte Häuser und verteilte Lebensmittel, Medikamente und Hilfsgüter an Krankenhäuser. Das Internationale Komitee des Roten Kreuzes stellte auch Schutzbriefe und Passierscheine (*safe conduct pass*) aus. Die Abteilung B des IKRK unter Pfarrer Gabor Szehló (Fillér-Gasse 44 und Bérc-Gasse 16) richtete 32 Heime für Kinder ein, die von ihren Eltern getrennt wurden. Das IKRK führte auch 18 Krankenhäuser.

Bricha (Hebräisch: «Flucht»). Untergrundbewegung, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg Holocaust-Überlebenden half, aus Europa zu flüchten und [illegale] nach Palästina zu emigrieren.

Chevre Kadischa (Aramäisch: «Heilige Gesellschaft»). Gesellschaft für rituelle jüdische Beerdigungen.

Chupa Stoffbaldachin, zwischen vier Stangen gespannt, unter dem die Braut und der Bräutigam während der traditionellen jüdischen Hochzeitszer-

remonie stehen. Der Begriff wird auch für die Hochzeitszeremonie selbst verwendet.

Dror Habonim Zionistische Jugendbewegung, die ab März 1944 in Ungarn aktiv war und deren Mitglieder sich in der Untergrundbewegung engagierten.

Eichmann, Adolf (1906-1962)

Eichmann wurde 1940 Leiter des Referats iv D 4 (Räumungsangelegenheiten und Reichszentrale für jüdische Auswanderung) beim Reichssicherheitshauptamt (RSHA). Ein Jahr später wurde SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann zum Leiter des Referats iv B 4 («Judenangelegenheiten» oder «Judenreferat») ernannt. In dieser Funktion nahm er eine zentrale Rolle bei der Vernichtung der europäischen Juden – der sogenannten «Endlösung der Judenfrage» ein. Eichmann war nur in Ungarn direkt an der Deportationslogistik beteiligt. Von Mitte Mai bis Anfang Juli 1944 waren Eichmann und seine Mitarbeiter für die Deportation von 437 000 Juden verantwortlich.

Gelbsternhäuser (Csillagos Hazak; «markierte Häuser» oder «jüdische Häuser») Im Juni 1944 erliess der Bürgermeister von Budapest ein Dekret, in dem 1951 Wohnhäuser der Stadt zur Umsiedelung von 225'000 Juden bestimmt wurden. Diese Gebäude, die ein verstreutes Ghetto bildeten, wurden mit einem gelben Stern gekennzeichnet. Eine Person pro Familie durfte das Haus zwischen 14.00 Uhr und 17.00 Uhr (zu einem späteren Zeitpunkt von 11.00 Uhr bis 17.00

Uhr) verlassen, um Lebensmittel einzukaufen.

Gendarmerie Polizei in der ungarischen Provinz unter der Zuständigkeit des Innenministeriums. Ungarn war in zehn Gendarmeriebezirkskommandos eingeteilt.

Gerechte(r) unter den Völkern Vom israelischen Staat verliehener Ehrentitel an Nichtjuden, die während des Holocausts ihr Leben zur Rettung von Juden eingesetzt haben.

GHETTOS

Budapester Ghetto («Grosses

Ghetto») Von November 1944 bis Januar 1945 im siebten Bezirk von Budapest. Das Ghetto erstreckte sich über 0,3 Quadratkilometer und war durch hohe Holzpalisaden mit vier Toren abgeriegelt. Vor der Befreiung im Januar 1945 lebten darin etwa 60000 Juden.

Internationales Ghetto («Kleines

Ghetto») Von November 1944 bis Januar 1945; ein Verbund geschützter Häuser in Üjlipötváros, Budapests dreizehntem Bezirk, rund um die Pozsonyi-Strasse und den Szent-István-Park.

Dieses Ghetto war nur für Juden vorgesehen, die in Besitz eines offiziellen Dokumentes der Schweiz, von Schweden, des Vatikans, von Portugal oder Spanien waren. Am 15. November wurden ca. 15000 Juden in das Internationale Ghetto zwangsumgesiedelt, die Zahl stieg jedoch bald auf ca. 40 000 an. Die überfüllten Wohnungen in den geschützten Häusern (Schutzhäusern) des Ghettos wurden häufig von Pfeilkreuzlern

- überfallen. Es galt als gefährlicher, im Internationalen (oder «Kleinen») Ghetto zu leben als im Budapester (oder «Grossen») Ghetto.
- Glashaus** In der Vadász-Gasse 29 gelegen. Das Geschäftshaus wurde vom Architekten Lajos Kozma für Arthur Weiss entworfen, der Glaswaren für den Hochbau herstellte. Die Abteilung «Fremde Interessen der Schweizer Gesandtschaft» in Budapest richtete am 24. Juli 1944 in dem Gebäude ihr Auswanderungsbüro ein. Das Glashaus beherbergte unter der Schirmherrschaft der Schweizer Gesandtschaft rund 3000 Juden.
- Goi(m); Goja (w)/Gojim (PL)** (Hebräisch: «Volk», «Nation»). Nichtjude.
- Hanoar Hazioni** (Hebräisch: «die zionistische Jugend»). 1926 von jüdischen Jugendlichen Europas als Bildungsbeziehung gegründet, die sich auf Judentum, Zionismus und Pionierarbeit konzentriert.
- Haschomer Hazair** (Hebräisch: «der junge Wächter»). Eine säkulare jüdische, sozialistisch-zionistische Jugendbewegung, die 1913 in Lemberg, Galizien (Österreich-Ungarn), gegründet wurde und sich dem Aufbau eines neuen Lebens im Land Israel widmete.
- Hatikva** (Hebräisch: «die Hoffnung»). Seit 1897 die Hymne der zionistischen Bewegung, ab 1948 Nationalhymne des Staates Israel. Basiert auf dem 1878 verfassten Gedicht «Tikvatenu» («Unsere Hoffnung») von Naphtali Herz Imber (1856-1909).
- Hechaluz** (Hebräisch: «der Pionier»). Zionistische Jugendbewegung, die um 1917 in verschiedenen europäischen Provinzen aktiv war – vorwiegend in Russland, Polen, Litauen, Lettland, Galizien und Bessarabien.
- Herzl, Theodor** (Benjamin Ze'ev; 1860-1904) Begründer des politischen Zionismus und der Zionistischen Weltorganisation (zwo). Herzl wurde in Budapest in eine Mittelstandsfamilie geboren und im Geist der deutsch-jüdischen Aufklärung erzogen. 1891 wurde Herzl Korrespondent der Wiener Zeitung «Neue Freie Presse» in Paris. Die Dreyfus-Affäre weckte sein Interesse an der Frage, wie dem Antisemitismus begegnet und wie er überwunden werden konnte. Herzl veröffentlichte 1896 das Buch «Der Judenstaat», in dem er die Meinung vertrat, dass die Gründung eines unabhängigen jüdischen Staates in Palästina die einzige wirksame Abhilfe gegen die antijüdische Diskriminierung darstellt.
- Horthy (von Nagybanya), Miklos** (1868-1957) Von 1920 bis zu seiner Verhaftung durch die Nationalsozialisten 1944 Regent von Ungarn. Im späten Frühling 1944 stimmte er der Deportation der jüdischen Landbevölkerung von Ungarn zu. Bis Anfang Juli 1944 wurden über 437 000 Juden aus den Provinzen verschleppt – die meisten von ihnen wurden in Auschwitz ermordet. «Als letzte Aktion war die Deportation der Juden von Budapest geplant. Die Verschlechterung der militärischen Lage, der zunehmende internationale Protest, der Druck einiger Personen aus der Umgebung von Horthy und die kursierenden Dokumente, die den Massenmord in Ausch-

witz beschrieben, haben den Regenten jedoch dazu veranlasst, die Deportation [am 6. Juli] zu stoppen. [...] Die Deutschen drängten Horthy, die Deportationen wieder aufzunehmen. Er gab nach und versprach, die Fortsetzung für Ende August zu genehmigen. Am 19. August informierte das Innenministerium die Deutschen, die Deportationen könnten am 25. August wieder einsetzen. Mit Horthys Zustimmung verfasste die Regierung mit den Deutschen sogar eine schriftliche Vereinbarung über die Wiederaufnahme der Deportationen. Dann aber veränderte sich die militärische Lage. Rumänien zog sich von den Achsenmächten zurück und wechselte am 23. August auf die Seite der Alliierten. Angesichts der stark geschwächten Position Deutschlands in der Region reagierte Horthy ungewöhnlich schnell und entschlossen: Er teilte den Deutschen mit, er werde die Deportationen nicht wieder aufnehmen. Nach dem gescheiterten Versuch, sich im Oktober 1944 aus dem Bündnis mit Deutschland zu lösen, zwangen die Nazis Horthy zum Rücktritt und übergaben die Macht an die rechtsextreme Pfeilkreuzlerpartei (Nyilas) und ihren Führer Ferenc Szálasi.» (The Holocaust in Hungary; United States Holocaust Memorial Museum) (www.ushmm.org/research/scholarly-pre-sentation/conferneces/the-holocaust-in-hungary-70-years-later/the-holocaust-in-hungary-frequently-asked-questions#9).

Internationales Komitee des Roten Kreuzes (IKRK) 1863 gründete Henry Dunant in Genf das «Komitee der Fünf», aus dem später das Internationale Komitee des Roten Kreuzes (IKRK) wurde. Im Zweiten Weltkrieg arbeiteten das IKRK und der Völkerbund Seite an Seite, um Hilfsgüter an Zivilisten und Kriegsgefangene zu verschicken. «In diese Zeit fällt aber auch das grösste Versagen des IKRK: seine Untätigkeit in Bezug auf die Opfer des Holocaust und anderer verfolgter Gruppen. Aufgrund fehlender rechtlicher Grundlagen, des Festhaltens an traditionellen Vorgehensweisen und seiner eingeschränkten Handlungsfähigkeit – infolge seiner Verbindung mit den Schweizer Institutionen – war das IKRK nicht in der Lage, aktive Schritte zu ergreifen oder seine Stimme zu erheben. Einzelne IKRK-Delegierte waren auf sich allein gestellt, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um jüdische Personen zu retten.» (www.icrc.org/de/wer-wir-sind/geschichte-des-ikrk).

Ivrit Hebräische Bezeichnung für die hebräische Sprache. Wird im Hebräischen sowohl für das moderne Hebräisch als auch für Althebräisch verwendet, bezieht sich im Deutschen aber in der Regel auf das moderne, in Israel als Amtssprache geltende Hebräisch.

Jeschiwa (Hebräisch: «Sitzung»). Eine traditionell Männern vorbehaltene Bildungseinrichtung, die sich auf das Studium traditioneller religiöser Texte konzentriert. Da häufig das Lernen des

Talmud im Vordergrund steht, ist auch die Bezeichnung «Talmudhochschulen» geläufig.

Jiddisch (Jiddisch für «Jüdisch»). Ursprünglich ein deutscher Dialekt, der von aschkenasischen (deutschen) Juden gesprochen wurde, entwickelte sich Jiddisch zu einer vollwertigen Sprache, die syntaktische Elemente und Vokabular aus dem Hebräischen, Aramäischen sowie aus slawischen und romanischen Sprachen enthält. Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde Jiddisch von Millionen Juden verschiedener Nationalitäten in zahlreichen Ländern gesprochen. Nach dem Krieg verlor das Jiddische aufgrund der Dezimierung des europäischen Judentums an Bedeutung, und seine einzigartige Kultur schrumpfte beträchtlich.

Jischuv (Hebräisch: «Siedlung»). Jüdische Bevölkerung im Gebiet des Völkerbundesmandats Palästina vor Gründung des Staates Israel.

Joint Kurzform für American Jewish Joint Distribution Committee (AJDC). 1914 gegründet, um die jüdischen Kriegsoffer in Europa zu unterstützen, engagiert sich der Joint seither in grossem Mass für die Finanzierung internationaler Hilfe.

Kasztner-Transport Das jüdischzionistische Hilfs- und Rettungskomitee nahm ursprünglich mit der SS-Führung Kontakt auf, in der Hoffnung, mit Geldzahlungen die Deportation weiterer Juden verhindern zu können. Dabei kam ihnen entgegen, dass Heinrich Himmler – angesichts der hoffnungslosen militärischen Situation – zu Ver-

handlungen bereit war. Diese musste Eichmann führen, der von der ganzen Idee aber nicht sehr begeistert war. Gemäss Aussagen des ersten Verhandlungspartners, Joel Brand, habe Eichmanns Angebot sogar gelautet: Eine Million Juden gegen 10 000 Lastwagen. Dieser Deal kam nie zustande, das Resultat der Verhandlungen bildete schliesslich der – nach dem späteren Hauptverhandlungspartner benannte – Kasztner-Transport, dank dem schliesslich 1669 Menschen in die sichere Schweiz entkommen konnten – nach einem gefährlichen Umweg über Bergen-Belsen. Kasztner lebte später in Israel, wo er bezüglich seiner Rolle in besagtem Transportabkommen der Vorteilmahme und Bestechlichkeit bezichtigt wurde. In einem darauffolgenden Beleidigungsprozess wurde ihm vom Richter vorgeworfen, er habe «seine Seele dem Satan verkauft». Am 3. März 1957 wurde Kasztner in Tel Aviv von einem jungen jüdischen Fanatiker, der in ihm einen «Verräter seines Volkes» sah, erschossen. Einige durch den Kasztner-Transport Gerettete blieben in der Schweiz. So zum Beispiel der Psychiater Leopold Szondi (1893-1986), Begründer der Schicksalsanalyse, sowie dessen Sohn, der nachmalige Literaturwissenschaftler Peter Szondi (1929-1971). Weiter auch Ladislaus Löb (*1933), ein inzwischen pensionierter Germanistikprofessor, der seine Erlebnisse und die ganze Problematik in einem eigenen Buch geschildert hat: «Geschäfte mit dem Teufel:

Die Tragödie des Judenretters Reszó Kasztner. Bericht eines Überlebenden» (Köln 2010).

Kibbuz (Kibbuzim, Pl.) (Hebräisch: «Versammlung»). Kollektive Siedlungen in Israel, gegründet Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, auf sozialistischen und zionistischen Prinzipien basierend. Ursprünglich waren die Kibbuzim landwirtschaftliche Gemeinschaften, später kamen andere Industriezweige hinzu, gelegentlich wurden sie auch privatisiert. Die genossenschaftliche Lebensweise der Kibbuzim hat sich seit ihrer Gründung stark gewandelt.

Kidduschbecher (Kiddusch, Hebräisch: «Heiligung»). Der Schabbat und andere jüdische Feiertage werden vor dem Festmahl durch einen Segen geheiligt, der über einem Kidduschbecher, gefüllt mit Wein oder Traubensaft, gesprochen wird.

Klauzál tér / Klauzalplatz Der grösste Platz im früheren jüdischen Viertel im siebten Bezirk von Budapest, Herz des alten jüdischen Viertels.

Kristallnacht Die Bezeichnung bezieht sich auf die gewaltsamen anti-jüdischen Überfälle, die am 9. und 10. November 1938 in ganz Deutschland, Österreich und in Teilen des Sudetenlandes (Tschechoslowakei) begangen wurden. Die euphemistische Wortschöpfung entstand vermutlich aufgrund der vielen zerbrochenen Fenster und Kristalleuchter der Synagogen und Geschäfte.

Levente 1921 gegründete, paramilitärische Jugendorganisation in Ungarn, deren Teilnahme für Jungen und jun-

ge Männer zwischen 12 und 21 Jahren obligatorisch war.

Misrachi (Hebräisch: «östlich», und Akronym für Merkas Ruchani, «religiöses Zentrum»). Eine religiöse zionistische Bewegung, 1902 in Wilna gegründet. Bne Akiva ist der Jugendflügel der Bewegung.

Neologie Eine der beiden Hauptrichtungen des in Ungarn praktizierten Judentums, die sich von der Orthodoxie abhebt. Neologie ist die progressivere und modernere der beiden Bewegungen; ihre Mitglieder sind in der Regel assimiliert, städtisch und gehören der Mittelschicht an.

Numerus clausus (Lateinisch: «geschlossene Zahl»). Festgelegte Höchstzahl der an einer akademischen Institution zugelassenen Studenten, entweder aufgrund der hohen Beliebtheit einer Fachrichtung oder der Unerwünschtheit von Angehörigen bestimmter Religionen oder Kulturen. Im Ungarn der Zwischenkriegszeit beschränkte der Numerus clausus die Aufnahme jüdischer Studenten in postsekundären Einrichtungen auf 6 Prozent.

Nyilas (Nyilaskeresztes Part) Siehe Pfeilkreuzlerpartei.

Óbuda-Ziegelei Die Ziegelfabrik in Óbuda (Ujlaki-Ziegelei) wurde als Sammelpunkt für Juden genutzt, die zur Zwangsarbeit, in Konzentrationslager oder auf Todesmärsche nach Hegyeshalom geschickt wurden.

Oktagon Eine achteckige Strassenkreuzung aus dem neunzehnten Jahrhundert im Budapester Stadtteil Pest.

- Palmach** (Hebräisch: rmbs; Akronym von Plugot Machaz – Einsatztruppen). Gegründet 1941, war die Palmach die Elitekampftrope der Untergrundorganisation Hagana. Nach der Gründung des Staates Israel wurde sie aufgelöst, und viele ihrer Kämpfer schlossen sich den israelischen Verteidigungskräften an.
- Pengö** Ungarische Währung von 1927-1946.
- Perlasca, Giorgio (Jorge) (1910-1992)** Italienischer Geschäftsmann, der zum designierten Geschäftsträger Spaniens wurde. Es wird geschätzt, dass Perlasca gemeinsam mit Sanz Briz über 5200 Juden rettete, indem er ihnen Schutzbriefe ausstellte und sie in Häusern unter spanischem Schutz im Internationalen Ghetto beherbergte.
- Pessach** Ein biblisch begründeter jüdischer Feiertag im Frühling, der an die Befreiung der Juden vom Joch ihres ägyptischen Unterdrückers erinnert. Traditionell stellt der Exodus aus Ägypten den Beginn der Bildung des jüdischen Volkes dar.
- Pfeilkreuzlerpartei (Nyilaskeresztes Part)** Ultranationalistische, antisemitische Partei, die mit ihrer ideologischen Schwesterpartei, der deutschen Nazi-Partei, kooperierte. Gegründet von Ferenc Szálasi, an der Macht von Oktober 1944 bis März 1945, war die faschistische Partei massgeblich an der Ermordung Tausender jüdischer und nichtjüdischer serbischer Zivilisten, Sinti und Romas sowie an der Verschleppung Tausender Juden in Konzentrations- und Todeslager beteiligt.
- Purim** (Hebräisch: PL von «Schicksal», «Glück», «Los»). Jüdischer Feiertag zum Gedenken an die Rettung des jüdischen Volkes vor der Auslöschung im persischen Susa im 5. Jahrhundert vor der allgemeinen Zeitrechnung, wie sie im biblischen Buch Esther beschrieben wird.
- Rabbiner** Rabbiner, abgeleitet vom hebräischen Rav (Meister, Lehrer), ist ursprünglich die Bezeichnung für einen Gelehrten. Schriftgelehrte werden erstmals in der Zeit nach dem babylonischen Exil, also ab 539 vor der allgemeinen Zeitrechnung, erwähnt. Sie waren es, welche die Auslegung des schriftlichen Teils der Tora und die konkrete Umsetzung der jüdischen Lehre im Alltag (die Halacha) diskutierten. Bis ins Mittelalter blieb das Wort Rabbiner lediglich ein Ehrentitel für Gelehrsamkeit. Ab etwa dem 14. Jahrhundert wurden Rabbiner von jüdischen Gemeinden angestellt und, neben der angestammten Anlaufstelle als Entscheidungskompetenz in halachischen (religionsgesetzlichen) Fragen sowie bei Rechtsprechungen mit weiteren Funktionen betraut. Ursprünglich mehrheitlich als Richter und Notar fungierend, wurde er mehr und mehr zum geistigen Oberhaupt einer jüdischen Gemeinde und übernahm auch seelsorgerische Aufgaben.
- Sanz Briz, Angel (1910-1980)** Spanischer Diplomat, von 1942 bis 1944 Geschäftsträger in Budapest. Sanz Briz wird zugeschrieben, über 5200 Juden gerettet zu haben. Er entwickelte ein System, das ihm erlaubte, sephardi-

schen Juden in Griechenland, Ungarn, Bulgarien und Rumänien die spanische Staatsbürgerschaft zu verleihen. In Budapest schloss er sich den Rettungsbemühungen von Carl Lutz an und stellte spanische Schutzbriefe an ungarische Juden aus. Er arbeitete mit Carl Lutz, Raoul Wallenberg und anderen zusammen und richtete im Internationalen Ghetto Häuser unter dem Schutz von Spanien ein.

Schabbat (Hebräisch: «Rast», «Ruhtag»). Der siebte Tag der Woche, an dem Gott laut dem Buch Genesis ruhte, nachdem er die Welt erschaffen hatte. Auch der Mensch solle sich so verhalten, fordert die Bibel: «Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebten Tag sollst du ruhen.» Entsprechend widmen sich traditionell lebende Juden an diesem Tag der Ruhe und dem Studium und halten sich von alltäglichen Aktivitäten fern.

Schofar Widderhorn, das als Musikinstrument eine wichtige Rolle in der jüdischen Tradition spielt. Das Schofar wird hauptsächlich während des Gottesdiensts in der Synagoge zum jüdischen Neujahrsfest (Rosch Haschana) und am Ende des Versöhnungstages (Jom Kippur) geblasen.

Schutzhaus Siehe Internationales Ghetto («Kleines Ghetto»).

Sonderlager Allgemeine Bezeichnung für ein von der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) eingerichtetes Lager.

Es kann ein Internierungslager oder Teil eines Konzentrationslagers sein.

Souk Marktplatz in Nordafrika oder im Nahen Osten.

Synagoge Jüdisches Versammlungshaus zum Zweck des Gebets und des Studiums, wo Feiertage und Lebensereignisse gemeinsam gefeiert werden.

Szalasi, Ferenc (1897-1946) Anführer der rechtsextremen Pfeilkreuzerpartei und Regierungschef von Ungarn (Oktober 1944 bis März 1945) – Nach seiner Flucht nach Deutschland wurde Szalasi von den US-Streitkräften festgenommen und nach Ungarn zurückgebracht, wo er vor Gericht kam, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde.

Szenes (Senesh), Hannah (1921-1944) Die als Anikö Szenes am 17. Juli 1921 in Budapest geborene Widerstandskämpferin gehörte einer britischen Sonderkommandoeinheit an, bestehend aus 32 jüdischen Kämpferinnen und Kämpfern aus Palästina, die mit dem Fallschirm in Österreich, Bulgarien, Italien, Rumänien, der Slowakei und Jugoslawien absprangen. Ihre Mission war es, so viele jüdische Leben wie möglich zu retten. Szenes wurde im Juni 1944 in Ungarn gefangen genommen und am 7. November 1944 in Budapest hingerichtet.

T'filin Gebetsriemen mit zwei schwarzen Lederkapseln, die Pergamentrollen mit Versen aus der Tora enthalten. Sie werden von praktizierenden jüdischen Männern an Werktagen während der Morgengebete getragen.

Tér Ungarisch für «Platz». Die Namen von Plätzen sind im Haupttext auf Deutsch übersetzt.

Unberufen Im auf Hebräisch geführten Gespräch mit Peter Pollak benutzt der Interviewte an zwei Stellen den Ausdruck «bli ajin [ha] ra», was wörtlich

«ohne das böse Auge» heisst und sinngemäss für «ohne den bösen Blick» steht. In der mystischen Vorstellung kann der böse Blick eines zum Beispiel von Neid getriebenen Menschen einem anderen Menschen Schaden zufügen oder sogar den Tod bringen. Als Schutz davor dienen Amulette, die blaue Farbe oder bestimmte Formeln. Bei aschkenasischen Juden kam die Gepflogenheit auf, beim Erwähnen von zu schützenden Aussagen die Worte «ohne den bösen Blick» einzufügen. Auch die Formel «unberufen» kam im Deutschen als Schutz gegen den Neid böser Geister auf, die anlässlich eines Glückwunsches oder einer lobender Äusserung nicht herbeigerufen werden sollten. Der Ausdruck «unberufen» ist heute im Deutschen kaum mehr gebräuchlich, hat sich aber im Jiddischen erhalten und ist eine passende Wiedergabe des hebräischen «bli ajin hara».

Üt Ungarisch für «Strasse». Bei Strassen mit dem Zusatz «ut» wurde «üt» durch «Strasse» ersetzt.

Utca Ungarisch für «Gasse». Bei Strassen mit dem Zusatz «utca» wurde «utca» durch «Gasse» ersetzt.

Waffen-ss Eine Division der Schutzstaffel (ss), des Elitekorps der **NSDAP** (Nationalsozialistische Partei), die an der Seite der deutschen Wehrmacht aktiv war. Sie bestand aus deutschen Nationalsozialisten sowie ausländischen Freiwilligen.

Wallenberg, Raoul Geboren am 4. August 1912 in Stockholm (Schweden). Wallenberg wurde im Juni 1944 vom US

War Refugee Board (WRB) rekrutiert und zum ersten Sekretär der schwedischen Gesandtschaft in Ungarn ernannt. Mit dem Einverständnis der schwedischen Regierung führte Wallenberg geheime Rettungsaktionen durch und errichtete 32 schwedische Schutzhäuser, wodurch die Deportation Tausender ungarischer Juden während des Holocausts verhindert werden konnte. Wallenberg wurde am 17. Januar 1945 in Budapest zum letzten Mal gesehen. Einem Bericht der sowjetischen Regierung aus dem Jahr 1956 zufolge starb er am 17. Juli 1947 im Lubjanka-Gefängnis in Moskau. «Augenzeugen, die berichteten, Wallenberg nach 1947 im sowjetischen Strafvollzug gesehen zu haben, stellten diese Aussage in Frage, und das genaue Datum und die Umstände von Wallenbergs Tod können möglicherweise nie geklärt werden. Im Oktober 2016, 71 Jahre nach seinem Verschwinden, erklärten schwedische Beamte Wallenberg offiziell für tot.» («Raoul Wallenberg and the Rescue of Jews in Budapest», Holocaust Encyclopedia).

Wehrmacht Gesamtheit der Streitkräfte im nationalsozialistischen Deutschland (Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe); 1935-1945.

Weiss, Arthur Geschäftsmann, der sein Budapester Geschäfts- und Wohnhaus, bekannt als Glashaus, im Winter 1944/45 als geschütztes Haus für verfolgte Juden zur Verfügung stellte. Weiss wurde Anfang 1945 von Pfeilkreuzlermilizionären ermordet.

Zionismus (Von «Zion», Name des Tempelbergs in Jerusalem). Der Begriff wurde 1890 vom österreichischen Juden Nathan Birnbaum geprägt. Zionismus ist eine komplexe Bewegung, die sich für die Vereinigung der Juden in ihrer biblischen Heimat und die Errichtung eines souveränen jüdischen Staates im Lande Israel einsetzte. Mit der Staatsgründung Israels am 14. Mai 1948 wurde das zentrale Ziel des Zionismus verwirklicht.

Zwangsarbeitsdienst / Munkaszolgálat
Arbeitsdienstsystem für Männer zwischen 20 und 44 Jahren, die für den regulären Militärdienst als «politisch unzuverlässig» eingestuft wurden. Unter dem Szälasi-Regime wurden sowohl jüdische Männer als auch Frauen zwischen 16 und 60 Jahren zwangsverpflichtet. Es wird geschätzt, dass zwischen 50 000 und 70 000 Menschen im Zwangsarbeitsdienst umgekommen sind.

Herausforderungen beim Bearbeiten der Interviews

Daniel Teichman

Ursprünglich war ich während der Vorbereitungen der englischen Version dieses Buches – als Sohn einer verstorbenen Interviewpartnerin – lediglich gebeten worden, zur Publikation des Interviews einzuwilligen und einige Fotos aus dem Familienarchiv beizusteuern. Der entstandene Kontakt mit den Herausgeberinnen führte u.a. dazu, dass diese mich fragten, welchen Verlag ich für die deutschsprachige Ausgabe empfehlen könnte. Ich nannte den Limmat Verlag – das Resultat halten Sie in Händen. Zudem wurde ich zunehmend in die Bearbeitung der einzelnen Beiträge involviert und darüber hinaus gebeten, ein Interview, das ich 1995 mit meinem Vater geführte hatte, in komprimierter Form als zusätzlichen Buchbeitrag beizusteuern.

Im Jahr 1995 – mein Vater war damals 80jährig – wollte ich all die Geschichten, die er mir bis dahin mehrmals und bei verschiedenen Gelegenheiten erzählt hatte, in konzentrierter Form festhalten und führte mit ihm ein Interview, das sich an den verschiedenen Phasen seines Lebens (Kindheit, Ausbildung, Zeit des Zweiten Weltkriegs, Rabbiner in Ujpest, Flucht aus Ungarn 1956) orientierte. Ich hatte im Laufe der letzten 25 Jahre ein- oder zweimal den Anlauf genommen, das auf Tonband aufgenommene Interview mit meinem Vater zu transkribieren, dies jedoch nie vollständig umgesetzt. Insofern hatte die Bitte, den Teil über die Ereignisse im Jahr 1944 herauszufiltern, einen positiven Effekt, und ich bin dankbar, dass ich von Charlotte Schallié dazu «gedrängt» wurde, dies zu tun.

Mein Vater – dessen Muttersprache Ungarisch war – und ich sprachen miteinander Hochdeutsch, das er sehr gut beherrschte, obwohl er erst ab dem Alter von 45 Jahren in einem deutschsprachigen Land lebte. Sein Deutsch war jedoch von der ungarischen Ausdrucksweise geprägt. Für

mich war immer klar, was er meinte – so glaube ich zumindest. Aber das komprimierte Interview sollte ja auch für unbedarfte Leserinnen verständlich sein und musste stilistisch und grammatikalisch bearbeitet werden. Es war eine Herausforderung, den Inhalt der Aussagen meines Vaters richtig herüberzubringen, ohne seiner vom Ungarisch geprägten Sprache die persönliche Note zu nehmen. Und ich musste gegenüber mir selbst auch immer wieder Rechenschaft darüber ablegen, ob ich die Worte meines Vaters auch tatsächlich richtig verstand oder allenfalls etwas hineininterpretierte, was er so nicht gemeint hatte.

Eine ähnliche Problematik begegnete mir bei der Bearbeitung der anderen Buchbeiträge. Ich kenne diese Problematik sowohl aus meiner Arbeit als Psychotherapeut als auch meiner familiengeschichtlichen Forschungstätigkeit. Sowohl in der Psychotherapie als auch beim Analysieren von Quellen unterschiedlicher Art (Dokumente, Briefe, Notizen, Grabsteine etc.) bin ich mit folgenden Fragen konfrontiert: Wie genau hat jemand eine bestimmte Aussage formuliert? Was war die Absicht des Verfassers/der Verfasserin? Werde ich mit meiner Wiedergabe dessen, was ich gehört oder gelesen habe, der Aussage des Verfassers/der Verfasserin gerecht oder ist meine Wiedergabe lediglich eine bestimmte Interpretation und jemand anders hört und/oder liest womöglich eine andere Interpretationsvariante? All diese Fragen enthalten noch eine weitere Dimension, wenn es darum geht, Interviewteile in einer anderen Sprache wiederzugeben. Übersetzungen sind bekanntlich immer auch Interpretationen. Die Wahl einer bestimmten Übersetzung eines Wortes, das mehrere Bedeutungen hat oder eine den Eigenheiten der Zielsprache geschuldete veränderte Satzstellung, können den ursprünglichen Sinn verfälschen. In einer Psychotherapie und auch in anderen Situationen ist es möglich, die eigene Interpretation zu verifizieren, indem ich mein Gegenüber frage, ob ich es mit meiner Wiedergabe richtig verstanden habe. Das war beim Gelesen der vorliegenden Buchbeiträge meist nicht möglich und die verschiedenen Bearbeiterinnen der Texte waren sich bei vielen Stellen bezüg-

lich möglicher Interpretation nicht immer einig. Dennoch mussten Entscheidungen getroffen werden. Ich hoffe, dass wir möglichst oft die Intentionen der Interviewten getroffen haben.

Ein weiterer Aspekt ist die Frage, wie mit Aussagen umzugehen ist, die historisch nicht korrekt sind. Ein Beispiel: Die allermeisten Interviewten bezeichnen die von Konsul Lutz ausgestellten Dokumente als Schutzpässe. Tatsächlich wurden damals einzelne Schutzpässe ausgestellt, in der Regel waren es jedoch Schutzbriefe und nicht Schutzpässe. Diese Tatsache habe ich selbst erst in den letzten Monaten von den Herausgeberinnen dieses Buches gelernt. Meine Eltern sprachen immer von Schutzpässen. Dies war ihr Verständnis der damaligen Ereignisse, wie auch dasjenige der meisten Interviewten. In der englischen Version dieses Buches wurde der Begriff Schutzpass vielfach durch Schutzbrief ersetzt. Für die vorliegende deutschsprachige Ausgabe wurde die Entscheidung gefällt, die «historisch falsche» Wortwahl der Interviewten zu belassen. Ähnliches betrifft die Bezeichnung Ghetto. Offiziell wurde der Begriff in Budapest erst ab November 1944 für das Grosse Ghetto und auch für das Internationale Ghetto verwendet (siehe Glossar). Die meisten Interviewten sprachen jedoch anlässlich der ab Juni 1944 erfolgten Umsiedlung von Juden in Gelbsternehäuser bereits von einem Ghetto. Durch das Belassen der «historisch falschen» Wortwahl «Ghetto» wird das subjektive Verständnis der damaligen Ereignisse wiedergegeben und damit eine Ebene ergänzt, die durch das Korrigieren in eine historisch korrekte Darstellung verloren ginge. Auch wenn es uns, mit historischem Wissen versehen, manchmal stutzig macht, hat es oftmals seine Berechtigung, dass Zeitzeugen sich nicht an das offizielle Vokabular halten (müssen).

Festzustellen war auch, dass die subjektive Beschreibung der damaligen Gegebenheiten oftmals mit dem Alter zu tun hat, in dem die Interviewten die Ereignisse erlebt haben. So beurteilten zum Beispiel jene Interviewten, die damals im Schulalter waren, den Umgang der nicht-jüdischen Ungarn mit ihren jüdischen MitbürgerInnen anders – und in der

Regel positiver – als diejenigen, die von den bereits vor Einmarsch der Deutschen herrschenden antijüdischen Gesetzen wussten. Sie waren sich der antisemitischen Politik der späten 1930er-Jahre bewusster, da sie unter anderem von den bereits davor geltenden Zulassungsbeschränkungen für Juden an Universitäten betroffen waren.

Häufig werden bei Übersetzungen englischer Texte hebräische Begriffe und Namen auch im Deutschen mit der im Englischen verwendeten Schreibweise wiedergegeben. In diesem Buch wählten wir eine dem Deutschen angepasste Schreibweise, zum Beispiel Schabbat anstatt Shabbat, Haschomer Hazair anstatt Hashomer Hatzair. Ausnahmen erfolgten bei interviewten Personen, die mit einer bestimmten selbstgewählten Schreibweise ihres Namens bekannt waren. So haben wir beispielsweise beim Grafiker und Illustrator Shemuel Katz (statt Schmuel) diejenige Version gewählt, die er selbst zumeist verwendet hat.

Ich habe im Rahmen der Mitarbeit an diesem Buch viel gelernt, nicht zuletzt auch hinsichtlich dessen, was mein Anliegen war, als ich meinen Vater 1995 interviewt hatte. Als Kommentar zum Interview hielt ich fest: «Seit ich ein kleines Kind war, hatte mir mein Vater immer wieder einzelne Episoden und Bruchstücke aus der Kriegszeit erzählt. In einem 1995 geführten Gespräch, mein Vater war damals 80-jährig, versuchte ich mir ein Gesamtbild zu machen und auch Einzelheiten zu klären, die für mich bis anhin schwammig geblieben waren.» Das Interview war für mich damals sehr hilfreich und hat vieles klarer gemacht – einiges blieb jedoch schwammig bzw. nicht ganz fassbar. Das Lesen aller Interviews in diesem Band, mit all ihren unterschiedlichen Perspektiven und Facetten und teils unterschiedlichen Darstellungen einzelner Ereignisse und Gegebenheiten, ermöglichte mir eine Gesamtsicht, die ein deutlich klareres Bild wiedergibt, als ich es bisher hatte. Hierfür geht mein Dank sowohl an die Interviewten als auch an die Herausgeberinnen.

Zürich, Schweiz 2020

Erfahrungen einer Forschungsassistentin

Noga Yarmar

Anfang 2015 bot mir Charlotte Schallié an, als Forschungsassistentin an einem Buchprojekt zur Aufarbeitung der ungarischen Rettungsmission im Zweiten Weltkrieg unter der Leitung des Schweizer Diplomaten Carl Lutz mitzuarbeiten.

Die Suche nach Überlebenden und die Durchführung der Interviews

Der erste Schritt war die Suche nach Überlebenden in Israel. Agnes Hirschi hatte uns eine Liste mit ein paar Namen gegeben. Diese Personen waren im Jahr 2015 unsere ersten Interviewpartner. Später erhielt ich von «The Testimony House» (nnpn mn in Nir Galim, Israel) eine Liste von Überlebenden aus dem Glashaus, und im Januar 2017 begann ich, mit Personen aus dieser Liste Kontakt aufzunehmen. Als ich in Kanada zum Hörer griff – mit nichts als einem Namen vor mir –, war ich etwas besorgt, wie ich in wenigen Minuten erklären sollte, wer ich bin und was das für ein Projekt ist, an dem ich arbeite. Doch als auf der anderen Seite der Welt das Telefon abgenommen wurde, hörte ich mit Überraschung und Erleichterung die Stimmen völlig fremder Menschen, die es kaum erwarten konnten, sich mit Charlotte Schallié und mir zu treffen, und die bereit waren, ihre schmerzlichen Erfahrungen und Geschichten mit uns zu teilen.

Während wir Israel von Norden nach Süden durchreisten, besuchten und befragten wir etwa zwanzig Überlebende. Mit jeder Person war nur ein Interviewtermin vorgesehen. Einige Interviews dauerten bis zu vier Stunden, und an manchen Tagen führten wir zwei durch. Wir ermutigten die Befragten, zur Unterstützung weitere Familienmitglieder wie Ehepartner oder Kinder beizuziehen. Alle freuten sich, Charlotte Schallié und mich bei sich zu Hause zu empfangen und ihre Erfahrungen mit uns zu

teilen – sie waren gerührt und dankbar, dass sich jemand für sie interessierte, dass jemand ihre Geschichten hören und mit einem grösseren Publikum teilen wollte. Fotoalben der Familie, Kunst, Bücher und natürlich Essen wurden hervorgeholt und vermittelten uns das Gefühl, zur «Familie» zu gehören.

Allen Überlebenden war es sehr wichtig, ihre persönliche Geschichte und ihr Wissen über die Rettungsaktion von Carl Lutz weiterzugeben. Viele von ihnen waren damals noch kleine Kinder und erfuhren erst später vom ganzen Ausmass der Operation. Sie drückten alle ihre Dankbarkeit aus, dass sie dank Carl Lutz und anderen, die an seiner Seite arbeiteten, am Leben waren.

Jedes Gespräch war anders. Einige Überlebende haben im Laufe der Jahre ihre Geschichten mit der Familie, der Gemeinde oder mit Schulkindern geteilt, und es fiel ihnen nicht schwer, mit uns darüber zu sprechen, während diese Erfahrung für andere, die nur selten über die Erlebnisse sprachen, traumatisierend war.

Das Alter der Überlebenden reichte von 80 bis 93 Jahren. Einige waren gesundheitlich beeinträchtigt, aber trotz körperlicher und emotionaler Schwierigkeiten waren alle fest entschlossen, sich mit uns zu treffen und ihre Geschichte mit uns zu teilen. Wir hatten eine Reihe von Fragen, die ich vor der Aufzeichnung des Interviews erklärte. Ich versuchte, so wenig wie möglich einzugreifen (nur dann, wenn ich Angaben wie Daten, Namen und Schreibweisen überprüfen musste), damit die Überlebenden ungestört sprechen konnten.

Wie nicht anders erwartet, löste das Interview bei einigen eine Flut von Emotionen aus. Eine Interviewpartnerin erzählte mir später, dass sie ihr Leben wie einen Film vor sich ablaufen sah: «Ich sah die Strassen, mein Haus, die Schule, die Kleidung, die wir trugen. Ich sah mein ganzes Leben vor mir.» Später sagte sie, dass sie daran arbeite, wieder aus diesem Horrorfilm herauszukommen. Obwohl die Zeugenaussagen vieles gemeinsam haben, ist jede Geschichte einzigartig, jedes Leben auf andere Weise davon geprägt. In jedem Interview erlebte ich Momente, in denen ich das



Noga Yarmar während des Interviews mit Mordechai Neumann in Jerusalem, Israel 2017.

Gefühl hatte, ich bekäme einen Schlag auf die Brust, und musste nach Luft ringen.

Transkription und Bearbeitung

Das Transkribieren der Interviews nach der Rückkehr nach Kanada war bisweilen emotional belastender als die Durchführung selbst. Während der Gespräche musste ich ruhig und gefasst bleiben – selbst wenn der bzw. die Interviewte einen Zusammenbruch erlitt –, aber beim Transkribieren war ich allein und musste die Bänder immer wieder anhören und so jedes schmerzliche Detail und jede Geschichte von Neuem durchleben.

Ich versuchte, mitzuberücksichtigen, was über die gesprochenen Worte hinaus – in den unvollendeten Sätzen, den gebrochenen Stimmen – und mit dem Schweigen «gesagt» wurde. Gemeinsam mit unseren Übersetzerinnen und Herausgeberinnen haben wir die Texte immer wieder von Neuem überarbeitet, um der ursprünglichen Bedeutung, der ursprüngliche Emotion Rechnung zu tragen. Der Weg von den mündlichen Interviews zu den hebräischen Transkriptionen bis hin zu den komprimierten Geschichten im Buch war ein vielstufiger Prozess. Während der gesamten Arbeit war es mir sehr wichtig, die Stimmen der Überlebenden, wie ich sie gehört hatte, so authentisch wie möglich zu bewahren und weiterzugeben.

Abschliessende Gedanken und Bemerkungen

Warum ist die Erinnerung an den Holocaust in der heutigen Zeit von Bedeutung? Die Frage hat mich durch mein Buchprojekt und mein zweijähriges MA-Studium in Holocaust-Studien begleitet. Die Erinnerung an den Holocaust ist wichtig als eine Art *precautionary tale*, als eine Mahnung, was passieren kann, wenn wir zulassen, dass die Politik des Hasses auf «Andere» – Rassismus, Faschismus und Antisemitismus – weitergeht und sich ausbreitet. Der Holocaust lehrt uns wertvolle Lektionen über Toleranz, Vielfalt, Integration und Akzeptanz – und über die menschliche Fähigkeit, sowohl Böses als auch Gutes zu tun.

Ich bin mir sehr bewusst, dass wir bei unserem Buchprojekt, bei dem es darum geht, die Erinnerung an den Holocaust für diejenige Zeit lebendig und relevant zu erhalten, in welcher es keine Zeugen und Überlebende mehr geben wird, ein sehr enges Fenster haben, um die Geschichten festzuhalten und zu bewahren.

Es war eine herausfordernde, sinnvolle und vor allem lehrreiche Erfahrung. Vom ersten Telefongespräch an war ich beeindruckt, wie bereitwillig und bedenkenlos die Überlebenden mir – einer völlig Fremden – ihre Geschichten anvertrauten. Es lag ihnen sehr viel daran, zu sprechen und ihre Erfahrungen zu teilen, und ich spürte die Dringlichkeit und den Wunsch, ihre Erinnerungen weiterzugeben, bevor sie dazu nicht mehr in der Lage wären.

Ich hatte das Privileg und die Ehre, Zeugin zu sein und die Ereignisse dokumentieren zu dürfen. Ich bin beeindruckt vom Mut der Überlebenden und von dem, was sie überwunden haben – dankbar für ihr Vertrauen, inspiriert von ihrem unerschütterlichen Optimismus – und ich bin durch ihre Worte und Erinnerungen für immer verändert.

Victoria, Kanada 2020

Bearbeitung der Abschriften

Dahlia Beck

Leitgedanken

Mündlich versus schriftlich: Ich hatte stets vor Augen, dass es sich bei den Zeugenberichten um Abschriften mündlich geführter Interviews handelt. Diese bestehen aus Akzenten, Körpersprache, Mimik, Gestik, Tonfall usw., die den Zuhörenden helfen, den Worten der Befragten zu folgen und deren Sinn zu verstehen. Beim Redigieren der Abschriften musste ich, auf Grundlage von Worten auf einem Bildschirm/Blatt und ihren vielfältigen Übersetzungsmöglichkeiten, interpretatorische Entscheidungen fällen.

Ungarisch und/versus Hebräisch: Die Sprache, in der die ungarischen Überlebenden Zeugnis ablegten (Hebräisch), bewegte sich zwischen unbeholfen bis fehlerhaft. Ich achtete beim Redigieren darauf, eklatante Fehler zu berichtigen und Wiederholungen zu minimieren. Bestimmte eigentümliche und sehr aussagekräftige Wendungen (aus dem Ungarischen?) liess ich hingegen so, wie sie waren, sofern sie das Verständnis nicht beeinträchtigten. Diese markanten Ausdrücke vermitteln ausserdem oft ein besonderes «europäisches Flair», das in der Aura des Fremden, des Kosmopoliten und des Wanderers, des Polyglotten, des Opfers, des Kämpfenden und des Überlebenden mitschwingt.

Ein weiterer Grund, skurrile Wendungen wörtlich zu belassen, ist die Überzeugung, dass sie als eine Art Weckruf wirken. Die Lektüre von Berichten über die Schrecken, denen die Befragten ausgesetzt waren, kann die Lesenden betäuben. Die gelegentlich seltsamen Formulierungen sind eine sichtbare Erinnerung an die Muttersprache der Erzählenden und an ihre perfide Heimat – Ungarn –, und erfordern von den Lesenden gesteigerte Aufmerksamkeit. Schliesslich verleiht ein unbeholfener Ausdruck den Erzählenden eine menschliche, einzigartige Note.

Die Sprache als Spiegel des Inhalts

Eine gelegentliche Wiederholung oder unlogische Aussage, ein unvollständiger Satz, ein in der Schwebelage bleibender Gedanke, ein durchgängiges Stakkato – als Bearbeiterin der Texte kam ich immer mehr zur Überzeugung, dass all dies den von den Überlebenden erzählten Inhalt widerspiegelt. Ihre Welt war jäh und brutal zusammengebrochen; so waren auch Rhythmus und Stil der Zeugnisse oft abrupt, schroff, knapp und schnörkellos, was die Unfähigkeit der standardisierten Sprache aufzeigt, den schrecklichen Ereignissen, die sie mitteilt, Ausdruck zu verleihen. Daher hebt meine Fassung die lautmalerische Atmosphäre der Zeugnisse respektvoll hervor.

Loyalität: Die Bearbeiterin der Texte sitzt vor ihrem Computer; die Tastatur wartet ungeduldig darauf, dass ihre Finger bestimmte Tasten drücken, während die rohen Transkripte sie unbeirrt anstarren. Ihr Gefühl der Loyalität ist geweckt. Sie weiss, dass diejenigen, die uns von diesen erschütternden Dingen berichteten, es verdienen, dass ihre Worte ihre Wahrhaftigkeit und ihren vollen Klang beibehalten, und dass sie, die Bearbeiterin der Texte, ihnen gerecht wird. Sie weiss auch, dass sie die Lesenden und ihren Wunsch nach sprachlicher Genauigkeit im Auge behalten sollte. Darüber hinaus erfordern zahlreiche wesentliche Aspekte ein Abwägen: – Welche Teile der drängenden Transkripte sollen in den schriftlichen Text aufgenommen werden, welche nicht?

- Was bedeutet Klarheit im unfassbaren Kontext menschlicher Verrohung und Vernichtung?
- Wie sollten redaktioneller Feinschliff und Verfeinerung in einem Text aussehen, der schonungslos trostlose und zerrüttete Wirklichkeiten aufzeigt?

Mit diesen Fragen musste ich mich ständig auseinandersetzen.

Victoria, Kanada 2020

Zum Dokumentarfilm «Carl Lutz – Der vergessene Held»

Daniel von Aarburg

In Ungarn, Deutschland, Israel und den Vereinigten Staaten gilt der Schweizer Carl Lutz als Held, hochdekoriert mit Orden, Denkmälern und Auszeichnungen. In der Schweiz war er lange Zeit nahezu unbekannt. Ich will mich da nicht ausnehmen. Eine Studentin hatte vor einigen Jahren meiner Frau ein italienisches Taschenbuch mit dem Titel «La casa di vetro» («Das Glashaus») geschenkt. Es lag lange unbeachtet auf dem Wohnzimmertisch. Dem Klappentext habe ich eines Tages mit grossem Erstaunen entnommen, dass der Schweizer Carl Lutz während des Zweiten Weltkriegs in Budapest mehrere zehntausend Juden gerettet haben soll: für mich eine Entdeckung. Ich habe das Buch dann sogleich gelesen und immer mehr interessante Details erfahren: die Deportation der Juden Ungarns in «Rekordzeit», Lutz' direkte und bauernschlaue Verhandlungen mit Adolf Eichmann, seine Liebe zur Budapester Jüdin Magda und deren Tochter Agnes und vieles mehr.

Dies sind alles hochdramatische Elemente, ideal für eine filmische Aufarbeitung. Eine solche war bisher nicht zustande gekommen. Zwischen den 70er- bis 80er-Jahren «versandeten» mehrere Filmprojekte bereits während der Recherche oder konnten nicht finanziert werden. Höchste Zeit also, die Geschichte von Carl Lutz mittels eines Films einem grösseren Publikum bekannt zu machen. Parallel zum Dokumentarfilm publizierten wir 2014 ein sogenanntes Videobook mit Texten, animierten Graphiken und einigen der wichtigsten Interviews. Dessen Inhalte sind mittlerweile im Netz frei zugänglich: carllutz.videobooks.com.

Die Dringlichkeit, mit der eine audiovisuelle Dokumentation der Geschichte von Carl Lutz angegangen werden musste, war auch dem hohen Alter aller Involvierten geschuldet. Lutz' Stieftochter Agnes Hirschi, die im

Film als Erzählerin an den Originalschauplätzen fungiert, war damals mit ihren 76 Jahren das «Nesthäkchen». Alle anderen Überlebenden waren älter, zum Teil schon hochbetagt. Diese wichtige Oral-History-Quelle wird leider nur allzu bald auf natürliche Weise versiegt sein. Uns war es deshalb ein grosses Anliegen, die Erzählungen dieser Geretteten zu sichern, solange dies noch möglich war. Mit Beiträgen der öffentlichen Filmförderung und privater Unterstützung haben wir in den Jahren 2012/13 zwei Dutzend ausführliche Interviews mit ungarischen Holocaust-Überlebenden auf der ganzen Welt aufgenommen, die unter anderem auch dank der Hilfe von Carl Lutz noch am Leben sind und deshalb Zeugnis ablegen konnten. Die Dramatik und die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Biografien aus Budapest – sowie die «Wachheit», mit der sie erzählt werden – haben dann all unsere Erwartungen übertroffen. Die kürzlich verstorbene Philosophin Agnes Heller (1929-2019) trafen wir in Budapest nach ihrem täglichen Schwimmtraining. Paul Fabry (1919-2018) empfing uns in seinem museumsartigen Anwesen in der Bourbon-Street in New Orleans. Fabry bestand darauf, vor dem Interview gemeinsam mit einem ortsüblichen, hochprozentigen Drink aufs Leben und unser aller Wohl anzustossen. Danach ging es nach Houston zu Alexander Schlesinger (*1928). Seine Geschichte von der Rettung durch Carl Lutz kurz vor seiner Exekution schien mir fast zu gut, um wahr zu sein. Ein ausführliches Recherchetelefonat mit ihm, in dem er sich auch an das kleinste Detail erinnerte und mehrmals explizit, ja entrüstet darauf beharrte, dass ihn tatsächlich Carl Lutz und niemand anderes vom offenen Grab weg ins Auto gerettet habe, zerstreuten meine Zweifel endgültig. Letzte Station unserer USA-Reise war New York, wo gleich mehrere durch Schweizer Schutzbriefe Gerettete leben. Elizabeth Rieder (1930-2015) hatte zuvor noch nie über ihre Erfahrungen als Teenager im Budapester Glashaus gesprochen. Sie hatte ein Interview anfänglich abgelehnt. Eine zweite Anfrage durch Agnes Hirschi, die sie persönlich kannte, hat sie dann umgestimmt. Aus persönlicher Dankbarkeit gegenüber Konsul Lutz, wie sie meinte.

Bei der Auswertung der Interviews wurde uns bewusst: Wir sind im Besitz eines wertvollen Schatzes an Oral History, der optimal filmisch umgesetzt werden muss. Die Interviews mit den Überlebenden sollten im Zentrum des Filmes stehen, verbunden durch die Besichtigung der Originalschauplätze mit Agnes Hirschi. Aus der Sicht der damals 7-jährigen «Agi» erfahren wir Lutz' Geschichte: die Geschichte eines Schweizer Helden im wohl dunkelsten Kapitel der Menschheit. Der Vize-Konsul der kleinen, neutralen Schweiz verhandelte direkt mit einer der wichtigsten Nazi-Figuren: Adolf Eichmann. Lutz, der eigentlich scheu und überkorrekt war, an unüberwindbarem «Lampenfieber» litt, wenn er vor Publikum sprechen musste, ist während eines Jahres über sich hinausgewachsen, hat unter existenzieller Gefahr das «Richtige» getan, sich um Vorschriften fouiert und damit viele Menschen gerettet.

Breit genutzt wurde im Dokumentarfilm ein weiteres «Geschenk», das Lutz seiner Nachwelt hinterliess. Seit seiner Jugend in Amerika war er ein begeisterter – und auch begabter – Hobby-Fotograf und -Filmer. Im ETH-Archiv für Zeitgeschichte, wo sein Nachlass liegt, finden sich über 1200 Fotos und 85 Filme von Lutz. Eindrückliche Bilder, meist mit dem Selbstauslöser geschossen, mit grossem Sinn für Inszenierung.

Zeitzeugeninterviews, verbunden mit der Erzählperspektive eines kleinen Mädchens, bebildert mit tollem Archivmaterial des Protagonisten – diese Elemente sollten Carl Lutz zu jenem Film verhelfen, den er verdiente und der seine Leistung auch in seiner Heimat einem grossen Publikum bekannt machte.

Chur, Schweiz 2020

Daniel von Aarburg, Carl Lutz – Der vergessene Held, Interaktives Videobook
DOCMINE Productions, carllutz.videobooks.com

«Mit der Verzahnung von textlicher und filmischer Beschreibung mit anderen Content-Elementen wird im Videobook ‚Carl Lutz – Der vergessene Held‘ digitales Storytelling auf höchstem Niveau betrieben.» *Jury Deutscher eBook Award*

Literaturverzeichnis

- Adam, Istvan Pal: Budapest Building Managers and the Holocaust in Hungary. Basingstoke 2016.
- Archiv für Zeitgeschichte (AfZ): Nachlass Generalkonsul Carl Lutz.
- Bartrop, Paul R.: Resisting the Holocaust: Upstanders, Partisans and Survivors. Santa Barbara, CA 2016.
- Bauer, Yehuda: Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945. Aus dem Englischen von Klaus Binder und Jeremy Gaines. Berlin 2019.
- Berenbaum, Michael und Skolnik, Fred (Hrsg.): Encyclopaedia Judaica. Vol. 1, 2. Ausgabe. Detroit, MI 2007.
- Braham, Randolph: The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary. Second edition. New York, NY 1994.
- Braham, Randolph: «Rettungsaktionen: Mythos und Realität». In: Mihok, Brigitte (Hrsg.): Ungarn und der Holocaust. Kollaboration, Rettung und Trauma. Berlin 2006, S. 15-40.
- Braham, Randolph: The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary. Third revised and updated edition. Boulder, CO 2016.
- Cesarani, David: Final Solution: The Fate of the Jews 1933-1949. New York, NY 2016.
- «Holocaust Encyclopedia», United States Holocaust Memorial Museum, www.ushmm.org/learn/holocaust-encyclopedia.
- «Collecting Testimonies.» US Shoah Foundation Institute for Visual History and Education. <https://sfi.usc.edu/collecting>. 18. Juni 2020.
- Cotti, Flavio: Rückblicke in unsere jüngere Geschichte sind nicht immer schmerzlos. Israelitisches Wochenblatt Nr. 14, 7. April 1995, S. 35-36.
- Fardel, Guillaume: La présence helvétique en Palestine mandataire. Université Fribourg, mémoire de licence, 2006, S. 134-138.
- Greenspan, Henry: Collaborative Interpretation of Survivors' Accounts. A Radical Challenge to Conventional Practice. Holocaust Studies, 17.1.2011, S. 85-100.
- Greenspan, Henry: On Listening to Holocaust Survivors. Beyond Testimony. St. Paul, MN 2010.
- Greenspan, Henry und Sidney Bolkosky: When is an interview an interview? Notes from listening to Holocaust survivors. Poetics Today, 27.2.2006, S. 431-449.
- Greenspan, Henry, Sara R. Horowitz, Eva Kovacs, Berel Lang, Dori Laub, Kenneth Waltzer und Annette Wiewiorka: Engaging Survivors: Assessing «Testimony» and «Trauma» as Foundational Concepts. Dapim: Studies on the Holocaust, 28.3.2014, S. 190-226.
DOI: 10.1080/23256249.2014.951909.
- Grossman, Alexander: Nur das Gewissen. Carl Lutz und seine Budapester Aktion. Geschichte und Porträt. Frauenfeld 1986.
- Kehrli, Jakob O.: Bericht an das Eidgenössische Politische Departement über die Verhältnisse in Budapest vor, während und nach der Besetzung durch die Rus-

- sen – 15. Dezember 1944 – April 1945, Bern 1945.
- Levine, Paul: Raoul Wallenberg in Budapest. Myth, History and Holocaust. London 2010.
- «Oral History Interview Guidelines.» United States Holocaust Memorial Museum, 2007.
www.ushmm.org/m/pdfs/20121003-oral-history-interview-guide.pdf.
 18. Juni 2020.
- Schreiber, Waltraud: «Zeitzeugengespräche führen und auswerten». In: Schreiber, Waltraud und Katalin Arkossy (Hrsg.): Zeitzeugengespräche führen und auswerten. Historische Kompetenzen schulen. Neuried 2009, S. 21-28.
- Tschuy, Theo: Carl Lutz und die Juden von Budapest. Zürich 1995.
- Tschuy, Theo: Dangerous Diplomacy. The Story of Carl Lutz, Rescuer of 62.000 Hungarian Jews. Grand Rapids, MI 2000.
- Vamos, György: Carl Lutz (1895-1975). Schweizer Diplomat in Budapest 1944. Ein Gerechter unter den Völkern. Genf 2013.
- von Aarburg, Daniel: Carl Lutz – Der vergessene Held. Dokumentarfilm. DOCMINE Productions 2014.
- «Yellow Star House Project»: Vera and Donald Blinken Open Society Archives (OSA) at Central European University (CEU), www.yellowstarhouses.org.
- Vagi, Zoltan, László Csósz und Gabor Kádár: The Holocaust in Hungary: Evolution of a Genocide. Lanham, Maryland, in Zusammenarbeit mit dem United States Holocaust Memorial Museum, 2013.

Bildnachweis

Einige Urheberrechte konnten trotz umfangreicher Recherche nicht geklärt werden. Wir bitten allfällige Rechteinhaber, sich beim Verlag zu melden.

- | | |
|---|--|
| <p>9 Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich/Agnes Hirschi: NL Carl Lutz/243</p> <p>12, 17, 21, 23, 397 Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich /Agnes Hirschi: NL Carl Lutz /11</p> <p>14 Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich/Agnes Hirschi: NL Carl Lutz/273</p> | <p>19 Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich/Agnes Hirschi: NL Carl Lutz/281</p> <p>20 Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich/Agnes Hirschi: NL Carl Lutz/272</p> <p>21 Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich /Agnes Hirschi: NL Carl Lutz/12</p> |
|---|--|

- 39 Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich
/Agnes Hirschi: NL Carl Lutz/271
- 43, 53,121 Schweizerisches Bundesarchiv
Bern
- 48 Privatsammlung Dany Benshalom
59, 215, 320 ©DOCIMINE Productions
- 73 Privatsammlung Paul Fabry
- 77, 100, 114, 227, 235, 248, 260, 271,
276,
- 279, 292, 299, 315, 343, 364, 486 Foto:
Charlotte Schallié
- 85 Privatsammlung Mordechai Fleischer
- 89 © Lawrence Greenstein
- 97, 98 Privatsammlung Jean Greenstein
- 109 ©DavidGur
- 129 Privatsammlung Mordechai Kremer
- 132, 135 Privatsammlung Vera Bellák
- 139 Privatsammlung Peter Bino
- 145, 148 Privatsammlung Nora Polnauer
- 151 © Ben-Gurion University of the
Negev
- 158 Privatsammlung Shaul Ladany
- 160 Privatsammlung János Maté
- 167, 171, 181,198, 473 Foto: Agnes
Hirschi
- 169 Privatsammlung Familie Schweitzer
- 174 Privatsammlung Eva Sirtes
- 183 Privatsammlung Agnes Isaacs
- 187,349 ©Michael Richter
- 192, 193, 353, 356, 357 Privatsammlung
Daniel Teichman
- 195 Privatsammlung Gadi Sharon
- 200, 205 Privatsammlung Familie
Wigdorovits
- 208, 212 Privatsammlung Zipporah
Cohen
- 220, 225 Privatsammlung Agnes Heller
- 233 Privatsammlung Idit Hirschfeld
- 243 Privatsammlung Chedva Katz
- 258, 406 Privatsammlung Naomi Katz
- 268 Privatsammlung Ester Kaufman
- 289 Privatsammlung Mordechai
Neumann
- 296 Privatsammlung Miryam Palgi
- 303 Privatsammlung Peter Pollak
- 307, 311 Privatsammlung Annette
Rubin
- 318 Privatsammlung Mosche Schavit
- 333 Privatsammlung Arthur Schneider
- 372 Privatsammlung George Berci
- 374 Privatsammlung Vera Donovan
- 393, 400 Privatsammlung Agnes
Hirschi
- 396 Foto: Carl Lutz
- 399, 403 ©United States Holocaust Me-
morial Museum
- 409 ©ShemuelKatz
- 414 Copyright Bea Lewkowicz:
The Association of Jewish Refugees,
London, England
- 432 ©John Lesavage/cssc
- 439 Privatsammlung Andrew Simon 443,
- 446 Privatsammlung Peter Tarjan 450,
- 455 Privatsammlung Charles Gati
- 464 Privatsammlung George Somogyi
- 475 Privatsammlung Agnes Vertes

Dank

Unser aufrichtiger Dank gebührt den grossartigen Übersetzerinnen Lis Künzli und Barbara Linner für ihre feinfühlige und kompetente Spracharbeit mit Texten, die vieles in Ungesagtem wiedergeben und traumatisch Erlebtes skizzenhaft andeuten. Wir bedanken uns auch sehr herzlich bei Daniel Teichman für sein fundiertes und präzises Fachlektorat. Seine wertvolle Arbeit beinhaltete auch unzählige historische Recherchen, die er geduldig ausführte, wann immer eine Anfrage von uns eintraf. Es ist keinesfalls ein zu überschwängliches Lob, wenn wir hier festhalten, dass Daniel Teichman der Einzige in unserem Team war, der in der Sprachenvielfalt (Deutsch, Hebräisch, Ungarisch, Englisch und Französisch) alle Fäden in der Hand hielt. Den Verlagslektorinnen Corinna Viviani und Larissa Waibel danken wir für das sorgfältige Gegenlesen und die angenehme Zusammenarbeit. Vielen Dank auch an Daniel von Aarburg und Patrick Müller (DOCMINE), die uns die audio-visuellen Interviews von «Carl Lutz – Der vergessene Held» grosszügig zur Verfügung stellten und an François Wisard, der die Rettungsaktion von Carl Lutz in einen historischen Zusammenhang einordnet. Ein weiteres herzliches Dankeschön geht an Noga Yarmar und Dahlia Beck für ihre ausgezeichnete Textarbeit auf Hebräisch. Sie haben die hebräischen Abschriften behutsam und mit grossem Fachwissen lektoriert. Noga Yarmar gebührt zusätzlich Dank für ihre wichtige wissenschaftliche Mitarbeit in Israel, die es uns ermöglichte, Gerettete ausfindig zu machen und Gespräche auf Hebräisch zu führen. Nicht zuletzt gilt unser Dank Karine Hack, Noga Yarmar, Lisa Süssenbach und Caitlin Burritt für die sorgfältig ausgeführten Abschriften aller mündlich erfassten Zeitzeugengespräche.

Wir sind allen Überlebenden, die uns ihre Lebensgeschichte in persönlichen Gesprächen, Interviews oder schriftlichen Zeugnissen anvertraut haben, zutiefst dankbar. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

Mitherausgeber

Dahlia Beck, geboren in Haifa, studierte Linguistik und Englische Literatur an der Hebrew University in Jerusalem, danach Lehrtätigkeit in Toronto und Calgary sowie Beer-Sheva. Unterrichtet derzeit ESL für Erwachsene in Victoria.

Daniel Teichman, geboren 1959, Medizinstudium an der Universität Zürich. Psychotherapeut und Psychiater in eigener Praxis in Zürich, Familienforscher. Genealogische Recherchen, Forschung zur Medizingeschichte, Geschichte der Juden in der Schweiz sowie Familiengeschichte als Spiegel der allgemeinen Geschichte.

Daniel von Aarburg, geboren 1965, aufgewachsen in Chur. Studium der Germanistik und Philosophie an der Universität Zürich, Ausbildung zum Réalisateur en audiovisuel an der Filmschule Lausanne. Arbeit als Autor und Regisseur für Dokumentar- und Spielfilme.

Dr. François Wisard, Leiter des historischen Dienstes beim EDA hat Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Lausanne studiert. Er hat mehrere Bücher geschrieben, darunter «Les Justes Suisses» über die Schweizer Gerechten unter den Völkern.

Noga Yarmar, geboren 1964 im Kibbuz Barkai, Israel. Studierte Kunstgeschichte, Psychologie und Holocaust Studies an der University of Victoria, wo sie heute lebt. Sie unterrichtet Kunst, «Jewish Heritage and Culture» und Hebräisch.

Übersetzerinnen

Lis Künzli, geboren in Willisau, studierte Germanistik und Philosophie in Zürich und Berlin und lebt heute als freie Übersetzerin in Toulouse. Die Übersetzerin von Amin Maalouf, Atiq Rahimi, Camille Laurens, Pierre Bayard, Pascale Hugues, Marivaux, S. Corinna Bille u.a. wurde 2009 mit dem Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Barbara Linner, geboren 1955 in München, studierte Judaistik, Orientalistik und südosteuropäische Geschichte. Sie ist Übersetzerin von u.a. Yiftach Ashkenazy, Assaf Gavron, Batya Gur, Judith Katzir, Jehoschua Kenaz, Etgar Keret und Joshua Sobol.

weiterlesen

Lotte Schwarz

Die Brille des Nissim Nachtgeist

Roman. Die Emigrantenpension Comi in Zürich 1921-1942

Herausgegeben von Christiane Uhlig

Lisette, eine junge Hamburgerin, emigriert im Sommer 1934 aus politischen Gründen nach Zürich, wo sie Arbeit und Unterkunft in der Pension Comi findet. Diese wird vom russisch-jüdischen Ehepaar Paksmann geführt, das einst selbst geflüchtet ist und sich den immer zahlreicher eintreffenden Flüchtlingen verbunden fühlt. In der Pension kommt auch Nissim Nachtgeist unter, Jurastudent aus Deutschland, der gerne Schauspieler geworden wäre und nun illegal Schweizer Berufsmäntel näht. Aber auch Signora Teresa mit den leuchtenden roten Haaren, Jüdin und ausgestossen aus der Kommunistischen Partei, Oberregierungsrat Eiser, der alle, die nach ihm angekommen sind, als persönliche Bedrohung empfindet und Vicky, «eine Achtelejüdin» aus dem Rheinland, die samstags die Damen der Pension mit einer Schönheitspflege verwöhnt, leben hier.

Die Pension Comi hat es tatsächlich gegeben, und Lotte Schwarz erzählt die Geschichten der Menschen, die dort Vertreibung und Krieg zu überstehen und jene im Gastland geforderte seelische Schwerarbeit zu leisten versucht haben: «Hoffen, warten, dankbar bleiben.»

«Die Authentizität der erzählten Episoden bietet Einblick in das Zürcher Alltagsleben einer bewegten Zeit. Zugleich ist die Lektüre beste Unterhaltung, denn Schwarz schreibt in herrlich bildhafter, beschwingter Sprache. Ihr Roman schlummerte fast 50 Jahre im Nachlass. Ein Glücksfall, dass er nun von der Historikerin Christiane Uhlig herausgegeben wird.»

Kultur Tipp

«Lotte Schwarz' erzählerisch eindrucksvoller Roman ist auch heute noch unbedingt lesenswert.»

Literarischer Monat

Hansjörg Quaderer (Hg.)

«**Jener furchtbare 5. April 1953**»

Pogrom in Liechtenstein

Mit einer Graphic Novel von Hannes Binder

5. April 1933: Liechtensteiner Nationalsozialisten wollen Alfred und Fritz Rotter (Schaie), zwei schillernde jüdische Theaterdirektoren, den Berliner Behörden ausliefern, obwohl weder Rechtshilfebegehren noch Schuldspruch vorliegen. Sie locken die Gebrüder Rotter, Gertrud Rotter und Julie Wolff, die im Waldhotel in Vaduz residieren, nach Gaflei in eine Falle. Alfred und Gertrud Rotter kommen ums Leben, Fritz Rotter und Julie Wolff überleben schwer verletzt. Der Strafprozess vom 7/8. Juni 1933 gegen die vier liechtensteinischen Attentäter wirft Wellen in der Nazi- wie der liberalen Presse. Wladimir Rosenbaum, der bekannte jüdische Anwalt aus Zürich, hat ein scharfsinniges Plädoyer vorbereitet, das den grassierenden Antisemitismus als Ursache des Überfalls herausarbeitet. Das Plädoyer wird vom Gericht in Vaduz unterdrückt. Hannes Binder stellt den Tatverlauf in der dichten Schwärze des Schabkartons und mit Ausschnitten aus dem Rosenbaum-Plädoyer dar. Hansjörg Quaderer dokumentiert den atmosphärischen Hintergrund des Verbrechens.

«Dem Duo Hansjörg Quaderer und Hannes Binder ist auf 112 dicht erzählten und gestalteten Seiten ein Werk gelungen, das gleichermassen aufrüttelt und betroffen macht und das als historisches Zeitdokument eine deutliche Botschaft in die Gegenwart trägt. Fazit: Das Buch ist nicht nur Schullektüre-verdächtig – es ist sogar lehrbuchfähig als Beitrag zur jüngeren Liechtensteiner Landesgeschichte.» *Liechtensteiner Volksblatt*

«Binder ist der Pionier der Graphic Novel, es gelingt ihm, die düstere Geschichte perfekt zu veranschaulichen.» *Sonntags-Zeitung*

Verlag und Herausgeberinnen danken den folgenden Institutionen und Personen für die finanzielle Unterstützung: Eidg. Departement des Äusseren EDA, Kulturförderung Kanton Appenzell Ausserrhoden, Dr. Georg und Josi Guggenheim-Stiftung, Ernst Göhner Stiftung, Stiftung Irène Bollag-Herzheimer, Jakob und Werner Wyler-Stiftung, Paul Grüninger Stiftung, René und Susanne Braginsky Stiftung, Ruth und Paul Wallach-Stiftung, Ellen und Michael Ringier.



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement für
auswärtige Angelegenheiten EDA



Kulturförderung

Appenzell Ausserrhoden

ERNST GÖHNER STIFTUNG

DR. GEORG
UND JOSI
GUGGEN
HEIMSTIF
TUNG

RSB
STIFTUNG
RENÉ & SUSANNE
BRAGINSKY
STIFTUNG
ZÜRICH

Gedruckt mit der Unterstützung der Berta Hess-Cohn Stiftung, Basel.

www.limmatverlag.ch

Das *wandelbare Verlagsjahreslogo* auf Seite 1 zeigt Motive aus der persischen Kultur der prähistorischen Zeit (ca. 3500 v. u. Z.). Die Tiermotive – vor allem Widder, Steinböcke, Stiere, Vögel – auf Keramik, Gefässen, Teppichen und Wänden stammen mehrheitlich aus den ehemaligen Hauptstädten Susa und Persepolis.

Der Limmat Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

Umschlagfoto: Hilfesuchende Menschen vor dem «Glashaus» in Budapest, wo sich die Auswanderungsabteilung der Schweizer Gesandtschaft befand. Foto Carl Lutz, Oktober 1944 | ©Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich/Agnes Hirschi: NL Carl Lutz/271.

Fachlektorat: Daniel Teichman

Lektorat: Corinna Viviani und Larissa Waibel

Umschlaggestaltung und Satz: Karin Hutter und Trix Krebs Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Titel der englischen Originalausgabe: «Under Swiss Protection. Jewish Eyewitness Accounts from Wartime Budapest», erschienen 2017 im ibidem Verlag, Stuttgart. Das Werk wurde für die vorliegende Ausgabe grundlegend überarbeitet und erweitert.

© 2020 by Limmat Verlag, Zürich ISBN 978-3-03926-000-3